BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Condillac, Etienne Bonnot de, 1714-1780 / Zabuesnig, Johann Christoph von, 1747-1827 / Aulinger, Johann Baptist [Illustrator]

Des Herrn Abts von Condillac Geschichte der ältern und neuern Zeiten

Bd.: 8

Augsburg (1782)

H.un. 696 g-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034495-4
VD18 90172272

Bl. Un.
6967

Condillac

Des Herrn
Abts von Condillac

Mitglieds der Akademien von Paris, Berlin, Parma und Lion, auch ehemaligen Hofmeisters Sr. Königlichen Hoheit des jetzt regierenden Herzogs von Parma.

Geschichte
der ältern und neuern
Zeiten.

Aus dem Französischen übersetzt.

Achter Band.

Mit Röm. Kaiserl. allergnädigster Freyheit.

Augsburg,
bey Matthäus Riegers sel. Söhnen.
1782.

L. m. 124

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

BIBLIOTECA
MACEASIO

Fünftes Buch.

I. Kapitel.

Von Deutschland und Italien bis auf den Kaiser Rudolph von Habsburg, und bis auf Karl von Anjou, König von Sicilien. Seite 1

II. Kapitel.

Von Frankreich und England während der Regierung des Philipp August. 23

III. Kapitel.

Von Frankreich unter Ludwig VIII und dem heiligen Ludwig, und von England unter Heinrich dem III. 43

IV. Kapitel.

Betrachtung des Zustandes von Deutschland, England, Frankreich und Italien, gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. 90

Inhalt.

Sechstes Buch.

I. Kapitel.

Von Deutschland, England, Frankreich und Italien, während der Regierungen Rudolphs von Habsburg, Philipps des Kühnen und Karls von Anjou. 106

II. Kapitel.

Von den vornehmsten Staaten in Europa während des Papstthums Bonifacius des VIII. 115

III. Kapitel.

Von den vornehmsten europäischen Staaten, von dem Tode Bonifacius VIII, bis zu dem Tode Philipps des Schönen. 139

IV. Kapitel.

Von der Regierung Frankreichs unter Philipp dem Schönen. 148

V. Kapitel.

Von den vornehmsten europäischen Staaten, von dem Tode Philipps des V, der Schöne genannt, bis auf den Tod Karls des IV, der Schöne genannt. 172

VI. Ka=

Inhalt.

VI. Kapitel.

Zustand von Frankreich unter den Regierungen Philipps von Valois, Johanns des II, Karls des V; und von England unter der Regierung Eduards des III. 189

VII. Kapitel.

Von Deutschland, seit dem Streite Ludwigs des V und Johann des XXII, bis 1400. 211

Siebentes Buch.

I. Kapitel.

Von der Kirche und den vornehmsten europäischen Staaten, zur Zeit der grossen Religionstrennung. 231

II. Kapitel.

Von dem, was das Concilium zu Costnitz zur Austilgung der Ketzereyen und der Mißbräuche der Kirche verordnet hat. 276

III. Kapitel.

Von Neapel, von der Kirche und von Deutschland nach dem Concilium zu Costnitz, bis gegen die Mitte des funzehnten Jahrhunderts. 290

Inhalt.

IV. Kapitel.

Ende des griechischen Reiches. 310

V. Kapitel.

Betrachtungen über die europäischen Völker, von dem Verfalle des abendländischen Reiches, bis zum Verfalle des griechischen Reiches. 324

Achtes Buch.

Von den Wissenschaften in dem mittlern Zeitalter.

I. Kapitel.

Wie die Araber die Wissenschaften getrieben haben. 347

II. Kapitel.

Von dem Zustande der Wissenschaften bey den Griechen, seit dem sechsten bis zum funzehnten Jahrhundert. 334

III. Kapitel.

Von dem Zustande der Wissenschaften in Occident, seit dem sechsten Jahrhundert bis auf Karl den Großen. 358

IV. Ka-

Inhalt.

IV. Kapitel.

Von dem Zustande der Wissenschaften in Occident, von Karln dem Großen, bis zum Ende des eilften Jahrhunderts. 365

V. Kapitel.

Von den Wissenschaften im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. 381

VI. Kapitel.

Von den Wissenschaften in dem vierzehnten und funtzehnten Jahrhundert. 400

VII. Kapitel.

Von der Scholastik, und gelegenheitlich von der Art die Künste und Wissenschaften zu lehren. 411

Neuntes Buch.

Von Italien.

I. Kapitel.

Von den vornehmsten Ursachen der Unruhen in Italien. 438

II. Ka-

Inhalt.

II. Kapitel.

Allgemeine Betrachtungen über das, was die Stärke oder die Schwäche einer Republik machet. 450

III. Kapitel.

Allgemeiner Begriff von den Republiken in Italien. 459

IV. Kapitel.

Von Venedig und Genua. 470

V. Kapitel.

Von den groſſen Veränderungen in Florenz. 490

VI. Kapitel.

Betrachtungen über die Urſachen der Uneinigkeiten in Florenz. 512

VII. Kapitel.

Fortſetzung von den Veränderungen in Florenz. 520

VIII. Kapitel.

Von dem Zuſtande der Künſte und Wiſſenſchaften in Italien, ſeit dem zehnten Jahrhundert, bis zum Ende des funfzehnten. 547

Ge=

Geschichte
der neuern Zeiten.

Fünftes Buch.

I. Kapitel.

Von Deutschland und Italien, bis auf den Kaiser Rudolph von Habsburg, und bis auf Karl von Anjou, König von Sicilien.

Heinrich VI, welcher bey Lebzeiten seines Vaters war gekrönt worden, wurde 1190 als Kaiser erkannt, sobald man den Tod Friederichs vernommen hatte. Wilhelm II, König von Sicilien gieng so eben auch mit Tod ab; und dieses Königreich trennte sich in verschiedne Parteyen, die alle Anspruch auf die

Krone machten. Tankred, vom Geblüte der normännischen Fürsten, weil er des Rogers natürlicher Sohn war, siegte anfangs über die Mitwerber, welche sich in Sicilien aufgeworfen hatten; aber er mußte sich noch gegen den Kaiser vertheidigen, welcher sich rüstete, die Rechte seiner Gemahlinn Konstantia geltend zu machen. Da dem Heinrich der erste Versuch fehlschlug, kam er mit größerer Macht, und eroberte 1194 dieses Königreich über Wilhelm III, Tankreds Sohn. Dieser Fürst starb wenig Jahre hernach 1197: hatte er einige gute Eigenschaften, so war er dagegen grausam und treulos: seine Aufführung mit Richard, würde hinreichen das Andenken eines größern Mannes zu verdunkeln.

Da der König von Engelland durch Sturm auf die venetianische Küste geworfen worden, versuchte er seine Reise zu Land zu vollenden, und war so unbedachtsam durch die Staaten des Herzogs von Oesterreich zu gehen, welchen er in Palästina beleidiget hatte. Er wurde angehalten, und dem Kaiser ausgeliefert, der so niederträchtig war, ihn in Feßeln gefangen zu halten, und ihm die Freyheit theuer zu verkaufen.

Friederich, Sohn des Heinrichs war zum Könige erwählet worden; und weil er noch in der Kindheit war, so vertraueten die Deutschen die Regierung des Reiches dem Philipp von Schwaben, Herzogen von Elsaß, einem Bruder des letzten Kaisers. Auf der andern Seite erhielt

Konstantia Sicilien ihrem Sohn, behauptete daselbst die Ruhe ein Jahr über, während sie es regierte, und ließ, als sie starb, Friederich und das Königreich unter der Vormundschaft des Papstes Innocenz III.

Aber in Sicilien und in Deutschland gedachten die Großen nur die Jugend dieses Fürsten zu benutzen, und Innocenz sann auf den Untergang des schwäbischen Hauses, dessen Macht ihn von allen Seiten umgab, und welches er als den Feind des päpstlichen Stuhles ansah.

Mehrere Parteyen zertrümmerten Sicilien. Die entzweyten Minister und Generals ergriffen die Waffen unter verschiedenem Vorwande. Walther, Graf von Brienne, der eine Tochter des Tankreds geheurathet hatte, unternahm seine Forderungen an der Spitze eines Heeres zu behaupten: der Papst, welcher ihn beschützte, belegte mit dem Kirchenbanne alle diejenigen, welche seine Vormundschaft zu erkennen sich weigerten; und während daß er diese Verwirrungen unterhielt, brachte er in Deutschland noch größere Unruhen hervor.

Da es seine Absicht war das Reich auf ein anderes Haus zu bringen, so bewegte er das Volk zum Aufruhr, er erließ ihm den Eid, welchen es dem Friederich geschworen hatte, und es gelang ihm eine Partey zu Stande zu bringen, welche Otto, den Herzog von Sachsen erwähl-

te: ganz Deutschland war mehrere Jahre hindurch in Kriege verwickelt.

Der excommunicirte Philipp hatte Anfangs Unglück, und wurde in die äußerste Noth versetzet: aber er schwang sich wieder empor, und machte so guten Fortgang, daß Otto zu weichen, und nach Engelland zu fliehen gezwungen wurde.

Der Sieger, um sich des Reiches zu versichern, belohnte seine Anhänger, erwarb sich durch Gunstbezeigungen die Anhänger seiner Feinde, brachte den Papst durch Abtrettung des Herzogthums Spoleto und der Mark Ancona auf seine Seite, und versöhnte sich mit Otto, dem er seine Tochter Beatrix zur Ehe gab, und 1208 ihn für seinen Nachfolger im Reiche erkannte. Im folgenden Jahr wurde er ermordet.

Der Papst hatte diese innerlichen Kriege sich zu nutzen gemacht, um seine Oberherrschaft in mehrern italiänischen Städten fest zu setzen, er wollte auch den Anfang der Regierung des Otto benutzen, um sich neuer Rechte zu versichern; indem er auf die Erkenntlichkeit dieses Fürsten, und auf die Nothwendigkeit, worinn er damals war, den päpstlichen Stuhl zu schonen, seine Rechnung machte. In dieser Absicht erdachte er den Entwurf ihn durch Eidschwüre zu binden, und weil ihm die Krönungsceremonie hiezu Gelegenheit verschafte, bot er ihm an ihn zu krönen, wenn er nach Italien kommen wollte.

Otto wurde also gekrönt; und ohne die Folgen zu erwägen, legte er einen solchen Eid ab, wie der Papst ihn wünschte. In dem Artikel der das Erbe des heil. Peters belangte, und durch welchen er versprach der römischen Kirche alle Herrschaften zu erhalten, die sie besaß, hatte man die Güter der Gräfinn Mathilde, und mehr andere eingeschlossen, welche dem Reiche gehörten. Dieses war auch eines der ersten Dinge, das der Kaiser sich reuen ließ; und er suchte nur einen Vorwand um mit dem Papste zu brechen. Es gab sich bald die Gelegenheit dazu durch einen Streit, welcher zwischen den Römern und den deutschen Soldaten entstand: denn er forderte Genugthuung; und mißvergnügt über die, welche man ihm gab, versuchte er durch die Waffen alles das wieder zu erlangen, was er abgetreten hatte; und sagte, sein erster Eid sey gewesen die Rechte des Reiches zu bewahren. Der Papst, welcher zehn Jahre über die Bannstrahlen gebraucht hatte, um ihn auf den Thron zu erheben, gebrauchte sie nun, ihn davon herunterzustürzen; und der Erzbischof von Maynz, welcher sie auf seinen Befehl kund machte, sagte einen Reichstag an, wo Friederich, König von Sicilien, zum Kaiser erwählet wurde.

Otto säumte nicht nach Deutschland zurückzukehren, allwo er, da er sich mächtig genug befand die Rebellen zum Gehorsam zu bringen und zu bestrafen, sich zum Kriege wider Philipp

August für den König von Engelland, seiner Mutter Bruder rüstete. Man saget, seine Armee sey zweyhundert tausend Mann stark gewesen. Inzwischen langte 1214 Friederich an; und ließ sich als Kaiser erkennen, während Otto sich zu Bovines schlagen ließ. Diese Niederlage versicherte dem Könige von Sicilien das Reich, und setzte seinen Feind außer Stand, sich aufs neue anzustrengen um es wieder zu erlangen. 1218 gieng Otto mit Tod ab.

Friederich wurde 1215 zu Aachen gekrönet, und zu gleicher Zeit that er ein Gelübd in das gelobte Land zu gehen, gleichsam um diese Ceremonie feyerlicher zu machen, und desto sicherer sich mit dem römischen Hofe zu versöhnen. Der Fanatismus war damals so groß, daß ein Fürst, welcher Kreuzzüge zu machen sich abgeneigt gezeiget hätte, kaum würde für katholisch gehalten worden seyn. Ein Kaiser wäre verdächtiger gewesen als ein andrer; da seine Abwesenheit den Forderungen der Päpste günstig seyn konnte, so wünschten sie ihn nach dem gelobten Land abreisen zu sehen, weil sie wünschten ihn zu entfernen. Friederich fühlte, wie wahr dieses besonders in Ansehung seiner sey. Seine Aeltern hatten ihm große Staaten hinterlassen: durch den Tod Philipp, seines Onkels, hatte er das Herzogthum Schwaben, das Herzogthum Rothenburg, und mehr andere Herrschaften ererbet: mit einem Worte, er war der mächtigste Monarch in Europa. Daher

mußten die Päpste fürchten, daß er nur gar zu viel Mittel habe die Rechte des Reiches auf Italien geltend zu machen. Ihm war also daran gelegen den Schein zu haben, als dächte er nur auf das gelobte Land.

Es war schon lange, daß die Zwietrachten des Priesterthumes und des Reiches die Guelfische und Gibellinische Parteyen hervorgebracht hatten: die erste erklärte sich für den päpstlichen Stuhl, und die andere hieng allezeit den Kaisern an. Diese zwey Namen der Parteyen kamen nach Italien hinüber, und beyde Theile, welche dieses Land schon trennten, wurden dadurch noch mehr gegen einander erbittert: Denn in dergleichen Fällen machen die Namen allezeit etwas.

Uebrigens waren alle Städte in Uneinigkeit. Die einen wollten unabhängig seyn: andere blieben noch unter dem Gehorsam des Kaisers; mehrere machten Bündnisse unter dem Schutze der Päpste, welche sie weniger als den Friedrich fürchteten, und die mit ihnen gleiches Interesse hatten. Aber keine genoß eines gesicherten Standes; weil die guelfische und gibellinische Rotten welchselweise einander in einer jeden überwogen, und unaufhörliche Veränderungen verursachten. Man war also in allen Ecken Italiens in Waffen, oder bereit sie zu ergreifen. In Deutschland war die Verwirrung nicht geringer, wo man aller Orten immer bewaffnete Tyrannen

sah, welche sich ein Recht aus den Räubereyen machten.

Nachdem Friederich die Geschäfte von Deutschland in Ordnung gebracht hatte, gieng er über die Alpen, empfieng die Krone aus den Händen Honorius III, Nachfolgers des Innocenz, und machte dem päpstlichen Stuhle Versprechungen wie seine Vorfahren. Inzwischen unterhielt der Papst die Zwietracht, damit er von einem so mächtigen Fürsten weniger zu fürchten habe; und die Befehle des Kaisers wurden in den Städten schlecht vollzogen, wo die Guelfen die Oberhand hatten. Anfangs stellte sich Friederich als wenn er nichts merkte, weil die Verwirrungen im Königreich Sicilien ihn genug beschäftigten.

Zwey Brüder des verstorbenen Papstes Innocenz hatten in diesem Reiche einen Aufstand erregt Der Kaiser verjagte sie mit einigen Bischöfen, welche an der Empörung Theil hatten, und ernannte andere an ihrer Stelle. Honorius der die Aufrührer in seinen Schutz nahm, verlangte, daß sie wieder sollten eingesetzt werden, warf Friederichen vor daß er sich unterstanden habe, Hand an das Heiligthum zu legen, und wollte behaupten, es komme dem päpstlichen Stuhle allein zu, von den Beleidigungen Kenntnisse einzuziehen, darüber er sich beschweren könnte. Wenn es dem Kaiser leicht war zu erweisen, daß er seine Rechte gebrauche, so war es dem Papst eben so leicht die seinigen zu mißbrauchen; aber in der Hoffnung den Kaiser in das gelobte

Land

Land bald abreisen zu sehen, verschob er den Kirchenbann.

Mittlerweile trug man 1222 dem Friederich, welcher damals Wittwer war, Jolantha die einzige Tochter des Johann von Brienne, und der verstorbnen Maria, Königinn von Jerusalem, zu heurathen an. Er ließ sich bereden, und hielt die Rechte auf ein Königreich, welches er erobern mußte, für ein solides Heurathgut. Der Papst ermangelte nicht eine Heurath zu loben, welche so sehr mit seinen Absichten übereinstimmte.

Es ist eine sehr erstaunliche Sache, daß zu einer Zeit, wo es sehr schwer war in der That irgendwo souverain zu seyn, man die Ehrbegierde hatte es in so abgesonderten Königreichen zu seyn. Es ist wahr, daß Friederich, durch seine kluge und thätige Aufführung, in Palästina, Sicilien und Deutschland zugleich seyn konnte: ohne eine Schlacht zu liefern, that er mehr als das ganze bewaffnete Europa.

Inzwischen eilte er nicht mit seiner Abreise, bis daß er die Ruhe in Sicilien gesichert hatte. Honorius, welcher nicht aufhörte ihn zu treiben, hatte die Zeit zu sterben. Gregorius IX. bestieg den päpstlichen Stuhl, und drang auch in ihn. Er schiffte sich ein, da aber der Zustand seiner Gesundheit ihm nicht gestattete die See zu ertragen, wurde er nach einer dreytägigen Schiffahrt genöthiget nach Brindisi zurück zu kehren. Der Papst that ihn in den Kirchenbann, als wenn er einen falschen Vorwand gebraucht

hätte, um sein Gelübd nicht zu erfüllen. Friederich gieng das folgende Jahr wieder zu Schiff, und vollendete seine Reise. Gregorius that ihn abermal in den Bann, weil dieser Fürst, sagte er, abgereiset war, bevor er die Lossprechung von der ersten Excommunication erhalten hätte. Er schrieb sogar dem Patriarchen von Jerusalem und verbot ihm, mit Friederich eine Gemeinschaft zu haben. Wie viele Kreuzfahrer haben mit den Abläßen gescheitert! Und diesem Excommunicirten wird sein Unternehmen gelingen.

Saladin war 1193 gestorben; und sein Reich, welches sein Bruder, seine Söhne und mehrere Statthalter der Provinzen unter sich theilten, wurde durch innerliche Kriege beunruhiget, welche die Christen, je länger je mehr veruneinigt, sich nicht zu nutzen machten.

Im Jahr 1195 hatte auf Ansuchen Celestin III, welcher einen vierten Kreuzzug predigen ließ, der Kaiser Heinrich VI mit vielen deutschen Herren und Bischöfen das Kreuz genommen. Das Kriegsherr war sehr zahlreich, aber dieser Fürst gebrauchte einen Theil davon gegen die Normänner im Königreich Sicilien, und schickte den Ueberrest nach Palästina ohne selbst dahin zu gehen. Diese Deutschen machten keinen großen Fortgang. Sie reiseten sogleich wieder ab, als sie den Tod Heinrich VI vernommen hatten, und ließen Palästina in dem Stande, worinn sie es gefunden hatten: sie selbst kamen

men nicht in dem Stande zurück, in welchem sie abgegangen waren.

Der Zurückzug der Deutschen erweckte dem Eifer Innocenz III, welcher damals den Stuhl des heil. Peters bestieg. Man predigte einen fünften Kreuzzug; unter den Predigern hatte Fulco, Pfarrer von Neuilly, einen des heil. Bernhard würdigen Erfolg. Die Venetianer rüsteten die Schiffe für den Transport aller Kreuzfahrer aus. Nichtsdestoweniger schifften sich 1202 mehrere Häupter mit ihren Truppen zu Marseille ein; ungeduldig in Palästina anzulangen, wo sie durch die Pest und die Waffen der Mahometaner umkamen.

Da diejenigen welche sich zu Venedig einfanden, den Venetianern die Summe, worüber man verstanden war, nicht bezahlen konnten, schienen sie entschlossen zurück zu kehren; als der Doge Dandolo so geschickt war den größten Theil davon wider die Christen von Zara zu gebrauchen, welche sich seiner Republick entzogen hatten. Er versprach ihnen, daß er nach diesem Kriege ihnen Schiffen für die Abläße von Palästina verschaffen würde: und da dieser Krieg einen andern nach sich zog, dachte man nicht mehr an die Abläße.

Die Regierung des Isack Angelus, wovon ich zu reden Gelegenheit hatte, war nur eine Kette von Empörungen, welche die Schwachheit und die Furchtsamkeit dieses Fürsten verursachten; und 1195 hatte Alexius Angelus, sein

Bru-

Bruder ihm die Krone weggenommen. Wie er aber nicht weniger feig war, so vertheidigte er das Reich sehr schlecht wider die Bulgaren. Er machte sich dem Heinrich VI zinsbar, um dem Kriege auszuweichen, und wurde so verächtlich, daß der junge Alexius, Sohn des Isack, sich schmeicheln konnte, seinen Vater wieder auf den Thron zu erheben. Er wendete sich an die Kreuzfahrer, welche ihn selbst als Kaiser zu Durazzo ausriefen, nach Konstantinopel führten, den unrechtmäßigen Besitzer verjagten, und das Volk, nachdem es den Isack aus dem Gefängniß gezogen, gab ihm das Reich wieder.

Der wieder eingesetzte Kaiser war sehr erstaunt, als er vernahm, daß sein Sohn den Kreuzfahrern versprochen hatte, ihnen ein Jahr über Lebensmittel zu verschaffen, zweymal hundert tausend Mark Silber zu geben, ein Jahr lang die venetianische Flotte zu unterhalten, mit so viel Truppen als er könnte, die Kreuzfahrer zu begleiten, dem Papst den Gehorsam zu bezeigen, den ihm die katholischen Kaiser erwiesen hatten, alle seine Macht zur Vereinigung der morgenländischen mit den abendländischen Kirchen zu verwenden, endlich die Zeit seines Lebens in dem gelobten Lande fünfhundert Ritter zu unterhalten. Er bestättigte diesen Vertrag, gab aber dabey zu erkennen, daß es nicht möglich scheine alle diese Bedingnisse zu erfüllen.

Der junge Alexius, in die Nothwendigkeit gesetzt, zum wenigsten Zeit zu gewinnen, schlug

den

den Kreuzfahrern vor ein Jahr in den Ländern des Reichs zu verbleiben, mit dem Versprechen zu ihrem Unterhalte alles herbey zu schaffen. Sie nahmen diesen Vorschlag an, und gaben ihm sogar noch Hülfe wider seinen Onkel, der sich in Adrianopel festgesetzt hatte.

Unterdessen bewaffnen sich einige Kreuzfahrer, welche durch ihre Räubereyen das Volk wider sich aufgebracht hatten, und setzen die Stadt in Brand. Die Brunst dauerte acht Tage. Mitten in diesen Verwirrungen wird Alexius ermordet, welchem man vorwarf diese Fremdlinge hereingezogen zu haben, und einer, Murzuphul mit Namen, erhält den Purpur.

Der Legat und die Bischöfe, welche bisher alles misbilliget hatten, was verhandelt worden war, weil man es gethan hatte ohne die Einwilligung des Papstes zu erwarten, erklärten, man müsse den unrechtmässigen Besitzer verfolgen, und versprachen den Kreuzfahrern, daß sie im Reiche eben die Ablässe wie in dem gelobten Lande haben sollten, wenn sie es dem Papste unterwürfig machen könnten.

Konstantinopel wurde 1204 eingenommen, geplündert, und zum Theil verbrannt: sogar die Kirchen wurden nicht verschont.

Die Kreuzfahrer theilten unter sich eine unermäßliche Beute, und schritten zur Wahl eines Kaisers. Diese fiel auf den Balduin, Grafen von Flandern, welcher den Bonifacius, Markgrafen von Montferrat, mit dem Königreiche

Theßalonien belehnte, und die Insel Candien den Venetianern verkaufte. Es wurde aber beschlossen, daß Balduin nur den vierten Theil von Konstantinopel und dem Reiche haben, und von den drey andern Viertheilen unter den Franzosen und den Venetianern eine gleiche Theilung gemacht werden sollte. Man sah nichts als Verwirrungen. Es thaten sich aller Orten Souverains hervor. Balduin, von dem Könige der Bulgaren gefangen genommen, welchen die Griechen zu Hülfe gerufen hatten, verlor das Leben, und Heinrich sein Bruder wurde für seinen Nachfolger ernannt. Unterdessen gab es noch einen Kaiser zu Trebisond, einen andern zu Nicäa, und einen in Paphlagonien: es ist aber genug den Anfang von diesen Verwirrungen zu zeigen. Laßt uns zu den Kreuzzügen zurückkehren, weil die Geschichte Friederich II es erfordert.

Eine Menge deutscher und französischer Kinder nahmen das Kreuz an, in der Ueberzeugung, Gott habe sie bestimmet, das gelobte Land zu befreyen. Ein Theil davon gieng auf dem Wege zu grund, die andern wurden in Egypten von den Kaufleuten verkauft, welche auf sich genommen hatten, sie nach Palästina hinüber zu führen. Dies war die erste Wirkung der Predigten, welche 1273 Innocenz halten ließ, zur Zeit als Friederich das deutsche Reich wieder erlangte.

Dieser

Dieser neue Kreuzzug riß indessen eine erstaunliche Menge Leute von allen Nationen fort. Die Kriegsheere welche unaufhörlich auf einander folgten, kamen immer zur rechten Zeit an, um den erlittenen Verlust zu ersetzen; und die Kreuzfahrer hielten sich fest, bis zur Ankunft des letzten Kriegsheeres, welches nicht mehr konnte ersetzet werden. Die größte Gewalt fiel auf Egypten. Man eroberte Damiate nach einer Belagerung von achtzehn Monaten. Man kann nicht sagen, was diese Eroberung gekostet hat: man mußte sie aber sehr bald verlassen um das wenige zu erretten, was noch von so vielen Kreuzfahrern übrig geblieben war. Ein spanischer Mönch, Kardinal und Legat, hatte kommandiren wollen, da er sich darauf gründete, daß dieser Krieg auf Befehl des Papstes unternommen worden. Der päpstliche Stuhl hieß diese lächerlichen Forderungen gut. Die Truppen marschirten unter dem Mönche, ihrem General, und dies war die Hauptursache von dem unglücklichen Erfolge dieses Unternehmens. So waren die Sachen beschaffen, als 1222 Johann von Brienne in Europa ankam, neue Hülfe zu erhalten, und seine Tochter an Friederich verheurathete. Dieser König war der jüngste Sohn aus dem Hause Champagne, welchen Philipp August nach Judäa geschicket hatte, die Erbinn des Königreiches Jerusalem zu heurathen.

Friederich führte sehr wenig Leute nach Palästina, und fand daselbst doch nur zehntausend

Mann,

Mann, die Tempelherren, die Hospitalritter, und die Ritter vom deutschen Orden. Dieser letzte Orden war zu Gunst der Deutschen wenige Zeit nach dem dritten Kreuzzug errichtet worden: er wird sehr mächtig werden.

Der Patriarch und die Geistlichkeit weigerten sich mit dem Kaiser Umgang zu pflegen: die Tempelherren und die Hospitalritter erklärten, daß sie einem excommunicirten Fürsten nicht gehorchen könnten; und die deutschen Ritter allein schienen ihm zu gehorchen. Um alle diese entzweyten Gemüther zu vereinigen, hatte er den Einfall im Namen Gottes und der Christenheit seine Befehle zu ertheilen, ohne sich selbst zu nennen, und dieses Mittel gelang ihm.

Er wollte nicht sowohl Krieg führen, als Unterhandlungen pflegen; und es scheint er habe schon zum voraus in geheim seine Maßregeln genommen. Inzwischen war es nicht leicht durchzudringen, weil der Sultan von Egypten die Lage benutzen wollte, worin er ihn verwickelt sah: aber der Sultan war selbst nicht ohne Verlegenheit.

Die Uneinigkeiten der muselmännischen Fürsten, welche einander zu bekriegen nicht aufhörten, begünstigten die Anschläge Friedrichs: er wußte so gut Vortheile daraus zu ziehen, daß er einen Stillstand von zehn Jahren schloß, und daß man ihm Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Toron, Sidon und die Dörfer, wordurch diese Oerter eine Gemeinschaft unter sich unterhielten,

hielten, 1228 überließ: man gestattete ihm sogar dieselben zu befestigen; von seiner Seite willigte er ein, daß die Mahometaner den Tempel zu Jerusalem behalten sollten, die Uebungen ihrer Religion darinn zu verrichten.

Durch diesen Vertrag erlangte er wieder die heiligen Orte ohne einen Tropfen Blut vergossen zu haben. Nichts destoweniger versagte der Patriarch seine Einwilligung, und belegte alle Kirchen in Jerusalem mit dem Interdikt. Der Kaiser hielt dennoch seinen Einzug in diese Stadt; und wie kein Priester sich sehen ließ, die Krönungsceremonie zu verrichten, gieng er in die Hauptkirche, und krönte sich selbst in Gegenwart der Deutschen, welche ihn begleiteten.

Er eilte nach Italien zurück zu kommen, wo seine Gegenwart nothwendig war: Gregorius IX war in Apulien eingefallen, er hatte eine Armee aufgerichtet, welche er die Miliz Jesus Christus nannte; er hatte alles Volk der Lombarden zur Empörung aufgemuntert; er hatte alle Souverains e sucht, wider den Kaiser die Waffen zu ergreifen; und Johann von Brienne hat das Kommando der päpstlichen Völker gegen seinen eigenen Tochtermann übernommen, indem seine Ehrsucht so weit gieng daß er Friederichen das Reich hinwegnehmen wollte.

Die europäischen Fürsten ergaben sich nicht dem heftigen Ansuchen des Gregorius. Aber ganz Italien war in voller Gährung. Da er-

schienen mehr als jemals die Parteyen der Guelfen und Gibellinen: man schlug sich zu gleicher Zeit an allen Orten. Der Fanatismus, vor welchem die Excommunicationen hergiengen, hatte die Untreue, die Grausamkeit und Abscheulichkeiten von aller Gattung zu seinem Gefolge. Der Papst, die Urquelle aller dieser Verwirrungen in Italien, behauptete doch, daß der von dem Kaiser in Palästina gemachte Vertrag den Christen nachtheilig sey. Er that diesen Fürsten aufs neue in den Kirchenbann; er erließ allen seinen Unterthanen den Eid der Treue; sein Legat schrieb in Deutschland einen Reichstag aus; er redete daselbst wider den Kaiser ohne alle Bescheidenheit; mit einem Worte, Gregorius versäumte nichts um eine neue Kaiserswahl zu bewirken.

Die großen Männer bezwingen sogar die Vorurtheile ihrer Zeiten. Wenn wir Fürsten gesehen haben, die sich den ungerechten Bannstrahlen unterwarfen, so geschah es nicht allein, weil die Völker abergläubisch waren, sondern hauptsächlich, weil die Fürsten selbst unwissend oder schwach waren: Friederich war weder das eine noch das andere. Er wußte seine Minister auszuwählen, er wußte ihnen seine Einsichten mitzutheilen: er lehrte Europa denken. Der Legat mit allen seinen Ränken empörte die Deutschen nur wider den Papst: sogar die Geistlichkeit blieb dem Kaiser getreu.

Dieser schlechte Fortgang bewog Gregorius zum Frieden: er machte sogar selbst den ersten

Anfang

Anfang dazu. Er sah, daß seine Ränke sich gegen ihn kehrten. Man empörte sich zu Rom, er war daselbst nicht mehr sicher, er mußte so gar aus dieser Stadt gehen. So war das Schicksal der Päpste: sie wollten die Königreiche vergeben, und setzten Europa in Unruhe; ohne daß sie sich selbst den Besitz eines Dorfes versichern konnten.

Johann von Brienne, General des Gregorius, war glücklicher: denn durch eine Folge von Revolutionen, welche man nur in verwirrten Zeiten findet, wurde er als Kaiser von Konstantinopel erwählet. Wahr ist es, dieses Reich bestand beynahe nur in dieser einzigen Hauptstadt; und drey andere Souverains nannten sich auch Kaiser, der eine zu Nicäa, der andere zu Trebisonde, und noch ein andrer zu Thessalonica.

Nachdem der Friede geschlossen war, beschäfftigte sich Friederich allein mit den Mitteln die Ruhe wieder herzustellen. Es gelang ihm hierin, als sein Sohn Heinrich, welchen er in seiner ersten Ehe gezeuget, und als römischen König hatte krönen lassen, sich empörte, und in seinen Aufstand mehrere deutsche Herren und lombardische Städte verwickelte: aber bey Annäherung Friederichs unterwarf sich 1234 alles: er setzte in einer zu Maynz gehaltenen Reichsversammlung seinen Sohn ab, und verurtheilte ihn zur ewigen Gefangenschaft.

Unterdessen machten die Lombarden ein mächtiges Bündniß. Vergeblich suchte der

Kaiser sie durch Unterhandlungen zum Gehorsam zu bringen: er mußte endlich zu den Waffen greifen. Die berühmte Schlacht bey Cortenova, welche er über die Mayländer gewann, brachte Schrecken, und alle Städte unterwarfen sich, ausgenommen Mayland, Bologna, Piacenza und Faenza.

Wie der Waffenstillstand, welchen er mit dem Sultan von Egypten gemacht hatte, zu Ende gieng, nahm sich der Papst vor einen neuen Kreuzzug zu predigen, und besonders dem Friederich das Kreuz zu geben; gewiß weniger in der Absicht dem gelobten Land zu Hülfe zu kommen, als die Herzhaftigkeit des Kaisers an jedem andern Ort, als in der Lombardey zu beschäfftigen. Er wollte nichts als ihn entfernen: aber ein neuer Waffenstillstand von zehn Jahren, welchen dieser Fürst mit dem Sultan machte, wich diesem Streiche aus.

Ein andrer Gegenstand des Streites entsteht zwischen dem Papste und dem Kaiser: Gregorius giebt vor, Sardinien sey ein Lehen des päpstlichen Stuhles, und Friederich behauptet, diese Insel müsse das Lehen von dem Reiche empfangen. Man greift zu den Waffen. Der excommunicirte Kaiser rückt in den Kirchenstaat. Der Papst verkündigt einen Kreuzzug gegen diesen Fürsten: denn man mußte endlich wohl für die Vertheidigung des Erbtheils des heil. Peters so gut als für die Eroberung von Palästina, das Kreuz annehmen. Aber die wider die Ungläubigen

bigen selbst so oft unglücklichen Kreuzfahrer sind wider einen christlichen Fürsten, so wie Friederich, nicht glücklicher; und Gregorius läßt es sich so sehr verdriessen, daß er darüber stirbt.

Celestin IV, welcher auf ihn folgte, verschwand sogleich. Der päpstliche Stuhl war hernach zwanzig Monate hindurch ledig. Endlich 1241 erwählte man Innocenz IV, welcher allezeit auf Friederichs Seite zu seyn geschienen hatte. Man hoffte also die Eintracht zwischen der Kirche und dem Reiche wieder hervorkeimen zu sehen. Man wünschte deßhalben schon diesem Fürsten Glück: er sahe voraus, daß er einen Freund verlor.

In der That trat Innocenz in die Fußstapfen des Gregorius. Genöthiget Italien zu verlassen, floh er nach Lyon, und hielt da ein Concilium, in welchem er Friederich vorforderte, mit dem Kirchenbanne belegte, und absetzte: er ermahnte die Deutschen einen andern Kaiser zu ernennen; und einige Bischöfe erwählten einen Landgrafen von Thüringen, welchen man den Pfaffenkönig nannte. Dieser Scherz, der zeigte daß die Augen anfiengen aufzugehen, war eine schlimme Vorbedeutung für die Päpste: Unterdessen dauerte der Krieg, welcher sich mehr als jemals entzündete, bis zu dem 1250 erfolgten Tode des Friederich.

Er hatte um das Ende seines Lebens einige Unglücksfälle. Ungeachtet der Verwirrungen, womit seine Regierung beunruhiget wurde, ver-

schönerte er die Städte seines Königreiches Sicilien, erbauete einige neue, stiftete hohe Schulen, und machte die Wissenschaften blühen.

Seit dem Tode dieses Fürsten bis 1273, als Rudolph von Habsburg zum Kaiser erwählet worden, war Deutschland ohne Haupt, oder unter Fürsten ohne Macht, allen Unordnungen der Anarchie überlassen. Damals geschah es, daß mehrere Städte Bündnisse errichteten, um sich wider die Tyrannen zu vertheidigen, von denen sie umzingelt waren. Es waren schon einige, welche die innerlichen Kriege sich zu nutze machten, fast unabhängige Republiken geworden. Sie hatten das Joch der kleinern Herren abgeschüttelt, und sich unter den Schutz der Kaiser begeben, und man sieht, daß Heinrich IV und seine Nachfolger ihnen große Freyheiten bewilliget haben, um sich der Hülfe zu versichern, die sie davon erhielten.

In dem Zwischenraume von 1250 bis 1273 war das Reich zu schwach seine Rechte auf Italien geltend zu machen. Diese Umstände waren der Freyheit günstig, es gestalteten sich also mehrere Republiken. Aber die Kriege, welche von innen und von aussen entstanden, erlaubten ihnen nicht eine dauerhafte Einrichtung zu machen: es kostete viel Blut um frey zu seyn, und man war es nicht.

Sicilien war nicht weniger beunruhiget. Die Päpste führten da Kriege, weil sie glaubten, das Königreich eines in einem Concilium abge-

abgesetzten Fürsten könnte nur dem päpstlichen Stuhle gehören. Sie thaten Manfred, den natürlichen Sohn Friederichs II in den Kirchenbann: sie bewaffneten Kreuzfahrer wider ihn: endlich da sie es für sich nicht erobern konnten, boten sie es fremden Fürsten an: anfangs dem Bruder Heinrich III, Königs von Engelland, und hernach Karln von Anjou, Bruder Ludwig IX, Königs von Frankreich.

Karl nahm es an, und eroberte dieses Königreich 1266 gegen Manfred, welcher die Schlacht und das Leben verlor. Zwey Jahre hernach, da Konradin, der Enkel Friederichs gefangen worden, ließ er ihm den Kopf abschlagen. Karl war doch der unrechtmäßige Besitzer. Das Haus Schwaben erlosch mit Konradin: So ist der Bruder des heiligsten der Könige das Werkzeug der ungerechten Ehrsucht der Päpste geworden.

II. Kapitel.

Von Frankreich und Engelland während der Regierung des Philipp August.

Während der Abwesenheit Richards entstanden Unruhen in Engelland, und Johann, sein Bruder, mit dem Zunamen ohne Land, welcher die Umstände benutzte, mischte sich nach und nach in die Regierung der Staatssachen, und suchte sich den Weg zum Throne zu bahnen. Sein Anhang war doch noch zu

schwach, als Richard, welcher nach einer vierjährigen Abwesenheit 1194 ankam, mit jenem freudigen Zurufen empfangen wurde, womit das Volk gegen einen herzhaften Fürsten niemals sparsam ist. Dieser König rührte durch seine Unglücksfälle: seine Unvorsichtigkeit schien nur der Fehler einer großmüthigen Seele, und man gedachte nur an seine Gefangenschaft, um Heinrich VI zu verfluchen. Da er die Gemüther so geneigt gefunden hatte, brachte er bald alle seine Gegner zum Gehorsam. Er forderte den Johann vor Gericht, welcher nach Frankreich entwichen war; und ließ ihn der Thronfolge verlustig erklären.

Richard säumte nicht den Philipp August zu bekriegen, welcher sich seiner Befreyung widersetzet, und die Anschläge des Johann begünstiget hatte. Das Kriegsglück war abwechselnd, und die zuweilen eingestellten Feindseligkeiten dauerten bis 1199, als Richard starb. Dieser Fürst ließ durch ein Testament seine Staaten Johann seinem Bruder, mit dem er sich versöhnet hatte.

Dieses Testament war für Johann eine sehr schwache Stütze. Ein anderer Prinz schien ein größeres Recht zu haben; dieser Fürst war Arthur, der Herzog von Brittannien, denn er war der Sohn von Gottfried, dem ältern Bruder des Johann. Man zweifelte aber, ob in dergleichem Falle der Sohn den Vater vorstellen könnte; es gab kein gewisses Gesetz, und man

konnte

konnte Beyspiele dafür und dagegen beybringen. Diese Fragen, deren Entscheidung den Völkern zukäme, sind allezeit Ursachen zum Kriege. Doch wie es dem auch sey, Johann wurde in Engelland und in der Normandie erkannt: aber Poitou, Touraine, Maine und Anjou erklärten sich für den Arthur; und Philipp August ergriff die Waffen für diesen Fürsten, oder vielmehr um Gelegenheit zu haben einige Provinzen dem König Johann hinweg zu nehmen.

Philipp hatte seine Gemahlinn Isenburga, eine Prinzessinn von Dännemark, unter dem Vorwande, sie sey seine Anverwandtinn, verstossen, und Maria, oder Agnes, eine Tochter des Herzogs von Meran geheurathet. Der König von Dännemark bringt seine Klage vor den Papst, und alsbald kommen Legaten nach Frankreich, nehmen Einsicht von dieser Ehescheidung, halten Concilien, und belegen dieses Königreich mit dem Interdikt: aber Philipp wußte allezeit sein Ansehen verehrlich zu machen. Endlich im Jahre 1200, zur Zeit des Krieges mit Engelland, wollte er allen diesen Verwirrungen ein Ende machen, und willigte ein die Isenburga wieder zu nehmen: Er zeigte sich so gar geneigt zum Frieden, zu welchem ihn der Legat ermahnte, dergestalt, daß Arthur verlassen wurde, und Johann die Provinzen in Besitz nahm, welche sich an den Herzog von Brittannien ergeben hatten. Innocenz III, der damals Deutschland und Italien beunruhigte, hatte diesen Frieden für

nöthig gehalten, um den Kreuzzug, welchen er predigen ließ, zu begünstigen.

Der Friede war von keiner Dauer. Da einige Aufrührer eine Empörung in der Normandie erreget hatten, forderte sie Johann vor sein Gericht. Sie weigerten sich zu erscheinen, indem sie behaupteten, sie haben keinen andern Richter als den König von Frankreich: Philipp nahm sie in seinen Schutz, und rüstete sich zum Krieg. Dann stellte sich Arthur, der diese Gelegenheit für seine Forderungen günstig fand, an die Spitze der Poiteviner, welche sich empört hatten; er wurde aber geschlagen, gefangen, und bald darnach verlor er das Leben, auf Befehl, oder nach einigen, durch die eigne Hand seines Onkels.

Konstantia, die Mutter des Arthur, verlangte von Philippen Gerechtigkeit, welcher Johann als seinen Vasallen vorfoderte, um sich über das beschuldigte Verbrechen zu verantworten. Der König von Engelland, weil er nicht erschien, wurde von dem Gerichte der Pairs, als überzeugt von dem Morde eines Blutfreundes verurtheilet, und alle Lehen, welche er in Frankreich besaß, der Krone heimgefallen erkläret.

Dieses Urtheil wäre lächerlich gewesen, wenn es nicht durch die Waffen wäre unterstützet worden: aber Philippen gieng alles von statten; 1205 eroberte er schnell die Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Poitou. Es waren bereits zwey hundert zwey und neunzig Jahre, daß

dem

dem Rudolph die Normandie war abgetreten worden.

Diese Begebenheit, welche die Epoche von dem Untergange der Lehnsanarchie ist, erfordert, daß wir einige Betrachtungen über die Ursachen machen, welche sie vorbereitet haben. Zudem ist es Zeit nach so vielen Verwirrungen, Unordnungen und Kriegen, auszuruhen: wir werden nur gar zu viel Gelegenheit haben, uns wieder zu ermüden.

Nach den Grundsätzen der Lehnsregierung konnte man nur durch seines gleichen geurtheilet werden. Das Parlement, so nannte man im dreyzehnten Jahrhundert den Gerichtshof des Königs, mußte also nur aus Vasallen bestehen, welche von der Krone unmittelbar die Lehen erhoben. Man mußte davon die Baronien des Herzogs von Frankreich, die Baronen des Grafen von Paris und die Baronen des Grafen von Orleans ausschließen: denn da sie ihre Obern nicht richten konnten, so durften sie nur in den Gerichten der Herrschaften, davon sie Lehen empfiengen, zugelassen werden. Mit einem Worte, die Könige von Frankreich hätten eben so viel Lehengerichte haben müssen, als sie verschiedene Herrschaften hatten.

Die Kapetier aber, da sie die Titel eines Herzogs und Grafen nicht achteten, nahmen nur den Titel eines Königs an; dergestalt, daß die königliche Würde alle andere einschloß, und man gewohnte sich nach und nach nur diese in der Person der Kapetier zu sehen. Sobald

man

man nun einmal den Grafen von Paris mit dem Könige von Frankreich vermengte, so vermengte man alsbald die Vasallen des Grafen mit den Vasallen des Königs; und das Parlement, weil man es den Gerichtshof des Königs nannte, schien der Gerichtshof der Pairs zu seyn, die Herren, daraus es bestand, mochten seyn, wer sie wollten. Die großen Vasallen, welche allezeit den Hof des Königs, als ihr Gericht erkannt hatten, fuhren also fort ihn dafür anzusehen; und da sie nicht gewahr wurden, daß es nicht mehr der Hof der Pairs war, erkannten sie ihre Untergebenen für ihre Richter. Der Mißbrauch eines Ausdruckes verursachte ihren Irrthum. Ich habe den Einfluß der Sprache über die Meynungen gezeigt; ich könnte eben so leicht ihren Einfluß bey den großen Veränderungen der Völker sichtbar machen: die Zeiten, welche wir so eben durchliefen, würden mehr als ein Exempel verschaffen. Zum Glück wird der Mißbrauch der Worte bey dieser Gelegenheit etwas Gutes hervorbringen; dies ist aber wenig für alles Uebel, was er sonst verursachet hat, und noch verursachen wird.

Im Anfange wachte der Hof des Königs nur für die Vortheile der großen Vasallen, weil sie allein daselbst Zutritt hatten. Es war nicht mehr so beschaffen, als er sich von Herren von allen Ständen zusammengesetzt befand. Alsdann waren die Glieder dieses Gerichts meistentheils dem Könige zugethan; und auf die

ummit-

unmittelbaren Vasallen eifersüchtig, zu welchen sie sich nicht erheben konnten, bemühten sie sich nur dieselben herunter zu setzen.

Nachdem das Parlement, welches nach und nach mit Vasallen von allen Ständen besetzt wurde, den Irrthum sich zu nutzen gemacht, darein man verfallen war, und den Platz des Hofes der Pairs eingenommen hatte, befand es sich durch die Gewohnheit bevollmächtiget, bevor man die Augen geöffnet hatte. Da war es nicht mehr Zeit sich diesem Gerichte zu entziehen. Zum wenigsten hätten die Großen sich vereinigen und gemeinschaftlich zu Werke gehen müssen, um einen Mißbrauch, der ihnen so schädlich war, zu verbessern: dies zu thun waren sie aber nicht fähig. Die mächtigsten, weil sie glaubten nichts zu fürchten zu haben, gebrauchten keine Vorsicht, und hielten's für verächtlich, in einem Gerichte Sitz zu nehmen, wo sie mit ihren Untergebenen vermengt werden würden. Das Parlement benutzte ihre Abwesenheit seine Macht zu erweitern; und nachdem es die schwachen Vasallen unterwürfig gemacht hatte, die man ihm überließ, erlangte es Rechte über die mächtigsten.

Die französischen Herren hatten nicht Klugheit genug, um die Abänderung vorzusehen, womit sie bedrohet wurden: alles schien sie davon zu zerstreuen, und ihre Aufmerksamkeit auf etwas anders zu bringen. Immer beschäfftiget entweder mit Privatkriegen, oder mit Unter-

nehs

nehmungen gegen ihre Vasallen, oder mit Kreuzzügen, sahen sie nicht, daß das Parlement, ohne das Gericht der Pairs zu seyn, unvermerkt dessen ganze Macht an sich zog; und schienen nur nach Palästina zu gehen, um diesem Gerichtshofe freyern Platz zu lassen. Bey ihrer Zurückkunft fanden sie ihre Herrschaften so verdorben, daß wenn ihnen alle ihre Freyheiten bekannt gewesen wären, sie sich zu schwach befunden hätten, sie wieder an sich zu bringen.

Während der Zeit, daß die Herren für ihren wahren Nutzen so wenig aufmerksam waren, ließ der König sein Parlement die Gestalt annehmen, welche er für tauglich hielt; er berief dazu die Herren, von welchen er am meisten versichert war; er machte daß sein Kanzler, sein Kämmerer, sein Mundschenk, und sein Kronfeldherr hineinkamen.

So sind sogar die Bedienten des Königs Richter der großen Vasallen geworden. Inzwischen geschah diese Neuerung, ohne daß man eine Veränderung gewahr wurde, und das Parlement schien nur das zu seyn, was es allezeit gewesen war. Das Ansehen dieses Hofes war unter Philipp August so groß, daß man von den Lehngerichten der unmittelbaren Herren dahin appellirte, und diese selbst von ihren Lehnsträgern dahin vorgeladen wurden. Sie behielten also nichts mehr als einen Schein von Gerichtsbarkeit. Dies war das Parlement, welches den König von Engelland verurtheilte; und

sein über den größten Vasallen vollzogenes Urtheil hat seine Rechte über alle andere bestättiget.

Unterdessen war dieses Urtheil ungerecht. Wäre Johann ohne Land gegen den König strafbar gewesen, so würde die Einziehung seiner Herrschaften gerecht gewesen seyn: er war es aber nur gegen seinen Vasallen, und in dergleichem Fall konnten die Lehnsgebräuche ihn nur verurtheilen, die Oberlehnsherrschaft über Brittannien zu verlieren, welches von dem Herzogthum Normandie ein Lehen war.

Man war ganz blind. Die großen Vasallen sahen weder die Ungerechtigkeit dieses Urtheils, noch die Folgen davon für sie; und die Unwissenheit trug weniger bey zu dieser Blindheit, als die Verachtung und der Haß, welchen man gegen den König von Engelland gefaßt hatte.

Ganz Frankreich sah mit Vergnügen die Demüthigung eines Fürsten ohne Tugend und Talente: Die großen Vasallen überließen sich mit Eifer den Absichten Philipps: sie gaben ihm Hülfe: oder wenigstens widersetzten sie sich nicht seinem Vorhaben. So wurde ein Urtheil vollzogen, welches nur ein falscher Schritt gewesen wäre, wenn die Kronvasallen ihre gemeinen Vortheile zu erwägen gewußt hätten. Diese Begebenheit zeigt uns am Philipp, was ein Fürst kann, welcher sich Hochachtung erwirbt, und am Johann, was ein Fürst wird, der sich verächtlich macht.

Wenn Richard an der Stelle des Johann ohne Land gewesen wäre, so hätte es Philippen mißlungen, oder vielmehr er wäre so klug gewesen, sein Parlement nicht in diese Verlegenheit zu setzen. In der That wurde Richard hochgeschätzt, allgemein geliebt; und hatte im übrigen Einsichten genug um allen Vasallen die Augen zu öffnen, und sie auf seine Seite zu bringen.

Wenn die besten Regierungen nicht immer bestehen können, so mußte die Lehnsregierung aus weit stärkern Gründen eingehen. Sie verdarb sich durch ihre Gebrechen. Schon vor den Zeiten Philipp Augusts sehr geschwächt, schwächte sie sich noch mehr unter seiner Regierung; laßt uns alle Ursachen davon untersuchen.

Die durch Kriege oder durch eine schlimme Haushaltung verarmten Herren sahen sich endlich ohne Hülfe, als sie das Verderben ihrer Unterthanen vollendet hatten. Alsdann machten sie sich aus der Rauberey eine Art von Gerechtigkeit, die einen aus Raubgeist, die andern als Wiedervergeltung. Man brandschatzte so gar die Reisenden, oder richtiger zu reden, man raubte sie aus: mit einem Worte, es war nirgends eine Sicherheit, und die Verwirrung allgemein; als die Herren an die Städte ihrer Herrschaften, welche sie nicht beschützen konnten, das Recht sich selbst zu beschützen, verkauften. Kaiser Heinrich IV gab davon in Deutschland das erste

Beyspiel, gegen das Ende des eilften Jahrhunderts; und Ludwig der dicke, welcher diesem Beyspiele zu Anfange des zwölften folgte, gab es den Herren in seinem Reiche.

Mehrere Städte wurden Gattungen von Republiken, durch Obrigkeiten regiert, welche den Namen Bürgermeister, Schultheise, Schöpfe u. s. w. annahmen. Nicht alle erhielten gleiche Freyheiten, sondern sie bekamen deren mehr oder weniger, nach den Verträgen, welche sie mit ihren Herren machten; und die Freyheiten, deren sie genossen, sind das, was man die Rechte der Gemeinen nennet. Also entstand die Municipalregierung aus den Unordnungen der Anarchie.

„Die Bürger theilten sich in Kompagnien „Soldaten, machten ein regulirtes Korps, exer„cirten sich unter den Obersten, welche sie erwäh„let hatten, wurden Herren von den Festungswer„ken ihrer Städte, und bewachten sich selbst. „Die Gemeinen, mit einem Worte, erlangten das „Recht des Krieges, nicht allein weil sie bewaff„net waren, und weil das Naturrecht die Voll„macht giebt Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; „sondern weil die Herren ihnen in dieser Absicht „ihr eignes Ansehen abtraten und ihnen aus„drücklich erlaubten, Genugthuung für Unrecht „und Schaden, den man ihnen thäte, durch „die Waffen zu fordern. (*)

Dero-

(*) Observations sur l'histoire de France.

Derohalben fiengen die Städte an aus ihrer Sklaverey hervorzugehen, und die Herren wurden selbst mächtiger durch die Abtretung eines Theiles ihrer Gewalt: denn sie fanden bey den Gemeinen schnellere und gewissere Hülfe als bey ihren Vasallen. Mit ihren Familien und Handwerken beschäfftigte Bürger haben keinen grössern Vortheil als eines Beschützers zu schonen, der sie nicht plaget; und um sie ihren Verbindlichkeiten treulos zu machen, müßte man in Ansehung ihrer ungerecht seyn. Auch bemerket man, daß die Errichtung der Gemeinen die deutschen Kaiser und die Könige von Frankreich von ihren Vasallen weniger abhängig machet. Sie brachte noch einen andern Vortheil hervor, sie legte nämlich der Straßenräuberey der kleinen Herren ein Gebiß an; denn man mußte mächtig seyn das Gebiet dieser Städte unbestraft zu plündern: endlich wurden die Kriege dadurch weniger gewöhnlich, weil sie mehr erschwert wurden, besonders in einer Zeit, wo die Herren schwächer geworden waren. Es gab wenige, welche Volk gehabt hätten, oder welche es hätten lang genug unter ihren Befehlen erhalten können, um die Belagerung einer Stadt zu unternehmen, welche durch Festungswerke und Bürger vertheidiget wurde. Die gemeinen Soldaten mußten sogar die besten Soldaten werden: denn Leute, welche für ihre Freyheit streiten, haben in ganz anderes Herz, als Räuber.

Die

Die ersten Gemeinen verbreiteten einen neuen Geist; das Volk fühlte, daß es der Unterdrückung entgehen konnte, und wagte den Gedanken frey zu werden, oder wenigstens das Joch der Tyranney zu erleichtern. Man sah damals mehrere Städte sich in Gemeinen gestalten. Die einen handelten um ihre Freyheit, andere, da sie sich die Schwäche ihrer Herren zu nutzen machten, nannten sich frey, befestigten sich, erwählten Obrigkeiten, und erwarben wieder Rechte, welche die Gewalt allein ihnen entzogen hatte, und die Natur allezeit zurückfordert. Wenn der Herr sich unterfieng die Freyheiten anzugreifen, deren sie sich anmaßten, fragten sie nach seinen Documenten, verschlossen die Thore und setzten sich in Vertheidigungstand. Die Municipalregierung schien sich aller Orten auf den Trümmern der Lehnsregierung festzusetzen.

Wenn die Herren mehr Einsicht gehabt hätten, würden sie die Freyheit dieser neuen Bürger in Ehren gehalten haben; und sie hätten getreue Unterthanen aus ihnen gemacht, bereit ihnen mit ihren Reichthümern und ihrer Kriegsmacht zu helfen. Aber sie wollten noch ferner Tyrannen seyn, und vollendeten den Verfall ihrer Gewalt.

Die meisten von ihnen, welche mit ihren Städten Verträge machten, hatten ihnen nur aus elendem Eigennutz Rechte abgetreten. Daraus entstand das Mißtrauen zwischen den Gemeinen und den Herren. Die Städte wollten

ten nur unter Gewährschaft eines mächtigen Beschützers in Unterhandlung treten, und sie gewöhnten sich an, diesen Beschützer für ihren Herrn zu erkennen, und in ihren Herren nur Feinde zu sehen.

Diese Veränderung, welche vor der Regierung Philipp Augusts nur langsame Schritte gemacht hatte, brach öffentlich aus, als er dem Johann ohne Land seine Staaten nahm. Damals suchten die Gemeinen um die Wette den Schutz eines Königs, welcher mächtig genug war sie zu beschützen, und gleichen Vortheil mit ihnen hatte die Herren zu erniedrigen.

Philipp wurde also Bürge von den Verträgen, welche sie mit ihren Herren errichteten, und erhielt dadurch mehrere Vortheile. Erstlich gab ihm dieses ein Recht Kenntniß von dem einzuziehen, was in den Ländern seiner Vasallen vorgieng, und sich in die Regierung ihrer Gemeinen einzumischen. Zweytens fand er immer diese Republiken ihm geneigt, und bereit für ihn gegen ihre Herren die Waffen zu ergreifen, deren Tyranney sie gar zu wohl kannten, um sie nicht zu fürchten. Endlich erhielt er von ihnen Geldhülfe, weil sie ihm eine Steuer verwilligten sich seines Schutzes zu versichern. Nun hatte er Truppen in seinem Solde. Er war also nicht, wie seine Vorfahren und seine Vasallen, in die Umstände versetzet, von einer Zeit zur andern sich ohne ein Kriegsheer zu sehen.

Die

Die großen Vasallen fiengen an mit einem Souverain behutsam umzugehen, welcher mächtiger als einer von ihnen ins besondere war. In zwischen, wenn sie sich vereiniget hätten, hätten sie ein noch schlecht befestigtes Ansehen zernichten, wenigstens dessen Anwachs hemmen können. Philipp, welcher es merkte, war so klug, daß er seine Gewalt nicht mißbrauchte, da er wußte, daß die Menschen sich weniger wider eine Macht als wider den Mißbrauch derselben auflehnen. Daher dachten die Herren nicht darauf, sich mit einander zu bereden, um sich auf das zukünftige vorzusehen, weil, wenn sie anfiengen unter dem Joche zu seyn, sie davon die Schwere noch nicht fühlten.

So war die Macht Philipp Augusts beschaffen, als Innocenz III schien alle Christen austilgen zu wollen. Sie giengen haufenweis sich in Palästina erwürgen zu lassen; sie vollendeten in Thracien den Untergang des morgenländischen Reiches: Italien und ganz Deutschland war in Waffen: in Norden fuhr man fort durch Soldaten statt der Missionaren zu bekehren. Dies war nicht genug: dieser Papst wollte noch Ströme Bluts in Frankreich und in Engelland fliessen machen; und daher verkündigte er zwey Kreuzzüge mit vielen Ablässen, den einen wider Johann, und den andern wider die Waldenser. Wäre in Spanien Ruhe gewesen, hätte er gewiß auch dort Krieg erregt.

Der Papst war zum Richter zwischen einigen engländischen Bischöfen und den Augustinermönchen genommen worden, die einander das Recht, einen Erzbischof von Canterbury zu erwählen, streitig machten. Er urtheilte zum Besten der Mönche: inzwischen vernichtete er zwey Wahlen, welche waren gemacht worden, und ernannte aus eigener Macht den Kardinal Langron. Der König weigerte sich diesen Prälaten anzunehmen, und beschwerte sich über ein Unternehmen, das die Rechte der Krone verletzte: Innocenz antwortete, ihm komme es nicht zu die großen Pfründen zu vergeben; er müsse die annehmen, welche die Kirche erwählet habe, und wenn er nicht gehorche, würde er sein Königreich mit dem Verbot der geistlichen Amtsübungen belegen, ihn in den Bann thun, und seine Unterthanen von dem Eid der Treue lossprechen. Von den Drohungen schritt er zu den Werken; er verkündigte einen Kreuzzug, und schickte einen Legaten zu Philipp August, um ihn dahin zu bringen, sich der Krone von Engelland zu bemächtigen.

Während der König von Frankreich sich zum Kriege anschickte, begab sich der Legat nach Douvres, wo er den Johann ohne Land antraf. Dieser feige Fürst unterwarf sich zu allem dem, was man von ihm foderte, so gar dem päpstlichen Stuhle zu huldigen. In Gegenwart der Großen und des Volkes legte er seine Krone zu den Füßen des Legaten, welcher sie ihm erst wie-

der gab, nachdem er sie fünf Tage behalten hatte.

Bey der Zurückkunft nach Frankreich erklärte der Legat Philippen, daß er keine Gedanken mehr auf Engelland machen sollte, weil dieses Königreich ein Lehen von der römischen Kirche sey. Philipp, durch eine solche Rede in Verwunderung gesetzt, wendete seine Macht gegen den Grafen von Flandern, den Bundsgenossen des Johann; und machte sich Meister von mehrern Orten, während daß sein Sohn Ludwig wider den König von Engelland Anjou vertheidigte, welcher zu Rochelle geländet hatte.

Damals kam Otto dem Johann, seinem Onkel, zu Hülfe. Obwohl Philipp nur funfzigtausend Mann stark, und folglich viel schwächer war als seine Feinde, fürchtete er nicht die Schlacht anzubieten. Diese war heftig. Er befand sich von einem großen feindlichen Haufen umzingelt, tausend Pfeilen ausgesetzt, von seinem Pferde heruntergeworfen: dennoch erhielt er einen vollkommenen Sieg.

Johanns schlechtes Glück machte die englischen Baronen kühn sich zu empören. Dieser bald verlassene König wurde dahin gebracht, Gesetze von seinen Unterthanen anzunehmen; und er unterschrieb zwey den Vorzügen seiner Krone nachtheilige Urkunden. In dieser äussersten Noth nahm er seine Zuflucht zum Papste seinem Herrn, und bat ihn einen ohne seine Ein-

willigung eingegangenen Vertrag für nichtig zu erklären.

Der Papst, dem der Schutz nicht unbekannt war, welchen man seinen Vasallen schuldig ist, hob diese Urkunden auf, und bedrohete die Baronen mit den Bannstrafen, wenn sie die Erfüllung dieses Vertrages zu verlangen fortführen. Weit entfernt zu gehorchen, boten sie die Krone dem Ludwig an, und dieser Prinz reiste ab.

Philipp, welcher sich scheuete mit dem Hofe zu Rom sich abzuwerfen, that als widersetzte er sich der Abreise seines Sohnes: aber Innocenz ließ sich nicht täuschen, und that Ludwig und Philipp in den Bann.

Ludwig war Herr von den vornehmsten Städten, und schon zu Londen ausgerufen worden, als Johann starb. Der Haß der Engelländer gieng nicht auf den Heinrich, seinen Sohn, der acht bis zehn Jahr alt war: im Gegentheil nahmen sie sich dieses Prinzen an. Alles änderte sich, und Ludwig wurde genöthiget auf dem Meere wieder zurückzukehren. Laßt uns auf den Kreuzzug kommen.

Die Waldenser waren, sagt man, eine Gattung von Manichäern, und man warf ihnen viele Irrthümer vor. Sie hatten sich in großer Anzahl in Languedok, Provence, Dauphiné und Aragonien verbreitet. Man mußte sie, ohne Zweifel, zu bekehren suchen: aber nicht durch Kreuzzüge. In dem vierten Jahrhundert

wurden

wurden die Ithacier von der Kirche abgesondert, weil sie die Priscillianisten zum Tode verurtheilt hatten. Damals, weit entfernt dergleichen Mittel anzuwenden, eilte man so gar nicht die Taufe denjenigen zu ertheilen, welche sie verlangten; als aber die Unwissenheit die Kreuzzüge ausgedacht hatte, gebrauchte man nicht so viele Behutsamkeit, man bekehrte mit den Waffen; und nach einer Schlacht taufte man die Heiden, welche blos aus Furcht noch einmal geschlagen zu werden, sich bekehrten.

Raimund, Graf von Toulouse, von dem einer seiner Vorältern für das gelobte Land einen Kreuzzug gemacht hatte, beschützte die Waldenser, seine Unterthanen; dergestalt, daß der Kreuzzug eben sowohl zur Absicht hatte ihm seiner Staaten zu berauben, als die Ketzerey und die Ketzer auszurotten. Er merkte den Streich, der ihn bedrohete; und um ihm auszuweichen, unterwarf er sich dem Scheine nach allem dem, was man von ihm foderte, das ist, er versprach alle Waldenser auszutilgen.

Es war für einen Souverain schwer ein solches Versprechen zu erfüllen. Man setzte ein Mißtrauen in ihn: er konnnte sich nicht mehr verstellen, griff zu den Waffen, rief den König von Aragonien zur Hülfe, und nachdem dieser Fürst die Schlacht und das Leben verloren hatte, machten die Kreuzfahrer neuen Fortgang; sie erstreckten so gar ihre Eroberungen über die Herren, welche mit den Waldensern nichts zu

thun hatten. Alsdann setzten die Concilien den Raimund ab; gaben seine Länder dem Simon von Montfort, Oberhaupt der Kreuzfahrer; und behielten nur einen Theil davon für den jungen Raimund, Sohn des Grafen von Toulouse. Philipp August schickte Völker wider die Waldenser; sein Sohn Ludwig zog selbst zu Felde, mir aber ist genug hier zu bemerken, daß dieser Krieg von 1209 bis 1228 fortdaurte.

Philipp August starb 1223, im acht und funfzigsten Jahre seines Alters, und im drey- und vierzigsten seiner Regierung. Dieser Fürst hat zu dem Ansehen und der Hoheit der Kapetier den Grund gelegt, welche bis auf ihn immer schwach gewesen waren, weil sie seine Talente nicht hatten. Er brachte wieder zur Krone nicht allein die Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Poitou, sondern auch Auvergne, Artois, Picardie und mehrere andre Herrschaften. Wenn Richard mehr glänzendes oder vielleicht mehr Glück im Kriege hatte, so vereinigte Philipp mit der Herzhaftigkeit und dem Ruhm der Waffen eine kluge und gesetzte Aufführung. Er wußte sich zu vergrößern ohne Mißtrauen zu erwecken, und er machte seine noch schlecht befestigte Macht respecktabel. Ich tadle an ihm nicht den Krieg, welchen er mit den Waldensern führte: dieser Vorwurf fiele mehr auf seine Zeiten als auf ihn.

III. Kapitel.

Von Frankreich unter Ludwig VIII, und dem heiligen Ludwig, nnd von Engelland unter Heinrich III.

Einige Tage nach dem Absterben seines Vaters wurde Ludwig VIII gesalbt und gekrönet. Ich bemerke es, damit man wisse, daß die Regierung Philipp Augusts die Epoche ist, wo es nicht mehr nöthig war, daß ein König von Frankreich die Vorsicht brauchte, seinen Sohn bey seinen Lebzeiten krönen zu lassen.

Da Heinrich III die Wiedererstattung der dem Johann ohne Land hinweggenommenen Provinzen forderte, erklärte Ludwig, sie seyn rechtmäßig eingezogen worden, und weil er suchte dem Könige von Engelland Vorwürfe zu machen, beschwerte er sich, daß dieser bey seiner Salbung nicht gewesen war, bey welcher er als Herzog von Guienne sich hätte einfinden sollen. Aber er wurde nicht gewahr, daß er in einen Widerspruch verfiel, woraus die Engelländer hätten Vortheil ziehen können. In der That, weil der Parlementsspruch Guienne wie die andern Provinzen eingezogen hatte; so war, den Heinrich als Herzog von Guienne erkennen, eben so viel, als ihm den rechtmäßigen Besitz davon nicht anstreiten, und folglich ihm eingestehen, daß er ein Recht an den Provinzen habe, welche ihm waren genommen worden. Es mag seyn, wie es will, 1224 fieng der

Krieg

Krieg an; und nach einem abwechselnden Glück endigte er sich 1226, durch einen Waffenstillstand. Nun marschirte der König von Frankreich gegen die Waldenser, nahm Avignon ein, und eroberte ganz Languedok, da ihm Amauri von Montfort, ein Sohn des Simon, seine Rechte auf die Grafschaft Toulouse überlassen hatte. Ludwig starb zu Auvergne, als er nach Paris zurück reiste. Obschon die Kürze seiner Regierung nicht gestattet, über ihn zu urtheilen, hat man doch Ursache zu glauben, daß das Ansehen unter seinen Händen nicht wäre heruntergesetzt worden. Ich schließe dieses aus der Ruhe, deren Frankreich während seiner Regierung genoß: denn man wurde nicht gewahr, daß es einen andern Herrn habe. Inzwischen wenn man Ludwig im geringsten für schwach gehalten hätte, hätten die Herren nicht unterlassen Unruhen zu erregen.

Im Gegentheil kam unter ihm 1226 der Gebrauch an den Lehnshof des Königs zu appelliren zu Stande, und ward ein Gesetz, welches auch die großen Vasallen zu erkennen anfiengen, obwohl es ihre Gerichtsbarkeiten herunterseßte.

Das Parlement behielt seine Gestalt, welche es unter dem Philipp August bekommen hatte, unangesehen die großen Kronvasallen den Kanzler, den Mundschenk, den Kronfeldherrn, und den Kämmerer des Königs davon ausschliessen wollten.

Es wurde über dies während dieser Regierung ein anderer Gebrauch eingeführt, welcher dem königlichen Ansehen nicht weniger vortheilhaft war. Wenn ein Herr sich von einem Kriege bedrohet glaubte, und sich denselben auszuhalten, unvermögend fühlte, welches oft geschehen mußte, so wendete er sich an seinen Lehnsherrn, und nachdem er den vor sein Gericht forderte, welcher ihm Ursache zur Furcht gab, verlangte er ein *assurement*, das ist, eine Versicherung, daß ihm kein Schade geschehen würde. Wenn in der Folge eine Zwistigkeit zwischen ihnen entstand, überließen beyde deren Entscheidung dem Gericht des Herrn, welcher das *assurement* garantirt hatte. Man sieht daß dadurch der König unvermerkt der Beschützer der schwachen Herren wurde, wie er es bereits von den Gemeinen war; und daß er sich zugleich zum Richter von den Forderungen der mächtigsten Herren machte.

Nicht die Liebe zur Ordnung war es, welche dem gemeinen Wesen sowohl, als der Vergrößerung der Könige so vortheilhafte Veränderungen hervorbrachte: sondern die Schwachheit der meisten Herren. Dergleichen Gebräuche konnten also nicht recht erkannt seyn: es wurde Zeit erfordert sie in Ansehen zu bringen, und vor allem Vorsicht und Standhaftigkeit bey den Souverains. Zuviel Schwachheit oder zuviel übereiltes Unternehmen von seiten ihrer hätte die Gemüther kühn gemacht oder empöret,

und

und die Verwirrungen hätten wieder angefangen.

Zum Glücke hatte Frankreich in diesen kitzlichen Umständen einen mit allen nothwendigen Eigenschaften begabten König, welcher mit der Gabe zu regieren eine vortreffliche Tugend vereinigte, und seine Macht durch die Ehrerbietung, die er gegen seine eigene Person einflößte, ehrwürdig machte. Dies war der heilige Ludwig, der älteste Sohn Ludwig VIII. Nach den unglücklichen Zeiten, welche wir durchgegangen sind, fühlen wir nicht in unsren Seelen eine Begierde, diese vortreffliche Regierung zu betrachten? Inzwischen werde ich nur einen geringen Entwurf davon machen, und vieles zu wünschen überlassen. Man wird bedauern, daß Ludwig nicht in bessern Zeiten regieret habe: denn obschon er für sich groß war, so befleckten doch die noch barbarischen Zeiten seine Regierung.

Ludwig war kaum zwölf Jahr alt, als er 1226 den Thron bestieg. Bianka seine Mutter, eine Tochter Alphons IX, Königs von Castilien, übernahm die Regierung. Der verstorbene König hatte sie als Regentinn ernannt, und er hatte eine gute Wahl getroffen.

Die Herren hielten die Macht für geschwächt, als sie dieselbe unter den Händen einer fremden Frau, und eines Kindes sahen: sie betrogen sich. Die Regentinn, von ihren heimlichen Verbindungen benachrichtiget, ließ ihnen nicht Zeit ihre Kräfte zu vereinigen. Sie rüstete sich eilends zum Kriege,

und

und gieng mit ihrem Sohn auf Thebald den Grafen von Champagne los, der bey dieser Ueberraschung nur in der Gnade des Königs noch ein Rettungsmittel fand. Er war eines der Häupter der Verbindung: deren waren noch zwey übrig, Peter von Dreux, Graf von Bretagne, mit dem Zunamen Mauclerc, und Hugo von Lusignan, Graf de la Marche. Das Kriegsheer gieng über die Loire, sie wurden vorgeladen, und sie unterwarfen sich. So hat die Regentinn durch ihre Geschwindigkeit ihre Entwürfe vernichtet. Richard, der Bruder des Königs von Engelland, welcher zu Bordeaux war, versuchte vergeblich andere Herren aufzuwiegeln, er wurde selbst gezwungen um Friede zu bitten. Die Königinn machte sich die vornehmsten Vasallen ergeben; sie erneuerte eine Allianz, welche der letzte König mit Friederich II errichtet hatte; und vereitelte eine Verschwörung, deren Vorhaben war, die Regentschaft an den Grafen von Boulogne, den Onkel des Königs zu bringen.

Die Königinn ergriff hernach auf Anhalten des Papstes die Waffen wieder gegen die Waldenser, deren Vertilgung durch den Tod Ludwig VIII war verschoben worden. Der junge Raimund, welcher auf seinen Vater in der Regierung gefolgt war, und der den Amauri von Montfort in die Nothwendigkeit versetzet hatte, dem König alle seine Ansprüche abzutreten, unterlag unter den Waffen Frankreichs, und mußte das Gesetz annehmen. 1228 theilten Bianka

und

und Gregorius IX ihre Beute: Ludwig nahm Besitz von einem Theile seiner Herrschaften: die Grafschaft Venaissin wurde bestimmet das Patrimonium des heiligen Peters zu vermehren: so gar bewilligte man dem Raimund nur die Nutznieſſung von dem, was man ihm lassen wollte, und es wurde ausgemacht, daß nach seinem Tod die Grafschaft Toulouse an das Haus Frankreich fallen sollte. Dieser Fürst versprach die Ketzer auszurotten, ins gelobte Land zu gehen, und mehrern Kirchen beträchtliche Summen zu geben. Endlich that er Kirchenbuße, barfuß, im Hemd, und empfieng die Lossprechung.

Unterdessen führte man wider die Waldenser den Krieg fort, aber auf eine verdeckte Art. Dies geschah durch ein Gericht, welches den Auftrag hatte die Ketzer auszuforschen und zu verfolgen. Dieser immer bestehende Kreuzzug ist das, was man die Inquisition nennet. Sie kam in der Folge nach Italien und Spanien, wo sie noch ist; aus Frankreich aber ist sie verbannet worden, und die Deutschen wollten sie niemals.

Ungeachtet der Thätigkeit und Klugheit der Königinn bildete man sich immer ein, ihre Regierung müsse schwach seyn, und Frankreich war nicht mehr ruhig. Entweder bekriegten sich die Herren, oder machten Bündnisse wider den König; und die Anarchie schien wieder aufzuleben.

Die

Die Aufrührer, nachdem sie den Grafen von Boulogne auf ihre Seite gebracht hatten, fielen unter verschiedenem Vorwand, in die Länder des Grafen von Champagne ein, aber eigentlich geschah es, um sich zu rächen, daß sie von ihm verlassen worden, oder ihn zu zwingen, daß er wieder zu ihnen sich wende. Ludwig rückte ins Feld, denn die Königinn, nicht so sehr beeifert zu regieren, als einen König zu bilden, zeigte aller Orte ihren Sohn, und ließ ihn allezeit thätig seyn. Die Armee der Rebellen wurde durch die Standhaftigkeit des jungen Fürsten zerstreuet.

Die Königinn inzwischen, welche mitten in den Unruhen Staatsunterhandlungen pflog, benutzte die Zwistigkeiten um ihren Sohn von einer Partey Herren jenseits der Loire als Herzog von Guienne erkennen zu machen. Aber die Grafschaft Brittannien unterwarf sich nicht: durch die Hülfe, welche sie von Engelland haben konnte, beherzt gemacht, erregte sie oft Unruhen.

Heinrich III, geizig, ein Verschwender ohne Gaben und ohne Tugenden, überließ sich seinen Ministern, wovon einer den andern stürzte, und welche, da sie die Gewalt mißbrauchten, ihren Herrn verhaßt und zugleich verächtlich machten. Er reißte die Baronen zum Zorn, da er ihnen mehrere Orte hinwegnahm, und die zwey Urkunden des Johann widerrief, die er zu beobachten geschworen hatte; und nachdem er seine Vasallen beleidiget, die er hätte schonen sollen, uns

ternahm er dennoch die Provinzen wieder zu erobern, welche Philipp seinem Vater hinweggenommen hatte. Dies war die Art, wie dieser schwache, und den verschiedenen Eingebungen seiner Favoriten sich überlassende Fürst, seine Unternehmungen abkartete, und Plane entwarf, deren Ausführung er sich selbst unmöglich machte.

Zu St. Malo setzet er ans Land: der Graf von Brittannien übergiebt ihm seine vornehmsten Plätze: Normännische Herren erklären sich für ihn, und laden ihn ein sich in die Normandie zu begeben: Anjou, von Truppen entblöset, bietet ihm eine leichte Eroberung dar. Man hätte sich aber nicht eingebildet, daß er zu kriegen gekommen sey. Während er zu Nantes öffentliche Lustbarkeiten anstellt, ist Ludwig an der Spitze seiner Truppen, unternimmt Belagerungen, nimmt Festungen ein, und trotzt dem König von Engelland, welchen nichts seinen Ergötzlichkeiten entreißt.

Diese Unthätigkeit Heinrichs hielt die meisten Rebellen zurück, welche nur den Augenblick erwarteten, wo sie sich entdecken konnten. Die Regentinn, welche dieses sich zu Nutzen machte, brachte die einen durch Furcht, die andern durch Gnaden zurück; und sie war so glücklich, daß, da sie ihnen ihre alten Händel aus dem Gedächtniß brachte, sie sich mit einander versöhnten, und alle zur Vertheidigung des Königs sich vereinigten. Was Heinrich anlangt, machte er eine Reise nach Gascogne: er nahm dort von

seinen

seinen Unterthanen die Huldigung ein; und nachdem er beygetragen hatte den Frieden in Frankreich herzustellen, kehrte er über das Meer zurück, gleichsam um in Engelland Unruhen zu erregen.

Die Bischöfe von Frankreich maßten sich damals eben der Gewalt in ihren Bißthümern an, welcher die Päpste über die ganze Christenheit sich anmaßten; wenn man ihre am wenigsten gegründeten Forderungen angriff, warfen sie mit Interdickten und Excommunicationen um sich; und immerfort mit ihren Censuren bewaffnet, schrien sie über die Ruchlosigkeit der Bedienten des Königs, welche sich ihren Unternehmungen widersetzten. Diese Mittel waren ihnen oft gelungen. Der heilige Ludwig, denn dieser König verdiente sehr frühe diesen Namen, der heilige Ludwig sage ich, wußte bey den Dienern des Altars den Charakter zu unterscheiden, welchen er ehren, und die Leidenschaften, welche er unterdrücken mußte. Derohalben, weit entfernt den Mißbrauch der Censuren zu dulden, strafte er, durch die Einziehung des Zeitlichen, die Bischöfe, welche sie brauchten eben dieses Zeitliche zu erhalten: so daß, weil diese Censuren ihren eigennützigen Absichten von nun an schädlich wurden, sie auch seltner wurden.

Der Stillstand, welcher den letzten Krieg geendet, war seinem Ablaufen nahe, und der Graf von Brittannien hatte die Feindseligkeiten angefangen, und machte immer seine Rechnung auf Heinrich. Aber die Aufführung dieses Kö-

nigs verläugnete sich nicht: wenn er seinen ersten Absichten auf Frankreich nicht absagte, hörte er auch nicht auf die englischen Baronen sich abgeneigt zu machen, welche seine einzige Stärke waren. In der Absicht ihre Macht zu unterdrücken, zog er die Poitevíner an sich, und gab ihnen Statthalterschaften und die vornehmsten Stellen. Die aufgebrachten Baronen weigerten sich bey einem Parlement zu erscheinen, welches er zusammen rief, und sogar drohten sie ihm die Krone zu nehmen, wenn er die Fremden nicht zurück schickte. Zum Glücke für den Heinrich konnten sie nicht einig werden, und ihre Uneinigkeit zog ihren Untergang nach sich. Während dieser Unruhen war es nicht möglich den Krieg in Frankreich zu führen; und der Graf von Brittannien, welcher nicht unterstützet wurde, war genöthiget Frieden zu machen.

Er verdiente seine Staaten und sogar das Leben zu verlieren, weil er sich wider seinen Herrn empöret hatte: nichts destoweniger erkühnte er sich auf die Gnade des Königs Rechnung zu machen. In der That Ludwig, gerührt ihn zu seinen Füßen zu sehen, den Strick um den Hals, gab ihm seine Herrschaften wieder, er willigte sogar ein sie auf seinen Sohn kommen zu lassen, welcher der Verbrechen des Vaters nicht schuldig war: es geschah aber nur mit dem Bedinge, daß nach dem Absterben dieses Erben, Brittannien mit der Krone sollte vereiniget werden. So machte der König, welcher die Gna-

de

de mit der Strenge klug vermischte, sich sogar diejenigen ergeben, welche er strafte, und hielt die Herren zurück, welche eine zu große Gelindigkeit, sich gegen ihn zu verfehlen kühn gemacht hätte.

Allezeit mitleidig, aber ohne Schwachheit, ließ er eben so gern von seinen Rechten nach, wenn es ohne böse Folgen geschehen konnte, wie er sie standhaft behauptete, wenn man seine Gnade mißbrauchen wollte. Die Vasallen, welche mit dem Könige Handlung zu pflegen Gelegenheit gehabt hatten, konnten sich mit den Fremden ohne seine Einwilligung nicht verbinden: dies war eine Bedingung, welche Ludwig, so wie Philipp August, niemals vergessen hatte. Inzwischen beschloß Simon, Graf von Ponthieu, die Heurath seiner Tochter und Erbinn, mit dem Könige von Engelland. Heinrich hatte sie schon durch einen Anwald sich antrauen lassen, und selbst der Papst hatte sich in diese Verbindung gemischet. Es wäre nicht klug gewesen zu gestatten, daß ein Feind von Frankreich annoch Rechte auf neue Provinzen erlangen könnte; hier war also der Fall den Grafen zu zwingen, daß er sich der Verbindlichkeiten erinnere, welche er mit seinem Herrn eingegangen hatte; dies that Ludwig, da er sich gefaßt machte alle Länder seines Vasallen einzuziehen. Die Heurath wurde vernichtet.

Nachdem Ludwig 1236 ein und zwanzig Jahre erfüllet hatte und sich mündig befand, legte die Königinn die Regentschaft nieder: unterdessen hatte sie nicht weniger Antheil an

der Regierung, weil der König nicht aufhörte bey einer Mutter Rath einzuholen, welche ihm Lehren gegeben hatte.

Es war zwey Jahre, daß Theobald, Graf von Champagne das Königreich Navarra geerbt hatte. Dieser Fürst, von Natur unruhig, ergriff und verließ die Waffen mit vieler Leichtsinnigkeit: eine Krone mehr vermehrte nur sein unruhiges Wesen. Er forderte zurück die Grafschaften Chartres, Blois, Sancerre und andere Lehen, welche er dem Könige verkauft hatte, und wollte behaupten er habe sie nur verpfändet. Er unternahm sogar mit einer Armee seine Forderungen zu unterstützen, da er glaubte mächtig genug zu seyn, um nur einen Vorwand nöthig zu haben: er wurde bald dahin gebracht sich dem Ludwig zu unterwerfen. Theobald ist wegen seiner Lieder sehr bekannt: er war wirklich für seine Zeit und für einen Fürsten ein guter Poet. Vor allen besang er gern die Regentinn, seine Heldinn; und machte für sie artige Verse, sogar zur Zeit wo er einen Vertrag geschlossen hatte, vermög dessen er mehrere Festungen überlassen, und sich auf sieben Jahre aus Frankreich begeben mußte. Er gieng in das gelobte Land für seine Unruhe Nahrung zu suchen: diese allein fand er da. Seine und noch anderer Herren Abwesenheit, welche ihm gefolget waren, versicherten die Ruhe in Frankreich, ohne die Muselmänner zu beunruhigen: sie thaten nichts merkwürdiges.

Lud-

Ludwig hatte durch seine Klugheit und Standhaftigkeit alle Vasallen zum Gehorsam gebracht, und den Frieden herrschen gemacht; als die Händel Gregorius IX und Friederich II Italien und Deutschland beunruhigten. Es lag nicht an dem Papste, daß Frankreich nicht für ihn die Waffen ergriff; er wünschte es; und es wäre ihm gelungen, wenn der König weniger gerecht oder weniger aufgeklärt gewesen wäre. Wir haben Friederichen abgesetzt, schrieb er dem Ludwig, und das Reich Robert, Grafen von Artois, eurem Bruder zugetheilet.

Der König gab in seinem und der Herren Namen, welche er um Rath gefragt hatte, eine Antwort, deren Inhalt war: „Wir verwundern uns, daß der Papst so kühn war, den Kaiser abzusetzen. Wenn er dieses verdienet hätte, so konnte es nur durch ein allgemeines Concilium geschehen. Uns ist nicht verborgen, daß der Papst sein größter Feind ist, und wir sind weit entfernt in ihm dergleichen Eifer für die Religion zu sehen: denn während Friederich den Gefahren der See und des Krieges für den Dienst Jesus Christus sich aussetzte, benutzte der Papst seine Abwesenheit um ihn seiner Staaten zu berauben. Es liegt ihm wenig daran schuld zu seyn daß Blut vergossen werde, wenn er nur seine Rache sättiget. Er will den Kaiser nur unterwürfig machen, damit er hernach alle Fürsten unter das Joch bringe; und sein Anerbieten ist weniger eine Wirkung seiner

Neigung für uns als des Hasses wider den Friederich. Unterdessen werden wir uns um die Meynungen des Kaisers in Glaubenssachen erkundigen; wenn er ein Rechtgläubiger ist, warum sollten wir ihn bekriegen? ist er es aber nicht, so werden wir ihm auf Leib und Leben gehen, wie wir es dem Papste selbst thun würden. „

Man sieht, daß man damals als eine standhafte Wahrheit ansah, man müsse die Waffen gegen die Ketzer anwenden; und ein allgemeines Concilium könne die Souverains absetzen. Diese Vorurtheile mußten tief eingewurzelt gewesen seyn, um den heiligen Ludwig selbst hinzureißen.

Unterdessen versäumte der König nichts den Kaiser mit dem Papste zu versöhnen: aber alle seine Bemühung war vergeblich. Mittlerweile entstand eine Verbindung, welche seiner Thätigkeit und seinem Muth einen glücklichern und gesichertern Erfolg verschaffte.

Diese Verbindung war das Werk der Isabella Königinn von Engelland, welche seit dem Tode des Königs Johann, ihres Mannes, den Grafen de la Marche geheurathet hatte. Diese Prinzessinn, da sie mit Verdruß ertrug, daß ihr neuer Gemahl dem Grafen von Poitiers, dem Bruder des Königs huldigte, beredete ihn sich zu empören. Heinrich III, allezeit unbedachtsam, ließ sich in die Absichten seiner Mutter ein, und schmeichelte sich in Frankreich Eroberungen zu machen, obwohl er der Engelländer zu wenig schonte, um von ihnen genug Hülfe zu erhalten. Die Grafen von Toulouse und

von

von Provence endlich ergriffen auch die Waffen aus unterschiedlichem Vorwande, und waren bereit, ihre Macht mit der Macht des Königs von Engelland und des Grafen de la Marche zu vereinigen: aber dieser Krieg endigte sich mit zwey Siegen, welche Ludwig davon trug; ich sage, welche er selbst davon trug. Den einen bey Taillebourg, und den andern unter den Mauern von Saintes. Heinrich kehrte nach Engelland zurück, und die Rebellen unterwarfen sich den Bedingnissen, welche der König ihnen auferlegte.

Ludwig war damals mächtiger, als keiner seiner Vorfahren gewesen war, und er zeigte es mit Abschaffung eines Gebrauches, welcher oft die Quelle von Aufruhren seyn konnte. Mehrere Herren hatten zugleich in Frankreich und Engelland Lehen, und wenn zwischen diesen beyden Königreichen Krieg entstand, war die Gewohnheit, sich für das Reich zu erklären, worin man beträchtlichere Herrschaften hatte. Dies war schon einmal ein Gegenstand zum Widerspruch, und folglich bisweilen ein Vorwand sich zu empören, ohne daß man konnte der Felonie angeklagt werden. Es ist zwar wahr, daß man dem Fürsten, dessen Partey man verließ, alle Lehen zurückgab, welche man von ihm empfangen hatte; und er behielt sie die ganze Zeit des Krieges; aber dies waren Orte, deren er niemals versichert war, und welche mit Truppen mußten besetzt werden, die man anderswo hätte brauchen können. Eine andere noch größere Schwierigkeit war, daß dergleichen Vasallen oft ein anderes Inte-

reſſe als des Königs ſeines hatten, Verſtändniſſe mit ſeinem Feinde unterhielten, und deſſen Unternehmungen begünſtigen konnten; daher verſammelte ſie der König 1243, und da er ihnen befahl den Lehen zu entſagen, welche ſie in Frankreich hatten, oder denen, welche ſie in Engelland hatten, erklärte er ihnen, er wolle nicht, daß ſeine Vaſallen andere Herren hätten als ihn: alle unterwarfen ſich dieſem Geſetze.

Zu der nämlichen Zeit ſuchte Innocenz IV durch ſeine Excommunicationen Friederichen des Reiches zu berauben, und als er ſelbſt genöthiget war zu entfliehen, hatte er viele Mühe an einem Orte Sicherheit zu finden. Die Päpſte waren beſchwerliche Gäſte, und fiengen ſogar an der Geiſtlichkeit, in der ganzen Chriſtenheit zur Laſt zu werden; weil ſie, nach und nach gewohnt die Hülfe, ſo ſie von ihnen zogen, als Steuern anzuſehen, bey allen Gelegenheiten die Pfründen mit willkührlichen Auflagen beluden. Die Rechte, deren ſie ſich über die Güter aller Kirchen anmaßten, mußten früh oder ſpät eine Revolution hervorbringen. Auf einer Seite war es natürlich, daß ſie je mehr und mehr die Leichtigkeit mißbrauchten, mit welcher ſie täglich ihre Einkünfte vermehren konnten; auf der andern war es auch natürlich, daß der Geiz über ihre ungerechten Forderungen und ihre kühnen Unternehmungen Licht verbreitete. Man fieng ſogar an mit einem weniger ernſthaften Tone von den Excommunicationen zu reden. „Ihr wiſſet meine Brüder,

der, sagte ein Pfarrer von Paris, da er den Bann verkündigte, welcher wider Friederich ergangen war, ihr wisset, daß ich den Befehl erhalten habe, den von dem Papst wider den Kaiser Friederich geschleuderten Bannstrahl öffentlich kund zu machen, und bey dem Klange der Glocken und allen angezündeten Wachskerzen in meiner Kirche dieses zu thun: die Ursache davon ist mir unbekannt, und ich weiß nur, daß zwischen diesen beyden Mächten große Zwietracht und ein unversöhnlicher Haß ist. Ich weiß auch, daß eine von beyden unrecht hat, aber ich weiß nicht, welche. Dahero belege ich aus aller meiner Gewalt mit dem Kirchenbanne, und erkläre mit demselben belegt, denjenigen, welcher dem andern Unrecht thut, und spreche den los, welcher das Unrecht leidet, woraus so viel Uebel in der Christenheit entstehen„ Der Kaiser machte diesem Pfarrer Geschenke, und der Papst legte ihm Buße auf. Ich muthmaße, daß die Standhaftigkeit, mit welcher Ludwig sich den Mißbräuchen der Kirchenstrafen widersetzte, die Leute vorbereitet hatte, die wenige Ehrfurcht des Pfarrers für die Befehle Innocenz IV ohne Aergerniß zu sehen.

Die allgemeine Versammlung des Ordens der Cisterzienser sollte im Herbstmonate gehalten werden, und der König, welcher diese Ordensgeistlichen sehr schätzte, hatte versprochen sich dabey einzufinden. Der Papst, der davon Nachricht erhielt, schrieb den Aebten einen gekünstelten Brief, in welchem er sie inständig bat, den König fußfäl-

lig und mit aufgehobenen Händen zu beschwören, dem Papste wider Friederich seinen Schutz zu bewilligen, welchen er einen Sohn des Satans nannte. Machet, sagte er, daß er mich in sein Königreich aufnehme, wie Alexander III gegen die Verfolgung Friederichs, und der heilige Thomas von Canterbury bey der Verfolgung Heinrichs II, Königs von Engelland sind aufgenommen worden.

Wirklich kam der König nach Citeaux, gieng in die Versammlung, setzte sich nieder und alsbald fielen fünfhundert Mönche, seufzend und weinend zu seinen Füßen, indem der Abt das Wort führte. Ludwig, da er sie auf den Knien sah, kniete selbst nieder, und sagte ihnen, daß er die Kirche von Rom vertheidigen würde, soviel es seine Ehre gestattete, und er würde den Papst während seiner Verbannung gern aufnehmen, wenn es ihm die Baronen riethen: mit dem Beyfügen, ein König von Frankreich könne sich nicht überheben ihrer Meynung zu folgen. Die Meynung der Baronen war, ihn nicht anzunehmen.

Der Papst, nachdem er eine gleiche Verweigerung von dem Könige von Aragonien ertragen hatte, kam auf den Gedanken, Heinrich sollte in ihn dringen, er möchte Engelland mit seiner Gegenwart beehren. Dahero schrieben einige Kardinäle an diesen Fürsten gleichsam aus eigenem Triebe: „Wir geben euch, als Freunde, einen nützlichen und rühmlichen Rath. Nämlich eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken, um

um ihn zu bitten, daß er mit seiner Gegenwart das Königreich Engelland beehren wolle, auf welches er ein besonderes Recht hat; und wir werden unser mögliches thun, daß er eurer Bitte willfahre. Es würde euch eine ewige Ehre seyn, wenn das höchste Kirchenhaupt in Person nach Engelland käme, welches, so viel wir wissen, niemals geschehen ist; und wir erinnern uns mit Vergnügen aus seinem Munde gehöret zu haben, daß er sehr wünschte die Ergötzlichkeiten von Westmünster und die Reichthümer Londons zu sehen.„ Der König von Engelland nahm den Vorschlag sehr wohl auf, und wäre leicht in die Falle gegangen, wenn kluge Leute ihn nicht davon abgewendet hätten, da sie sagten: „Wir sind schon nur gar zu sehr von dem Wucher und den Simonien der Römer angesteckt, ohne daß der Papst selbst hieher komme die Güter der Kirche und des Königreiches zu plündern.„

Ich melde diese Umstände nach dem Abt Fleuri. Sie lassen in den Gemüthern eine Neigung sehen, welche den Verfall einer ihre rechtmäßigen Gränzen überschreitenden Gewalt zubereitete. In der That, jemehr die Päpste statt aller Politik nur eine Ehrsucht ohne Schranken hatten, desto mehr Gewalt mußten die Völker anwenden ein Joch abzuschütteln, welches täglich schwerer wurde; und die geistlichen so ungeschickt angewendeten Waffen mußten unvermerkt stumpf werden.

Man will, daß der Papst, als er die Verweigerung des Königs von Frankreich vernahm, im Zorn gesagt habe: wir müssen mit dem Kaiser fertig werden, oder uns mit ihm vergleichen; und wenn wir diesen Drachen werden zerschmettert oder besänftiget haben, werden wir ohne Furcht alle diese kleinen Schlangen unter die Füße treten.

Innocenz, aller Orten abgewiesen, erwählte Lyon für seinen Sitz. Diese Stadt gehörte damals weder dem Könige noch dem Kaiser. Sie war ein Lehen des Reiches gewesen; aber die Erzbischöfe hatten zur Zeit der Kriege die Oberherrschaft davon sich zugeeignet.

Unterdessen wurde der König von einer Krankheit befallen, welche für sein Leben fürchten ließ. Die Bestürzung war allgemein, und zeigte, wie sehr er geliebt wurde; als er endlich aus einer tiefen Schlafsucht herauskam, und von dem Bischofe von Paris das Kreuz begehrte. Die Königinn, seine Mutter, durch das Gelübd, welches er gethan, erschröckt wendete damals und hernach alles an was sie vermochte, um ihn von diesem Vorhaben abzuwendig zu machen: Ludwig aber hielt dafür seine Verbindung sey so beschaffen, daß ihn nichts davon losprechen könne.

Die Gottesfurcht des heiligen Ludwig bestand nicht in Uebungen, welche man aus Gewohnheit, oder aus Langweile ausübt. Die Fürsten, die sichs angewöhnt haben, zu gewissen Stunden des Tages sich vor die Altäre hinzuwerfen,

sen, fahren nur fort dahin zu gehen, weil diese Stunden für sie leer blieben, die sie mit keiner Beschäftigung auszufüllen wüßten; und die Uebungen der Religion scheinen für sie nur eine Folge von jener Etikette zu seyn, welche ihnen beschwerlich, und doch nothwendig ist.

Das Leben des heiligen Ludwig war ein beständiges Bethen und Arbeiten, weil er seine Pflichten kannte, alle seine Augenblicke ihnen widmete, und sie auszufüllen wußte. Er bethete, wann er vor dem Könige der Könige sich oft demüthigend, von dem Himmel die Gaben und Tugenden begehrte, womit ihn, welches nur ihm unbekannt war, der Himmel überhäufet hatte; aber er bethete auch, wann er an der Spitze eines Heeres seinen Soldaten ein Beyspiel der Herzhaftigkeit gab; wann er an dem Fuße eines Baumes sitzend, in dem Vinzenner Gehölze seinen Unterthanen Recht verschaffte; wann er in seinem Rathe, mit den Angelegenheiten beschäfftiget, welche da behandelt wurden, die klügsten Erinnerungen eröffnete; wann er, den Charakter der Geistlichen in Ehren haltend, ihrer Gewalt billige Gränzen setzte; wann er, nachdem er sich aufs strengste kasteyet, mitten unter seinem Hofe mit jener Fröhlichkeit erschien, welche die Eigenschaft einer schönen Seele ist: mit einem Worte, allezeit König, allezeit Christ, allezeit heilig, war er ein Muster jener Frömmigkeit, zu der uns der Pater Maßillon in seinen berühmten Fastenpredigten so herrliche Anweisungen giebt.

Es waren aller Orten nichts als Mißbräuche, als er den Thron bestieg. Er vernichtet viele derselben: er verbesserte sogar einige, welche dem Anschein nach, ein frommer Fürst nicht gewahr werden sollte. Es war ein gr:ßes Unglück für Frankreich, daß, da er durch seine Einsichten und seine Tugenden über sein Zeitalter so erhaben war, er die bösen Folgen und die Ungerechtigkeit der Kreuzzüge nicht überlegte.

Während der Zeit, daß er sich mit der Reise in das gelobte Land beschäfftigte, setzte Innocenz in einem Concilium zu Lyon Friederich ab, und entzündete von neuem den Krieg in Europa. Vergebens erbot sich dieser Fürst durch seine Abgesandten, alles das zurück zu geben, was er dem päpstlichen Stuhle hinweggenommen hatte, allen Schaden, welchen er verursacht hatte, zu ersetzen, alle seine Kräfte zu verwenden um die griechische Kirche mit der römischen zu vereinigen, und wider die Ungläubigen zu Felde zu ziehen, um das Königreich Jerusalem wieder herzustellen. Der Pabst antwortete, er glaube seinem Versprechen nicht; und da man ihm als Bürgen den König von Frankreich und den König von Engelland anbot, schlug er sie aus, aus Furcht, daß die Kirche nicht statt eines Feindes drey bekäme. So verwarf er als Richter und Gegenpart zugleich alle Mittel zur Versöhnung. Ludwig, welcher vergeblich suchte diesen Papst auf apostolischere Gesinnungen zu leiten, hatte die Klugheit sich in diese große Streitigkeiten nur als

Mittler einzumischen. Wenn man alles, was diesen Krieg zwischen dem Priesterthume und dem Reiche angehet, gründlicher wissen will, so wird der vortreffliche und scharfsinnige Abt Fleuri hierüber nichts zu wünschen überlassen.

Nachdem der König die Ruhe in seinem Reiche versichert, und die Regierung der Königinn seiner Mutter vertrauet, reiste er mit Margaretha seiner Gemahlinn, seinen Brüdern Robert, Alphons, Karl, und einer Menge Herren nach dem gelobten Lande ab. Um zu diesem Kriege die Kosten herzuschaffen, legte man der Geistlichkeit auf den zehnten Theil von ihren Einkünften zu bezahlen. Diese Auflage, welche den Geistlichen sehr mißfiel, verminderte nicht wenig den Eifer, den sie bisher für die Kreuzfahrer gezeigt hatten, und der sich insbesondere erhalten, weil sie ihnen Gelegenheit verschafften, Güter wohlfeil zu kaufen. Derohalben muß man hoffen, sie werden aufhören einen Krieg zu predigen, wovon sie anfangen die Kosten zu tragen, ohne davon einen Vortheil zu haben; und der Geitz wird thun, was die Vernunft nicht thun konnte. Der Papst, welcher diese Auflage erheben ließ, wollte bey eben dieser Gelegenheit eine andere Auflage für sich selbst erheben lassen. Der König geduldete es nicht. Aber laßt uns sehen, wie es damals in Palästina stand.

In Asien waren große Veränderungen vorgefallen. Gegen Nordosten von Persien liegt Korassan, welches durch eine große Wüste davon

abgesondert wird. Dieses Land war nach und nach unter die Herrschaft der Könige von Persien, der Araber, und der seljucidischen Türken gekommen: als zu Ende des eilften Jahrhunderts ein türkischer Sklave, mit Namen Cothbeddin Mohammed, allda die Herrschaft der Korasmenen errichtete, welche wir Karisminen nennen. In dem Laufe des zwölften Jahrhunderts eroberten seine Nachkommen alle Länder der Seljucidischen Türken, das ist, der Sultanen von Persien, Kermann, Iconium, oder des kleineren Asiens, Alepo und Damasco; sie drangen sehr weit in die Tartarey hinein, und es schien, sie würden bis in die entferntesten orientalischen Gegenden sich alles unterwürfig machen, als Alladin Mohammed, der sechste karisminische Sultan, von einem neuen Helden überwunden wurde, und einen Sohn hinterließ, dessen Tod einige Zeit hernach 1231 der Herrschaft der Karisminen ein Ende machte.

Diese weitläuftigen Länder, wo die Hunnen und Türken hergekommen sind, bringen immerfort starke Menschengeschlechter hervor, welche wie Ströme sich von Zeit zu Zeit auf dem übrigen Erdboden ausbreiten. Zu allen Beschwerlichkeit abgehärtet, der rauhesten und schlechtesten Nahrung gewohnt, sind die Wüsteneyen welche sie von den gesitteten Völkern absondern, keine Dämme, die sie aufzuhalten vermögen; sie sind allein Schranken über welche die Künste nicht hinüber zu kommen wissen. Diese Quelle vertrocknet nicht: wenn sie durch ihre Ergießungen

geschwä-

geschwächet wird, so erlanget sie früh oder spät neue Kräfte, um abermal mit Heftigkeit hervorzuströmen. Alsdann stürzt eine von vielen andern angeschwellte Horde plötzlich über die angebauten Felder her, und verheert alle Länder, die sie überschwemmet.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts und zu Anfange des dreyzehnten, überwand Temugin, das Haupt einer dieser Horden, welche man Mogul oder Mogol nennet die Horden, die um ihn herum streiften, und nachdem er sie wieder versammelt hatte, nahm er den Titel Ganghizkan an. Er unterwarf sich die Tartarey, einen Theil von China, drang in Indien, in Persien ein, und trieb seine Eroberungen bis über den Euphrat. Meister dieses großen Reiches, schränkten sich alle seine nachfolgenden Siege dahin ein, gegen Norden jener Berge und Wüstenenen, welche vom Abend gegen Morgen Asien theilen, sich furchtbar zu machen, und gegen Mittag über die Nationen zu herrschen, welche er verheeret hatte.

Er starb 1226, und hinterließ vier Söhne, welche an seinen Eroberungen Antheil gehabt hatten, und sich darein theilten. Einer seiner Enkeln, Batukan genannt, drang mit den Waffen bis in Ungarn. Ein anderer, mit Namen Hulagu, gieng über den Euphrat, unterwarf sich einen Theil von Natolien, sonst das kleinere Asien genannt, und vernichtete das Reich der Kalifen, und das Reich der Ismaëliener oder Assassinen, welche sich in Persien und Syrien niedergelassen

hatten. Diese hatten ein Haupt, welches unter dem Nemen der Alte vom Berge bekannt ist. Ihre zu gleicher Zeit als ihr Reich, und seit einem Jahrhundert errichtete Religion, flößte ihnen einen so blinden Gehorsam für ihren Souverain ein, daß sie auf das geringste Zeichen, welches er ihnen gab, sich umbrachten; und weil sie den Tod nicht scheueten, giengen sie mitten an einem Hofe einen König zu ermorden, über welchen ihr Herr mißvergnügt war. Hulagu vertilgte die Assassinen in Persien bald nach dem Kreuzzuge des heiligen Ludwig, und die Assassinen in Syrien wurden 1272 durch den Sultan von Egypten vollends ausgerottet.

Die überwundenen, und vor den Mogoln fliehenden Karisminen breiteten sich in Syrien und Palästina aus, um das Jahr 1244. Sie erwürgten ohne Unterschied alles, was sie in Jerusalem antrafen, Türken, Christen, Juden, Weiber, Kinder. Die Christen, nachdem sie ihre Macht mit der Macht des Sultans von Damasco vereiniget hatten, wurden gänzlich geschlagen. Sie hatten nichts mehr als Antiochien, Tyrus, Tripoli, Sidon und Ptolemais; und sie schwächten sich noch mehr durch ihre Entzweyung. Es waren also eigentlich die Karisminen, welche in Palästina regierten, als der heil. Ludwig neue Kräfte anstrengen zu müßen glaubte, um Jerusalem wieder zu erlangen.

Unterdessen kamen die Kreuzfahrer überein den Krieg in Egypten zu führen. Sie kamen

vor

vor Damiate an: das Ufer wurde von einer Flotte und einem Kriegsheer zu Lande beschützet: aber alles unterlag der Herzhaftigkeit Ludwigs, welcher mit Heftigkeit andringt: Der Schrecken verbreitet sich bis in die Stadt: die Einwohner verlassen sie: der König wird 1248 davon Meister.

Ich wünschte, ich könnte hier still stehen. Denn wenn der Held, welcher diese Unternehmung anführt, uns in allem Betracht interessirt, so ist es betrübt, ihn schon am Ende seines Glücks zu sehen. Laßt uns die Unglücksfälle geschwind durchgehen. Ludwig sieht seine Armee von sechzig tausend Mann durch Schlachten vermindert, und durch Krankheiten aufgerieben. Er sieht einen seiner Brüder, Robert, Grafen von Artois, unter den feindlichen Hieben fallen: endlich sieht er sich selbst mit seinen zwey andern Brüdern gefangen. Aber diese Streiche des Unglücks, statt ihn nieder zu schlagen, machten seine Herzhaftigkeit und Gottesfurcht nur glänzender; groß in seiner Gefangenschaft, wurde er von den Christen bewundert, und von den Türken verehret.

Damiate war der Preiß von dem Lösegeld des Königs. Man gab acht hundert tausend Pesans Goldes für die andern Gefangenen: es wurde für die Sicherheit der Kranken und des Vermögens, welches die Christen in Egypten hatten, gesorgt; kurz, nachdem Ludwig einen so vortheilhaften Vertrag gemacht hatte, als die Umstände es gestatteten, führte er die Ueberbleibsel seiner Armee nach Ptolemais. Er gab sich alle

Mühe die Orte, welche die Christen in Palästina noch behielten, in Vertheidigungsstand zu setzen; er hielt sich dort bey nahe vier Jahre auf, und kam erst 1254. ein wenig mehr als ein Jahr nach Absterben der Königinn Bianka, nach Frankreich zurück.

Das Ansehen des heil. Ludwig war so gut befestiget, daß es sechszehn Jahre über, welche er noch regierte, allezeit verehret wurde, nicht allein von seinen Vasallen, sondern auch von fremden Nationen: ein um so mehr ruhmwürdiges Ansehen, als es ein Werk seiner Tugenden war: es mußte also wachsen; und wuchs zum Glücke Frankreichs. Sonderbar zu sehen ist es, wie dieser Fürst sich täglich vergrößert, indem er die Politik mit der Gerechtigkeit vereiniget, so sehr wenigstens, als diese zwey Sachen sich vereinigen lassen. Diese Erscheinung, vielleicht die einige in der Geschichte, verdient wohl bemerkt zu werden.

Die Baronen hatten ihre Vorzüge durch eben die Mittel, wie Philipp August und Ludwig VIII, vermehret, indem sie nämlich in ihren Herrschaften die Appellationen und die Sicherheitsstellungen, (assurements) einführten. Da sie dadurch die Gerichtsbarkeiten ihrer Vasallen zu grund gerichtet hatten, sind sie die Richter allein geworden; und da sie nach ihrem Willen Gesetze machten, maßten sie sich der weitläuftigsten Rechte an. Ein neuer Gebrauch trug auch zu dem Wachsthum ihrer Macht bey.

Die

Die Baronien fielen ganz dem ältesten Sohn zu, da hingegen die Landgüter, welche davon zu Lehen giengen, getheilet wurden, um allen Kindern Unterhalt zu verschaffen. Der Baron behielt also allezeit seine Macht, und seine Vasallen dagegen wurden schwach, indem sie sich vermehrten. So lang indessen die Brüder vereiniget blieben, weigerten die jüngern sich nicht ihrem ältern zu huldigen wegen der abgetheilten Stücke die sie besassen: die Herrschaft fuhr fort auf gewisse Art noch eine zu seyn, und wurde durch die Theilungen wenig geschwächet: dies ist der Gebrauch, welchen man ursprünglich beobachtete. Nachdem aber die Eifersucht die Brüder getrennt hatte, wollten die jüngern von ihrem ältern Bruder keine Lehen empfangen, und lieber unmittelbar von dem Oberlehnsherrn abhangen, welcher nicht unterließ ihnen günstig zu seyn. Diese Gewohnheit wurde ansteckend, und bald aller Orten eingeführt, obwohl mit einiger Veränderung, sie verminderte unvermerkt die Gewalt der Vasallen, und vermehrte folglich die Macht der Baronen.

Es kam also eine Zeit, wo ein Baron alles konnte was er wollte. Unter der Regierung des heiligen Ludwig bemächtigte er sich des Schlosses seines Vasallen, mit Vorgeben, er sey dessen zum Kriege, oder zur Vertheidigung des Landes benöthiget. Er ließ sich eine Herrschaft, welche ihm anständiger war, gegen eine andere abtreten. Er gestattete nicht ein Lehen ganz oder

zum Theile zu veräußern, oder vielmehr er ließ sich die Erlaubniß dazu bezahlen, und ersann neue Abgaben, welche man die Einlösung der Lehnsgebühr vom Verkauften nannte. (rachat de lods & ventes). Wenn er seinen Sohn zum Ritter waffnete, wenn er seine Tochter verheurathete, wenn er ein Schloß baute, belegte er die Bewohner der Lehen, welche von ihm abhiengen, mit einer Steuer. Unter dem Vorwande den Unmündigen seinen Schutz zu gewähren, eignete er sich den Genuß ihrer Güter zu.

Aber diese Anmassungen beschleunigten eine der Regierung vortheilhafte Veränderung: denn sie gaben das Recht die Baronen zu zwingen, an dem Könige eben die Macht zu erkennen, der sie sich über ihre Vasallen anmaßten. Sie konnten sich über das Unternehmen ihres Lehnsherrn nicht beschweren, weil es den angenommenen Gebräuchen, die sie selbst in Ansehen gebracht hatten, gleichförmig war. Dieses Recht war besonders sehr stark unter den Händen des heiligen Ludwig, weil er sich dessen nicht wie sie bediente, um eine Tyranney einzuführen, sondern allein die Mißbräuche auszutilgen. In der That gebrauchte er dasselbe mit solcher Bescheidenheit und Klugheit, daß man nicht daran dachte es ihm streitig zu machen. Alles zielte also auf das Wachsthum der königlichen Vorzüge ab, als einige Baronien anfiengen unter mehrere Brüder, wie Lehen einer geringern Classe getheilet zu werden. Der heil. Ludwig, welcher alles zu benutzen wußte,

was

was ihm vortheilhaft war, wenn er es mit Billigkeit konnte, hieß diese Neuerung gut; er frischte so gar dazu an, da er kund machte, daß die durch Familientheilungen von einer Baronie abgetrennten Stücke selbst eben so viele Baronien seyn sollten. Alsdann hatte ein Vater die kleine Eitelkeit eben so viel Baronen zu hinterlassen, als er Söhne hatte, und nach und nach wurde die Gewalt der Baronen auf eben die Art geschwächt, wie sie selbst die Gewalt ihrer Vasallen geschwächt hatten.

Inzwischen fuhren die Baronen fort, obschon weniger mächtig, die alte Tyranney auszuüben; da der König, dessen Macht zunahm, immer gerecht zu seyn fortfuhr. Demnach mußte man natürlich Mittel hervorsuchen sich den Baronen zu entziehen um sich unter den Schutz des heiligen Ludwig zu begeben; und dieser Monarch konnte, ohne einer ungerechten Anmaßung beschuldigt zu werden, seinen Schutz den schwächern bewilligen: es stand so gar seiner Billigkeit zu mit aller seiner Macht die Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen zu verhindern. Die unterdrückten wurden also durch Schutzbriefe (Lettres de sauve - garde) beschützet, welche sie berechtigten nicht mehr die Gerichtsbarkeit ihres Herrn zu erkennen, und der Gebrauch dieser Briefe verschaffte alle Tage neue Unterthanen dem Könige in den Ländern der Baronen. Es geschah bald, daß die, welche dem Gerichte ihrer Herren ausweichen wollten, erklärten, sie seyn unter

dem Schutze des Königs; und da waren ihre eigentlichen Richter genöthiget das gerichtliche Verfahren zu verschieben, bis sie die Unwahrheit von diesem Vorgeben erwiesen hatten. Dies war ein Mißbrauch; aber er fiel nur auf die Herren zurück, und folglich diente er die Lehnsanarchie zu vernichten.

Nichts war ungereimter als die gerichtlichen Zweykämpfe, das ist, der Gebrauch, welchen man hatte, sein Recht durch einen Kampf mit seinem Gegenpart zu erweisen; und was das Maß des ungereimten Wesens voll machte, man forderte den Richter selbst zum Zweykampf heraus, wenn man sich seinem Urtheile nicht unterwerfen wollte. Zwey Vorurtheile hatten diesen Gebrauch eingeführt: das eine ist die Meynung die der Adel hatte, daß ein Edelmann, zum Kampfe gebohren, sich zu gut achten müsse, wie ein Bürger seine Rechte durch Urkunden, Zeugen oder auf andere Art zu beweisen; das andere ist eine abergläubische Unwissenheit, welche glauben machte, die Vorsehung müsse sich für die gerechte Sache erklären, und eines Edelmanns wegen, welcher Recht habe, ein Wunder wirken.

Dergleichen Vorurtheile anzugreifen, war ein Fürst nothwendig, dessen Gottesfurcht bekannt war. Ein andrer als der heil. Ludwig wäre ein Gegenstand des Aergernisses seiner Zeit gewesen; weil er in die Vorsehung ein Mißtrauen zu setzen den Schein gehabt hätte. Man kann so gar muthmaßen, daß dieser heilige König die Schwie-

rigkeit

rigkeit spürte, diese Vorurtheile auszutilgen, weil er erst, nachdem er schon vier und dreyßig Jahre regieret hatte, sie zu bestreiten unternahm. Es geschah 1260, daß er durch einen öffentlichen Befehl die Urtheile abstellte, welche über den Beweis des Zweykampfes gefällt wurden. Diese Abstellung schränkte sich sogar nur auf seine Erbherrschaften ein; weil in einer Sache von dieser Gattung, es nicht klug gewesen wäre in den Ländern eines andern als Gesetzgeber sich aufzuwerfen. Unterdessen erleuchtete die Klugheit Ludwigs die von Vorurtheilen nicht gänzlich eingenommenen Sinnen; und bald schafften mehrere Herren nach seinem Beyspiele die gerichtlichen Zweykämpfe ab. Andere Gesetze, welche er machte um andere Mißbräuche auszutilgen, wurden auch nachgeahmt; und dieses brachte Wirkungen hervor, welche die Vergrößerung des königlichen Ansehens beschleunigten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß das Gericht des Königs dasjenige war, wo es am wenigsten Mißbräuche gab: denn wenn auch die Herren eine gleiche Einrichtung in ihren Gerichten einführen wollten, waren sie nicht allezeit mächtig genug um Befehle, wie der heilige Ludwig, in Vollziehung zu bringen. Den Schwachen, welche in tyrannischen Zeiten am ersten das Bedürfniß der Gerechtigkeit empfinden, war es also daran gelegen, ihre Klagen für die königlichen Gerichte gelangen zu lassen. Sie mußten folglich je mehr und mehr das schon unter den zwey vor-

vorhergehenden Regierungen eingeführte Appelliren in Ansehen setzen; und es mußte der heilige Ludwig, da er das Recht erlangte die Urtheile der Gerichte der Herren zu verbessern, auch das Recht erlangen, ihnen die Art vorzuschreiben, wie sie Urtheile sprechen sollten: er mußte, kurz zu sagen, der einige Gesetzgeber werden.

Obwohl man nicht bemerket, daß die Herren durchgehends genug aufgeklärt gewesen wären, um diese Folgen einzusehen, so gab es doch einige, welche sich manchmal diesem Gebrauche widersetzten. Nun machte Ludwig eine Verordnung, vermög welcher er die Parteyen zu einer Geldstrafe gegen den ersten Richter verurtheilte, welche von ihrem Appelliren abgewiesen würden. Da standen die Herren von ihrem Widersetzen ab, weil sie sich schmeichelten, daß die Appellanten abgewiesen würden, und folglich auf die Geldstrafen sich Rechnung machten. Sie wurden also von ihrem Geitze getäuschet. Hieben wünsche ich, daß man beobachte, wie Ludwig, da er ein sehr billiges Gesetz macht, den Herren eine Falle zu legen scheinet, oder sogar eine leget, in welche sie eingehen; und wie er täglich seine Rechte mehr versichert.

Ludwig der VIII hatte Verordnungen herausgeben, diese aber waren eigentlich Verträge, welche er auf seinen Landtagen mit Einwilligung seiner Prälaten, seiner Grafen und seiner Baronen getroffen hatte; und folglich hatten diese Verordnungen die Kraft des Gesetzes nur in sei-

nen

nen Landen und in den Landen der Herren, welche sie mit ihm gemacht hatten. Der heilige Ludwig folgte diesem Exempel in den ersten Jahren seiner Regierung: wie aber diese Verordnungen schreyende Mißbräuche verbesserten, worüber die ganze Welt sich zu beklagen hatte, wurden sie nach und nach auch selbst von denen Herren angenommen, welche keinen Theil daran gehabt hatten. Der König schien damals dem ganzen Königreiche Gesetze zu geben. Man machte sich unvermerkt eine Gewohnheit daraus zu denken, daß er Gesetze vorschlagen könne, daß er zu deren Befolgung rathen könne; und wenn man nicht erkannte, daß er mit Recht eine so weitläuftige gesetzgebende Macht habe, so bestritt man ihm die Ausübung davon nicht, und zum wenigsten hatte er sie in der That. Ist man so weit, so braucht es einen kleinen Schritt um Gesetzgeber zu werden. Er bediente sich dieser Gewalt freyer, nach dem Maße als sie ihm weniger bestritten wurde, und er fand täglich weniger Widerspruch, weil seine Tugend, welche sich immer mehr zeigte, ein Bürge von der Gerechtigkeit seiner Handlungen war.

Es ist nicht genug, daß es Gesetze giebt; es ist auch ein Ansehen nothwendig, welches sie beschützet, und verehren macht. Nun befand sich dieses Ansehen in den Händen des heiligen Ludwig: kein anderer Fürst war so mächtig. Man gewöhnte sich also ihn als den wahren Beschützer des Herkommens in dem ganzen Königreiche

reiche zu sehen. Man sagte folglich, daß er das Recht habe die Herren zu bestrafen, welche es in ihren Landen übertreten ließen. Man setzte hinzu, daß er es im Nothfall verbessern könne, und man machte den Schluß, daß er Oberherr über alle sey.

Das ist die Staatskunst, mit welcher dieser Fürst, da er die Umstände zu benutzen wußte, sich auf eine Stufe der Macht erhob, wohin er nicht gekommen wäre, wenn er weniger Tugenden, oder weniger Kenntniße gehabt hätte. Man nahm sich nicht in Acht gegen eine so neue Staatsklugheit: sie machte sich alles unterwürfig. Zum ersten gaben die Baronen nach: Bald hernach auch die großen Vasallen der Krone. Ihre eignen Baronen suchten wider ihre Tyrannen einen Schutz bey einem Könige, dessen Gerechtigkeit bekannt war. Anfänglich nahm man ihnen die Rechte hinweg, für welche sie weniger besorgt waren. Hernach fiel man andere an, und ihnen entgieng täglich ein Theil von ihrer Oberherrschaft. Bisweilen machte sich der heil. Ludwig kein Gewissen sie zum Gehorsam zu zwingen; und dies war billig, weil alle seine Unternehmungen nur zum Gegenstande hatten, überall statt der Mißbräuche die Gerechtigkeit einzuführen.

Die Kriege, welche die kleinsten Herren wegen den geringsten Ursachen gegen einander führten, waren eine Plage, die unaufhörlich die Provinzen verwüstete. Mehrere Concilien hatten versucht zum wenigsten einen Theil der Wirkungen da-

von

von zu hemmen, da sie auf gewisse Tage bey den vornehmsten Festen einen Waffenstillstand vorschrieben. Die Furcht des Kirchenbannes machte also, daß man zuweilen die Feindseligkeiten verschob: aber man rüstete sich unterdessen um sie alsbald mit neuer Wut wieder anzufangen. Der heilige Ludwig wußte sie besser zurückzuhalten.

1256 verordnete er, wenn zwischen zweyen Herren ein Krieg entstände, sollten die Anverwandten, welche darein verwickelt zu werden befürchteten, vierzig Tage haben, um sich ein Friedensgebot, (Assurement) einen Stillstand, oder den Frieden zu verschaffen; und die, welche sie in dieser Zwischenzeit angreifen würden, sollten als Verräther verurtheilet werden. Er gab so gar denen, welche Landgüter als Baronien besassen, das Recht die kriegführenden Parteyen zu einem Stillstand oder zum Friedensgebot zu verbinden. Nachdem diese Verordnung, welche anfieng diesen Unordnungen ein Biß einzulegen, mit Beyfall war angenommen worden, machte der König das folgende Jahr eine andere, durch welche er alle besondere Kriege durchaus verbot. Da er also nichts übereilte, und die Gemüther erforschte, gelang es ihm endlich, den Mißbräuchen, welche er ausrotten wollte, den letzten Streich zu versetzen. Ihm gehorchten die meisten Herren: man kann so gar muthmaßen, daß die großen Vasallen seine Befehle ehrten, weil sie den König ehrten, der sie gab. Aber diese Ehrfurcht verschob die Feindseligkeiten, ohne die Ursache davon

aufzu-

aufzuheben, und wir werden sie nach der Regierung des heil. Ludwig wieder entstehen sehen.

Beym ersten Anblick sollte es scheinen, daß es schwerer war diese Kriege zu verhindern, als den gerichtlichen Zweykampf abzuschaffen: man würde sich aber betriegen, wenn man davon also urtheilte: denn das Vorurtheil hatte auf einige Weise die göttliche Vorsehung zur Vertheidigung dieser Zweykämpfe eingemenget. Auch sehen wir, daß das Edikt, welches sie verbietet, die letzte von den zweyen Verordnungen ist, wovon ich eben geredet habe. Der heil. Ludwig, welcher sich immer mit gleicher Behutsamkeit aufführte, that nur einen Schritt, wenn er durch einen vorhergehenden den Weg gebahnet hatte.

Dieser Fürst, der sich nicht weniger mit den Mitteln, den Frieden mit seinen Nachbarn zu unterhalten, als die Ruhe in seinen Staaten herzustellen, beschäfftigte, machte zwey Verträge, den einen 1258 mit dem Könige von Aragonien den andern 1259 mit dem Könige von Engelland.

Durch den ersten trat Ludwig Jakob dem I, König von Aragonien, die Rechte ab, welche er auf Barcellona, Roussillon und andere entlegene Herrschafften hatte; und Jakob überließ ihm die Forderungen, welche er wegen Heurath oder aus andern Rechten auf die Grafschaften Languedoc und Provence, Afterlehen der Krone, haben konnte. Dieser Vertrag war, beyden Königen vortheilhaft, weil, da einer dem andern

Rechte

Rechte überließ, welche geltend zu machen es schwer war, sie vielen Kriegen vorbeugten.

Mehrere Ursachen brachten in Engelland Unruhen hervor, 1. die Subsidien, welche Heinrich der III beständig von dem Parlement verlangte, und die Verschwendungen, welche er davon machte, anstatt sie zu ihrer Bestimmung anzuwenden: 2. mehrere Mittel, deren er sich bediente um das Volk zu zwingen ihm Geld zu geben: 3. die neuen Auflagen, womit der Papst die Geistlichkeit belegte, und welche der König guthieß: 4. endlich die Gunst, deren die Poiteviner ohne Aufhören genoßen. Die Sachen kamen so weit, daß die Baronen den Anschlag machten, die Regierung zu verbessern, und 1258 brachte das Parlement von Oxfort diese Verbesserung in Ordnung. Nachdem man vier und zwanzig Commissarien ernannt hatte, beschloß man, daß der König die große Urkunde bestätigen sollte, welche er so oft ohne alle Bewerkstelligung beschworen hatte; daß man das Amt eines Oberrichters einem tüchtigen und gerechten Manne auftragen sollte, welcher dem Armen wie dem Reichen, ohne Unterschied Gerechtigkeit verschaffe; daß der Großkanzler, der Großschatzmeister, die Richter und andere Beamte, oder in den Diensten des Staats stehende Personen alle Jahre von den vier und zwanzig Commissarien erwählet werden sollten; daß die Bewachung der Schlösser und aller Festungen ihrer Aufsicht übergeben werden, und daß sie die Beforgung

gung davon vertrauten und dem Staate ergebenen Personen auftragen sollten, daß es ein Hauptverbrechen seyn würde für einen jeden, wer oder von was für einem Stande er sey, sich mittelbar oder unmittelbar dem zu widersetzen, was von den vier und zwanzigen würde befohlen werden, und daß das Parlement sich dreymal im Jahre versammeln sollte, um die Verordnungen zu machen, welche für das Beste des Staates nothwendig seyn würden. Der König wurde gezwungen diese Verordnungen gut zu heissen, welche ihn alles Ansehens beraubten.

Da die Rechte des Heinrich auf mehrere Provinzen in Frankreich Ursachen zum Kriege waren, und folglich zum Vorwande dienten Steuern zu fordern; so fielen die Baronen zuletzt selbst darauf mit dem heiligen Ludwig in Unterhandlung zu treten, um den Frieden zwischen beyden Kronen zu versichern. Der König von Frankreich gab zurück Limousin, Querci, Perigord, und Agenois, mit dem Bedinge, daß der König von Engelland dafür huldigen, und unter den Pairs, als Herzog von Guienne Sitz nehmen sollte; und Heinrich sagte ab für sich und für seine Nachfolger allen seinen Rechten auf Normandie, Maine, Anjou, Touraine und Poitou. Dieser Vertrag wurde von Heinrich, von den englischen Baronen und von allen denen unterschrieben, deren Bürgschaft man nöthig zu seyn glaubte.

Inzwischen kam die Mißhälligkeit unter die englischen Baronen. Die vier und zwanzig Commissarien verloren ihr Ansehen: der König, nachdem er das seinige wieder erlangt hatte, ließ sich durch den Papst von seinem Eide lossprechen, welchen er gethan hatte nichts wider die Verordnungen von Oxfort zu unternehmen. Die Ruhe schien einige Zeit zu herrschen; aber bald empörten sich die Baronen, und der König, zu schwach sie zu bezwingen, wurde genöthiget ihnen Vorschläge zu machen.

Hier sehen wir den heiligen Ludwig in einem glänzenden Zeitpunkt. 1264 nahmen ihn die Baronen für den Richter an, zwischen Heinrich und ihnen. Er fällte ein Urtheil: aber obwohl sie der Tugend dieses heiligen Königs konnten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, suchten sie doch bald Mittel hervor, einem Urtheile zu entgehen, welches ihnen nicht günstig war. Daher ergriffen sie wieder die Waffen, und machten sich abermal Meister von der Regierung. Alsdann dachten sie sich auf das Volk zu stützen, um ihre Macht mehr zu befestigen. In dieser Absicht nöthigten sie den König in jeder Provinz Obrigkeiten zu errichten, welche man Erhalter nannte, weil sie bestimmet waren die Freyheiten des Volkes zu erhalten; und man zwang ihn noch den Erhaltern aufzutragen, in jeder Provinz vier Ritter zu ernennen, um die Provinzen in dem Parlement, welches kurze Zeit hernach gehalten wurde, vorzustellen. Dies ist (1264) die Epoche

wo die Gemeinen in das englische Parlement Zutritt bekamen: bis dahin bestand es nur aus Baronen und Prälaten.

Inzwischen war Heinrich gefangen, und die Häupter der Empörung unterhielten noch die Verwirrungen durch ihre Mißhälligkeit; als 1267 Eduard, der Sohn Heinrichs, nachdem er die Rebellen zum Gehorsam gebracht hatte, seinem Vater die Freyheit und den Thron wieder verschaffte.

Wenn man die Verwirrungen in Engelland betrachtet, so hat man Ursache zu glauben, daß der heilige Ludwig alles, was Heinrich in Frankreich besaß, hätte hinwegnehmen können: man hatte es ihm gerathen, und dieser Rath war der beste, sagt der Pater Daniel, nach den Gesetzen der guten Staatsklugheit. Er war der schlimmste, wenn der Zweck der guten Staatsklugheit ist, sich das zu versichern, was man erlangt hat, und wegen der gemeinen Ruhe nichts Unrechtes zu unternehmen. Wenn dieses da nicht der Begriff ist welchen dieser Schriftsteller von der Staatsklugheit hatte, so war es der, welchen der heilige Ludwig sich davon machte. Er war viel zu gerecht um zu denken, daß die Gewalt die Richtschnur der Souverains seyn müsse; und er war viel zu klug um nicht zu sehen, daß wenn er alles hinweg nahm, was er nehmen konnte, er sich nichts versicherte, weil er in einer andern Zeit der schwächste seyn könnte. Es kam also nicht darauf an, alle Provinzen

an

an sich zu reissen, welche Heinrich nicht beschützen konnte: sondern es war klüger und gerechter, sich deren zu versichern, welche dieser König abzutreten einwilligte. Nun rechnete der heilige Ludwig billig für etwas die Abtretung des Heinrich und die Garantie der englischen Baronen; weil von dort an seine Rechte auf Normandie und Maine aufhörten zweifelhaft zu seyn. Zudem verstopfte er die Quelle eines Krieges, welcher, nachdem er zwey Völker unglücklich gemacht hatte, seinen Nachfolgern, wie denen des Heinrichs, schädlich seyn konnte; endlich hatte er noch einen andern großen Vortheil davon; denn der König von Engelland erkannte die Appellationen. So bald nun ein so mächtiger Vasall seine Gerichte den Gerichten des Königs von Frankreich unterwarf, konnten die andern, durch dieses Beyspiel hingerissen, nicht umhin endlich der Unabhängigkeit ihrer Gerichte abzusagen. Der heilige Ludwig gewann also viel, da er von der Gerechtigkeit nicht abwich. Dies sind die rühmlichsten Verträge, und es wäre zu wünschen, daß die Könige allezeit so klug wären nur dergleichen zu machen.

Um vollends alles zu entwickeln, was zum Wachsthum der königlichen Macht beygetragen, müssen wir die Veränderungen untersuchen, welche der heil. Ludwig in der Verwesung der Gerechtigkeit gemacht hat.

Die Kapetier hatten in den verschiedenen Theilen ihrer Herrschaften Unterrichter aufgestellt,

welche ihre Einkünfte empfiengen, die Kriegsleute kommandirten, und Gerechtigkeit in ihrem Namen verschafften. Philipp August machte Landvögte, um Aufsicht über sie zu haben; und gleichwie man von den Unterrichtern an die Landvögte appellirte, so appellirte man auch von den Landvögten an den König: aber die Gerichtsbarkeit dieser Obrigkeiten war auf die Herrschaften der Krone eingeschlossen.

Da der heil. Ludwig alle Gerichte der Herren den Appellationen unterworfen hatte, verbreitete er die Gerichtsbarkeit seiner Landvögte über alle Provinzen des Königreiches; und an ihre Gerichte appellirte man von den in den Gerichten der Herren ergangenen Urtheilen. Diese obrigkeitlichen Personen, welche dadurch mächtiger geworden waren, ließen sich angelegen seyn sich täglich neue Rechte zu machen, da sie nach und nach die Freyheiten und Ansprüche der Vasallen angriffen. Sie machten um die Wette dergleichen Versuche, und wenn es einem von ihnen gelang, so wurde sein Beyspiel ein Recht für die andern. Sie ersannen sogar königliche Fälle, das ist, befreyte Fälle, wovon die königlichen Gerichte allein Kenntniß einziehen konnten. Wie sie aber sich sehr in acht nahmen, dieselben zu bestimmen, so war dieses ein Vorwand unvermerkt alle Streitigkeiten vor ihr Gericht zu bringen: Die Anzahl der königlichen Fälle vermehrte sich täglich.

Die

Die Herren, deren Gerichte in Verfall kamen, beklagten sich über die Landvögte. Ihre Klagen wurden besonders unter den nachfolgenden Regierungen stärker. Ohne Zweifel hatte der heilige Ludwig Acht darauf, wann sie gegründet waren: aber oft beklagten sie sich nur, weil man Mißbräuche unterdrückte, die ihnen lieb waren.

Die Geistlichkeit beklagte sich auch. So gar brachte sie den Papst auf ihre Seite; denn man hat Briefe, welche Clemens IV 1265 geschrieben, und in welchen, nachdem er den Eifer und die Frömmigkeit des Königs gerühmt hatte, er sich beklaget, daß die Landvögte nicht genug Achtung für die Freyheiten der Geistlichen haben. Ich weiß nicht, was der König geantwortet hat; es ist aber gewiß, daß wenn es Mißbräuche abzustellen betraf, keine Ehrerbietung ihn verändern konnte. Nun hieß die Geistlichkeit oft ihre Mißbräuche Freyheiten.

Wir sehen ein großes Beyspiel von der Standhaftigkeit dieses Fürsten, in einem Artikel einer Verordnung, welche er 1268 heraus gab, und die den Namen Pragmatische Sanction führt. Hier ist er: **Wir verbieten ausdrücklich die Steuern und beträchtlichen Geldauflagen zu erheben und einzusammeln, welche durch den römischen Hof auf die Kirche unseres Königreiches gelegt werden, wodurch unser besagtes Königreich unglücklicher weise ist verderbt worden; wenn dies nicht aus billigen und ver-**

künftigen Ursachen, in einem dringenden und unvermeidlichen Nothfalle, und mit unsrer und der Kirche unsres Königreiches ausdrücklicher Bewilligung geschieht. Eine solche Verordnung hätte einem jeden andern Fürsten die Bannstrafe von Rom zugezogen: aber der Gebrauch davon gegen einen so tugendhaften und heiligen Fürsten, hätte sie um ihren Credit gebracht. Einige haben aus wenig gegründeten Ursachen diese Pragmatische Sanction als ein unterschobenes Stück angesehen. Dies kömmt, weil sie ungern sehen, daß der heilige Ludwig Forderungen entgegen war, welche sie noch gern vertheidigen wollten.

Man kann das Gute nicht überdenken, welches der König seinen Staaten that, ohne die Zeit zu bedauern wo er davon abwesend war. Unterdessen ergriff er 1267 abermal das Kreuz: es gab einen Mann, welcher klug genug war zu sagen, daß man ihm diese Absicht nicht habe beybringen können, ohne schwer zu sündigen. Es ist Joinville, der uns eine Lebensbeschreibung des heil. Ludwig hinterlassen hat. Zu seiner Zeit fieng man an diese frommen Kriege zu tadeln. Dieser letzte Kreuzzug hat Frankreich sehr erschöpfet.

1270 reiste der heilige Ludwig ab um sein Gelübd zu erfüllen. Aber anstatt nach Egypten oder Palästina zu gehen segelte er gegen Tunis, sich schmeichelnd, sagt man, den König zu bekehren, welcher in diesem Theile von Afrika regierte.

gierte. Die Wahrheit davon ist, daß Karl von Anjou, König von Sicilien eigennützige Ursachen hatte den Krieg auf diese Seite zu leiten.

Krankheiten kamen in das Lager. Der heilige Ludwig selbst wurde damit befallen, und starb 1270 bey den Ruinen von Carthago als ein Held und als ein Heiliger. Er war fünf und funfzig Jahre und vier Monate alt, und hatte drey und vierzig Jahre, neun Monate und achtzehn Tage regiert. Ich halte mich nicht mit seinem Lobe auf: seine Thaten loben ihn mehr als alle Lobreden, welche man von ihm gehalten hat, deren doch sehr viele sind. Ich will allein bemerken, daß dieser so erleuchtete, so herzhafte, so standhafte Fürst, wenn es das gemeine Beste betraf, bey allen andern Dingen so einfältig war, daß man glaubte, ein jeder sey im Stande ihn zu regieren. Heinrich III starb zwey Jahre hernach.

Dieser Kreuzzug ist der letzte gewesen. Die meisten Herren waren zu grund gerichtet. Die Geistlichkeit war eines Krieges überdrüßig, dessen Kosten sie mittrugen, und nur die Päpste nahmen sich noch desselben an weil es eine Gelegenheit war, die Geistlichen mit Steuern zu belegen. Aber sie versuchten vergeblich einen blinden Eifer wieder rege zu machen, welcher nur gar zu lange gedauret hat.

IV. Kapitel.

Betrachtung des Zustandes von Deutschland, Engelland, Frankreich und Italien gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts.

Nachdem wir gesehen, wie die Verwirrungen in ganz Europa sich verbreitet und die höchste Stufe erreichet haben sind wir endlich auf Zeiten gekommen, wo die Völker sich anzustrengen scheinen, um eine bessere Regierungsform zu errichten. Nun wollen wir uns mit der Betrachtung beschäftigen, wie gleiche Ursachen verschiedene Wirkungen nach den verschiedenen Umständen hervorbringen.

Die Barbaren glaubten, daß die Königreiche wie die herumschweifenden Horden regieret würden. Sie hatten den Gebrauch gehabt, sich zu versammeln um die Beute zu theilen oder übereinzukommen, welche Gegend sie bekriegen wollten; weil jeder von ihnen das Recht hatte seine Meynung zu sagen, und kein Oberhaupt mächtig genug war, als Herr zu befehlen. Als sie sich in ihren Eroberungen niedergelassen, fuhren sie fort sich zu versammeln; aber ohne die neuen Umstände zu erwägen, worin sie waren, und ohne auf die Einrichtung zu denken, welche zu ergreifen dienlich wäre. Unterdessen theilten neue Vortheile die Gemüther, und brachten neue Verwirrungen hervor. Man muß sich also nicht verwundern,

dern, wenn dergleichen Völker sich dem Glücksfall überlassen; wenn sie ohne Gesetze, sogar ohne Begriffe von einer Gerechtigkeit, nur das Herkommen kennen, welchem sie sich aus Vorurtheil ergeben, oder das sie oft wider ihr Wissen verändern; wenn mit einem Worte, sie sich von einem Mißbrauche in den andern beständig hineinstürzen.

Karl der Große gab zuerst den Versammlungen eine kluge und ordentliche Gestalt, und legte den Grund zu einem mächtigen Reiche: aber sein großer Geist hatte den Sitten so vieler barbarischen Völker eine Art von Gewalt angethan. Sie kehrten zu ihrem Charakter zurück, sobald er nicht mehr war; und neue Unordnungen entstanden selbst aus den Veränderungen, welche dieser große Mann in der Regierung gemacht hatte.

Wir finden die Ursachen von diesen Unordnungen in der großen Gewalt, wozu er die Geistlichkeit erhob, und in den Lehen, welche der Ursprung der Lehnsregierung waren. Ich habe mich bestrebet den Fortgang so vieler Mißbräuche darzustellen. Man hat die Unternehmungen der Geistlichen unter Ludwig dem Frommen gesehen. Da sie sich nicht unterstanden, ihn abzusetzen, so verurtheilten sie ihn zu öffentlicher Buße; und dies war nach den Vorurtheilen des neunten Jahrhunderts eben so viel als ihn absetzen. Dies war ihr erster kühner Eingriff in die Rechs

te desjenigen, welchen sie als den Gesalbten des Herrn erkläret hatten. Noch einige von dieser Gattung, und man wird nicht mehr den Concilien das Recht streitig machen die Könige abzusetzen. Der Papst selbst, als das Haupt der Kirche, wird sich dieser Gewalt gänzlich anmaßen.

Die Schwachheit der Nachfolger Karl des Großen machte die weltlichen Herren kühn, wie sie die Geistlichkeit kühn gemacht hatte. Die Provinzen wurden der Raub einer Menge kleiner Tyrannen, und die Anarchie brachte nach und nach die unnatürliche Lehnsregierung hervor; als die Versammlungen, welche den Unordnungen hätten Schranken setzen können, auf einmal aufhörten.

So lang die Könige sich für mächtig genug hielten sich Gehorsam zu verschaffen, wollten sie des Ansehens ungetheilt geniessen, und riefen selten die Nation zusammen. Alsdann war nicht mehr das alte Band unter ihren Gliedern; der Eigennutz nahm den Platz des allgemeinen Nutzens ein; und die Herren gedachten nur darauf sich unabhängig zu machen. Wenn in der Folge der Souverain gedrungen war von ihnen Hülfe zu begehren, würdigten sie die Versammlungen nicht ihnen beyzuwohnen, wo man ihrer nöthig hatte, und wo sie kein Bedürfniß spürten sich einzufinden. So kam in Frankreich der Gebrauch die Großen zu versammeln in Abgang, um das Ende des Karolinischen Stammes:

dieser

dieser Gebrauch, im Gegentheil, bestand noch in Engelland, Deutschland und Spanien, weil die Souverains daselbst niemals mächtig genug waren, daß sie glauben konnten, sie hätten die Hülfe des Adels nicht nöthig. Wenn in diesen Ländern die Nation sich nicht allezeit versammelte ihre Souverains zu erwählen; mußten sie zum wenigsten die Vorsicht gebrauchen, daß sie von den Großen des Staates anerkannt wurden: und diese Vorsicht hielt die Könige in einer Gattung von Abhängigkeit, und erhielt einige Ordnung unter den Großen. Mit einem Worte, die Nation fuhr fort einen mehr oder weniger ordentlichen Körper zu machen, so lange der Monarch nöthig hatte, zu seiner Gunst die größte Zahl der Stimmen zu vereinigen.

Man hat die Lehnsregierung in Frankreich anfangen gesehen; ich setze hinzu, daß sie anderswo nicht anfangen konnte. Um sie hervor zu bringen, mußte eine solche Anarchie seyn, wie jene war, worin Frankreich unter den Nachkommen Karl des Großen gefallen ist: die Großen des Königreichs mußten aufhören sich zu versammeln, mußten, ein jeder für sich, suchen sich von einem Souverain unabhängig zu machen, und mußten, da sich immer einer über den andern erhob, beständig etwas gegen einander unternehmen. Aus diesen Kämpfen endlich mußten die wechselweisen Pflichten zwischen den Lehnsherren und den Vasallen enstehen; Pflichten, wovon die Lehen

hen schon einen Begriff gegeben hatten, und die eigentlich die Lehnsregierung ausmachen.

Während diese Anarchie in dem französischen Reiche herrschte, waren die Königreiche Spanien und Engelland beständigen Unruhen ausgesetzt; aber diese Unordnungen mochten seyn, wie sie wollten, so fuhren die Großen in dem einen und andern Reiche fort, einen Körper auszumachen, den der Monarch zu schonen genöthiget war. Sogar zur Zeit der Uneinigkeit oder bürgerlichen Kriege gab es noch ein gemeinschaftliches Interesse, welches die verschiedenen Parteyen an sich zog, und den Herren nicht erlaubte, für sich allein zu leben, und ein jeder besonders, sich souverain zu machen, und mehr oder weniger ausgedehnte Rechte zu erlangen. Kurz, die Lehenregierung konnte nur aus einer gänzlichen Auflösung aller Theile der Monarchie entstehen. Nun findet sich eine solche Auflösung nur in Frankreich unter den letzten Karolinern.

Einige schreiben die Einführung der Lehen den Longobarden zu. Dieses ist ein Irrthum, in den sie gefallen sind, weil, da sie auf einer Seite sahen, daß die Longobarden Herzoge in Italien eingeführt haben und auf der andern Herzoge bey der Lehenregierung fanden, sie diese Regierung aller Orten zu sehen glaubten, wo sie Herzoge sahen.

Diejenigen welche die Lehen in der Austheilung der Länder, welche die Römer ihren Sol-

Soldaten oder neuen Völkern machten, zu sehen glauben, vermengen die Sachen noch mehr. Man sollte eben so wenig die Lehen in den Gebräuchen suchen, welche die Barbaren beobachtet haben, ehe sie das occidentalische Reich erobert hatten. Wenn dieses der Ursprung davon wäre, fände man sie aller Orten, wo sich die Barbaren niedergelassen haben, und in den ersten Zeiten ihrer Niederlassung. Alles was man sagen könnte, ist, daß die Gebräuche, welche sie mit sich brachten, und die, welche sie in dem Reiche fanden, beygetragen haben, die Lehenregierung zu bilden, als die Anarchie Umstände verursachte, welche allein sie hervorbringen konnten.

Diese Regierung mußte aus Frankreich, woselbst sie entstanden, nach Engelland und Spanien kommen, wo die Unordnungen alles zu ihrer Aufnahme zubereiteten. Die Franzosen führten sie in diesen Ländern ein, wie sie solche hernach in Palästina und im morgenländischen Reiche eingeführt haben. Wilhelm, der Eroberer, veränderte alles in Engelland: er schaffte die Gesetze des Landes ab, er führte die Gesetze von der Normandie daselbst ein, er nahm den Ueberwundenen ihre Güter, um den Normännern Lehen zu geben; überzeugt, daß er seine Eroberungen versichere, wenn er sie mit seinen Vasallen theile, welche an seinen Siegen Antheil und mit ihm gleiches Interesse hatten. Mit Anfange des zwölften Jahrhunderts war der Graf Heinrich Sohn eines Herzogs von Burgund und Nachkömmling Hugo

Kapets-

Kapets, Meister eines Theiles von Portugal; und Raimund Berengar, Graf von Barcellona, Souverain von Catalonien, Montpellier, und von der Grafschaft Provence, regierte auch Aragonien. Es ist also nicht schwer zu begreifen, wie die Lehenregierung in Spanien ist eingeführt worden. Uebrigens muß man nicht glauben, daß diese Regierung aller Orten ganz gleich gewesen sey, wo sie sich ausgebreitet hat: denn sie war ihrer Natur nach vielen Abänderungen unterworfen. Die Gleichförmigkeit kann sich nicht bey den Unordnungen der Anarchie befinden. Diese Verwirrung ist die Ursache, daß man so viele Mühe hat die Epoche der Lehenregierung zu bestimmen, und daß man glaubet sie in den Ländern zu sehen, wo sie noch nicht eingeführt war. Auch würde ich mich nicht verwundern, wenn man sich einbildete, sie sey in Engelland und Spanien älter, als wir hier vorsetzen. Im übrigen liegt viel weniger daran ihre Epoche zu bestimmen als ihre Fehler zu wissen.

Diese Regierung war in Deutschland weniger fehlerhaft als in Engelland, und in Engelland weniger als in Frankreich; man kann leicht die Ursache davon gewahr werden.

Deutschland war allezeit besser regieret worden als Frankreich. Ludwig der Germanier, zum Beyspiele, brachte sein Ansehen empor, zur Zeit als Karl der Kahle sich täglich mehr verächtlich machte. So auch, obschon die Verwir-

wirrungen in Deutschland groß waren, sind sie doch niemals dahin gekommen, alle Theile des politischen Körpers aufzulösen. Die Revolution, welche das Reich zu einem Wahlreich machte, kam dieser Anarchie zuvor; weil die Versammlungen, welche nothwendiger als jemals geworden, immer einige Eintracht unterhielten, und den gemeinen Nutzen zu überlegen angewöhnten. Auf den Reichstägen geschah es daß man über die Streitigkeiten, welche sich im Reich erhoben, das Urtheil fällte. Sie wurden nach den Umständen mit mehr oder weniger Ordnung gehalten; sie zielten aber allezeit dahin ab die Nation vorzustellen.

So erhielt sich der deutsche Körper, ungeachtet der gewaltigen Stöße, welche ihn bisweilen erschütterten. Die Kaiser, zu schwach seine Freyheiten abzustellen, konnten zum wenigsten sie beschützen, und so gar ihr Vortheil machte ihnen daraus ein Gesetz Wenn sie Italien, und allen Titeln der Cäsar entsagend, sich auf Deutschland eingeschränkt hätten, würden sie ihre Politik haben anwenden können zu theilen um zu herrschen; und vielleicht wäre eine Erbmonarchie aus den Trümmern einer Menge Fürsten entstanden, welche sich einander zu grund zu richten suchten. Aber sie strebten immer nach dem Kaisertitel: sie wollten entweder Italien erhalten, odet es von neuem erobern. Dies ist der Ursprung jener Kriege, welche für so viele

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Völker betrübt gewesen sind, und welche die Ehrsucht der Päpste noch betrübter machte.

Inzwischen waren diese Kriege den deutschen Fürsten günstig. Da der Kaiser ohne ihre Hülfe in Italien nicht mächtig seyn konnte, wäre es von ihm nicht klug gewesen, unter ihnen die Zwietracht zu unterhalten, oder zu verbreiten. Im Gegentheile mußte er unaufhörlich sich mit den Mitteln beschäftigen, sie zu vereinigen, und zu machen, daß der politische Körper täglich eine ordentlichere Gestalt bekomme. Das ist, woran die Kaiser aus dem Hause Sachsen mit gutem Erfolge arbeiteten, und die Ursache, daß die Lehenregierung in Deutschland nicht die Fehler wie in Frankreich hatte.

Sie war fehlerhafter in Engelland als in Deutschland, und es mußte so seyn. Normandie und andere Provinzen von Frankreich waren in Ansehung der Könige von Engelland, was in Ansehung der Kaise Italien war. Derohalben scheinet es in dem ersten Anblicke, daß die Souverains auf beyden Seiten natürlich eine gleiche Aufführung beobachten sollten. Weil der König von Engelland, um in Frankreich Kriege zu führen, in die Nothwendigkeit versetzet war, sein Parlement zusammen zu rufen, und Subsidien von demselben zu erhalten, hätte er mit den Baronen glimpflich umgehen, ihre Freyheiten ehren, und sich mit dem begnügen sollen, was man ihm nicht streitig machte. Mit Klugheit hätte er sich ihrer Hülfe versichert, seine Provin-

zen

zen erhalten, und in Engelland täglich mehr Ansehen erlangt. Dieses geschah nicht, weil die Fürsten, die dieses Königreich regierten, überhaupt nicht so geschickt wie die Kaiser waren; und auch weil die Umstände ihnen nicht allezeit gestatteten, einer so klugen Politik nachzuleben.

Das Recht zum Reiche war in Deutschland nicht zweydeutig, weil die Wahl allein den Kaiser machte. Es hatte mit Engelland keine solche Beschaffenheit, wo das Reich ein Erb- und Wahlreich zugleich zu seyn schien, und wo sich also die Kronbewerber und folglich auch die Unruhen vermehrten. Nach dem Tode Wilhelms des Eroberers, kömmt Wilhelm II auf den Thron, zum Nachtheile Roberts, seines ältern Bruders, und hat Heinrich seinen jüngern Bruder, zum Nachfolger. Heinrich stirbt. Stephan raubt der Mathilde die ihr gehörige Krone, da er aber sie nicht bey seiner Familie erhalten konnte, überläßt er sie Heinrich dem Sohne dieser Prinzessinn. Endlich wenn Richard I Sohn dieses letzten, Talente hat, welche ihm Ehrfurcht erwerben, so wird der Thron nach ihm mehr als siebenzig Jahre über von zweyen in jedem Betracht verächtlichen Königen, Johann ohne Land, und Heinrich III besessen.

Auf einer Seite ergriffen die Baronen, da sie Prinzen die Krone gaben, welchen sie nicht gehörte, dadurch die Gelegenheit sich ihre Freyheiten bestättigen zu laßen, oder neue zu erlangen; und auf der andern bewilligten die unrechtmäßigen Besitzer

alles in Umständen, wo sie noch nichts abschlagen konnten, aber sie eilten nicht ihre Versprechen zu erfüllen. Eifersüchtig über eine Gewalt, welche ihnen Hindernisse machte, dachten sie nur darauf sie herunter zu setzen; und kaum glaubten sie sich des Thrones versichert, so griffen sie die Freyheiten selbst an, welche sie bewilliget hatten.

Alsdann müssen die Freyheitsbriefe ein Zankapfel zwischen den Baronen und dem Souverain werden; Die wechselweisen Rechte lassen sich nicht bestimmen: man greift zu weit auf beyden Seiten; und die Unordnungen, welche jeden Augenblick wieder entstehen, erlauben nicht der Regierung eine feste Gestalt zu geben. Es war also in Engelland ein Gebrechen, das in Deutschland nicht war, und dieses Gebrechen kam daher, daß anstatt die Nachfolge in der Regierung festzusetzen, man die Krone dem gab, von welchem man vortheilhaftere Bedingnisse erhalten konnte. Das ist die Ursache von der Schwachheit der Könige Engellands: so wenig Herren in ihrem Lande, wie konnten sie ausserhalb furchtbar seyn? Man sieht voraus, daß die Anmassungen und die Unordnungen in diesem Reiche fortdauern werden, bis daß der Souverain die Nation unter das Joch gebracht, oder die Nation ihn in das Unvermögen gesetzt hat, die Freyheiten anzugreifen, welche sie wird erhalten haben.

In Frankreich hatten die Großen aufgehört einen Körper zu machen, seit dem sie sich nicht mehr versammelten. Die Unordnungen waren daselbst größer als in Deutschland und in Engelland; weil die Anarchie jeden Begriff von dem gemeinen Besten ausgelöscht, und aller Orten Tyrannen hervorgebracht hatte. Aber selbst diese Unordnungen haben dem Wachsthum der königlichen Macht Vorschub gegeben.

Die Lage der Kapetier war von der Lage der Kaiser und der Könige von Engelland ganz verschieden. Da sie keine Ansprüche auf einige fremde Provinzen behalten hatten, so hatten sie auch nicht nöthig Hülfe in der Vereinigung ihrer Vasallen zu suchen. Je mehr, im Gegentheile, sie dieselben getheilt sahen, desto mehr konnten sie hoffen, die einen durch die andern zu bezwingen, und ihr Ansehen mußte mitten unter den Mißbräuchen, welche sich vermehrten, wachsen.

Lange Zeit schwach, haben sie lange Zeit nichts unternommen, sie schienen sich nur erhalten zu wollen, und sie erweckten kein Mißtrauen, weder durch ihre Ehrbegierde noch durch ihre Talente: Daher haben sich die Herren angewöhnt sie nicht mehr zu fürchten. Mit ihren eigenen Kriegen beschäfftiget, sahen sie die königliche Würde weniger für eine Macht als für einen eiteln Titel an. Sie besorgten nichts, und waren nicht vorsichtig.

Unterdessen mußte ein Fürst, der geschickt genug war, sich nach den Umständen zu richten, sein Ansehen vergrößern, weil in Frankreich kein Körp r wie in Deutschland und Engelland war, der sich seinen Unternehmungen widersetzen könnte; und weil auser dem die Anarchie eine Macht wünschen ließ, fähig diejenigen zu beschützen, welche unter den Unterdrückungen schmachteten. Also mußte in Frankreich, wo die Uneinigkeiten größer waren, aus dieser Ursache, die Ordnung eher als in Engelland und Deutschland hergestellet werden. Philipp August fieng dieses Werk an, Ludwig VIII wußte es zum wenigsten zu erhalten; und der heilige Ludwig, welcher es merklich beförderte, hinterließ seinen Nachfolgern die Macht es zu vollenden.

Der Zustand von Italien war noch schlimmer als der Zustand von Frankreich; weil daselbst keine die Anarchie zu unterdrücken vermögende Macht entstehen konnte: die Ehrsucht der Päpste setzte sich dagegen. In dem Unvermögen es selbst zu bezwingen, haben sie es den Tyrannen überlassen, welche es hervorgebracht hat, oder Fremden, die sie dahin berufen haben; und sie haben es zu einem Grad von Schwäche gebracht, wovon es sich nicht erholt hat.

Die Tyranney vernichtet sich durch sich selbst. Alle Souverains, welche von keiner Ordnung etwas wissen, arbeiten nur an ihrem Verderben. Sie müßen endlich eben so verächtlich werden, als sie verhaßt waren, und das Volk erkühnt

kühnt sich auf Mittel zu denken seiner Unterdrückung zu entgehen. Diese Veränderung ist aller Orten fast zu gleicher Zeit vorgegangen, doch auf unterschiedliche Weise, weil die Umstände nicht an allen Orten gleich waren. In Deutschland und Frankreich tragen die Gemeinen zum Wachsthum der Macht des Souverains bey, welcher sie unter seinen Schutz nimmt. In Engelland ist es ganz das Gegentheil, weil die Baronen ihnen den Zutritt in das Parlement gestatten, um an ihnen eine Stütze wider die Könige zu haben. Endlich in Italien, wo es weder in einen Körper vereinigte Großen, noch Souverains gibt, welche sie beschützen könnten, fangen sie an unabhängige Republiken zu errichten.

So war zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts die Lage der Sachen in den vornehmsten Theilen von Europa. Dies ist der Zeitpunkt, wo das durch so viele Unordnungen hervorgebrachte und unterhaltene Chaos sich zu entwickeln trachtet. Die Lehenregierung gehet ein, oder nimmt eine bessere Form an: die Geistlichkeit oft, zum wenigsten in Frankreich, im Zaume gehalten, verliert einen Theil ihres Ansehens: und das Volk, welches anfängt von seiner grossen Dummheit zu erwachen, setzet sich in Stand für etwas geachtet zu werden.

Konstantinopel war in einer täglich klägli-
chern Lage. Die Griechen hatten es den Lateinern 1261 wieder abgenommen, und Michael Paleologus, welcher es erobert hatte, hinter-

ließ dieses Reich 1282 seinem Sohne Andronicus Paleologus. Dieser welcher glaubte, der Himmel könne nicht anders, als einen so frommen Fürsten, wie er, in seinen Schutz nehmen, und ihn auf eine ganz sonderbare Weise beschützen, zerstörte das Seewesen als eine unnützliche Sache, welche nur Unkosten mache: aber der Himmel ließ geschehen, daß die Seeräuber ungestraft bis vor die Thore von Konstantinopel kamen.

Solche dumme Aberglauben waren damals durchgehends den Griechen eigen. Um eine Religionstrennung zu enden, welche seit einiger Zeit dauerte, kamen beyde Theile überein ihre Beweise niederzuschreiben, und hernach beyde Schriften ins Feuer zu werfen, da sie glaubten, Gott werde die Wahrheit offenbaren, und eine oder die andere dieser Schriften vor den Flammen bewahren. Beyde Schriften verbrannten, und die Trennung dauerte fort.

Man fand ungefähr in der Kirche der heiligen Sophia eine Schrift, welche die größten Unruhen verursachte, und worüber man als über das wichtigste Geschäft berathschlagte. Inzwischen war diese Schrift nur ein Kirchenbann, den ein abgesetzter Patriarch gegen den Kaiser, und alle diejenigen, über welche er glaubte, sich beklagen zu dürfen, heimlich ausgesprochen hatte. Diese Züge sind hinlänglich zu zeigen, daß die Unwissenheit in Orient so groß als in Occi-

dent

dent war, und ich halte für überflüssig mehrere Umstände davon anzuführen.

Die Franzosen, welche von 1204 bis 1261 zu Konstantinopel regierten, sind Balduin, Graf von Flandern, Heinrich, sein Bruder, Peter von Courtenai, Graf von Auxerre, Enkel Ludwig des VI, der Dicke genannt; Robert von Courtenai, Sohn des Peter, Johann von Brienne und Balduin, Bruder des Robert von Courtenai Während der sieben und funfzig Jahre, da diese Fürsten dieses schwache Reich regierten, verlor Konstantinopel die Handlung, welche dasselbe zuvor unterhalten hatte. Es richtete sich vollends zu Grunde, und die Griechen bekamen einen so großen Haß gegen die Lateiner, daß sie ganz und gar unversöhnlich wurden. Andronicus Paleologus gewann die Gunst des Volkes, da er die Bemühungen welche sein Vater sich um die Vereinigung der beyden Kirchen gegeben hatte, nicht fortsetzte.

In der That hatte Michael welcher nicht ohne Verdienste war, durch das Vorhaben der Vereinigung sich verhaßt gemacht. Man betrachtete ihn als einen Excommunicirten, als einen Ungläubigen. Die Mönche schrien überall, er verdiene das Begräbniß nicht; und Andronicus, der sich nicht unterstand ihn mit Gepränge begraben zu lassen, ließ ihn des Nachts mit ein wenig Erde bedecken.

Sechstes Buch.

I. Kapitel.

Von Deutschland, Engelland, Frankreich und Italien, während der Regierungen Rudolphs von Habsburg, Philipp des Kühnen und Karls von Anjou.

Als wir bey der Betrachtung des Zustandes von Europa stehen blieben, waren der heilige Ludwig und Heinrich III gestorben; Karl von Anjou war König von Neapel und Sicilien, und Rudolph von Habsburg war zum Kaiser erwählet worden.

Philipp III, der Kühne genannt, ein Sohn des heiligen Ludwig, nachdem er einige Vortheile über die Mauren erhalten hatte, schloß [illegible] mit dem Könige von Tunis einen Frieden, und kam nach Frankreich zurück.

Eduard I, welcher den heiligen Ludwig begleitet hatte, war noch in Sicilien, als er den Tod seines Vaters vernahm. Die Herren, ohne seine Rückkunft zu erwarten, versammelten sich, erkannten ihn für ihren König, und schworen ihm den Eid der Treue. Man erstaunt über diese Unterthänigkeit, wenn man sich ihrer Empörungen unter der letzten Regierung erinnert: sie war aber eine Folge von dem Ruhme, welchen

chen Eduard sich erworben hatte. Die Fürsten stehen bey ihren Unterthanen in Ansehen, nach dem Maße als sie von ihnen hochgeschätzt werden. Die Geschichte von Frankreich und Engelland verschaffen davon viele Proben. Eduard kam 1274 in seine Staaten zurück, und wurde mit den größten Zeichen der Liebe und Ehrfurcht empfangen.

Um mehr unabhängig zu seyn, erwählten die deutschen Herren einen Fürsten zum Kaiser, dessen Staaten wenig beträchtlich waren. Rudolph war Ottokars, Königs von Böhmen Obersthofmeister gewesen (*). Aber er besaß Herzhaftigkeit, und legte den Grund zu einem Hause, welches blühend werden wird.

Ich werde in diesem und in den folgenden Kapiteln die vornehmsten Begebenheiten vor Augen legen, welche Deutschland, Frankreich, Engelland und Italien uns verschaffen. Ich werde auch Gelegenheit haben von Spanien zu reden, dessen Staatsinteresse sich mit dem Interesse der andern Mächte zu vermischen anfängt. Mein Vorwurf ist, die allgemeine Geschichte, welche ich zu beschreiben nicht Willens bin, im Ganzen

(*) Dieses Vorgeben wird aus guten Gründen als unwahrscheinlich verworfen. Denn außer dem Stillschweigen der gleichzeitigen Geschichtschreiber, streitet der damalige Gebrauch dagegen, wo dergleichen Aemter nur den einheimischen vornehmsten adelichen Familien erblich überlassen wurden. Anmerk. des Uebers.

zen zu schildern, und ich werde mich über die kleinern Umstände bey jedem Reiche nur so weit einlassen, als ich es für nöthig finde, um den Faden der Begebenheiten wieder anzuknüpfen, und zum Studium der neuern Geschichte vorzubereiten.

Die erste Sorge Rudolphs war die Unordnungen zu hemmen, welche eine Folge von den vorhergehenden Verwirrungen waren. Er hatte eben so viel Klugheit als Muth vonnöthen, weil seine eigene Länder ihn wenig mächtig machten; und das Reich, welches seiner Einkünfte war beraubet worden, außer Soldaten ihm wenig verschaffte. Doch gelang es ihm den Frieden und die Sicherheit herzustellen.

Als Ottokar ihn als Kaiser zu erkennen sich weigerte, machte Rudolph welcher die andern Fürsten des Reiches an sich zu ziehen wußte, daß man ihn in einem zu Augsburg gehaltenen Reichstag als einen Rebellen erklärte: man verurtheilte ihn so gar die Herzogthümer Oesterreich, Steyermark, Crain und Kärnthen herauszugeben, welche er an sich gerissen hatte.

Der König von Böhmen beharrte in seiner Verweigerung dem Rudolph zu huldigen, und sagte, er sey ihm nichts schuldig, weil er ihm seinen Lohn bezahlt hätte. Diese beleidigende Antwort wurde durch den Ausgang nicht gerechtfertiget. Ottokar verlor das Leben in einer Schlacht.

Der Kaiser gewann so sehr die Neigung der Oesterreicher und Steyermärker, daß sie einen Her-

Herzog aus seinem Hause verlangten. Er hatte alles zubereitet sie dahin zu bringen, und keinen Widerstand von Seiten der Reichsfürsten zu finden. Also belehnte er, mit Einwilligung der zu Augsburg versammelten Stände, seinen ältesten Sohn Albrecht mit Oesterreich, Steyermark, Crain und Kärnthen; und Rudolph, einen andern seiner Söhne, belehnte er mit der Grafschaft Schwaben.

Mit der Regierung des Reiches, und Vergrößerung seines Hauses beschäfftiget, suchte er nicht seine Rechte auf Italien geltend zu machen. Anstatt die Städte zu bekriegen, welche sich weigerten ihn zu erkennen, verkaufte er ihnen Freyheiten und Gerechtsame, die ihnen am Herzen lagen. Lucca erkaufte ihre Freyheit mit zwölf tausend Thaler: Florenz, Genua und Bologna erkauften sie eine jede nur mit sechstausend. Dieses Betragen verursachte, daß man Rudolph für einen Fürsten hielt, welcher sich aus allem Geld machte, und befleckte seinen Ruhm. Konnte man inzwischen an die vorigen Kriege gedenken, und diese Gattungen von Käufen für Deutschland sowohl als Italien nicht vortheilhaft finden? Der Papst Nikolaus III benutzte diese Verfassung des Kaisers, und machte mit ihm einen Vertrag, welcher für den päpstlichen Stuhl sehr vortheilhaft war. Rudolph starb 1299 im achtzehnten Jahre seiner Regierung. Die Vergrößerung seines Hauses, und die wieder hergestellte Ordnung in Deutschland

lassen

lassen sehen, daß, wenn er keine große Länder hatte, als er zum Reiche gelangte, er zum wenigsten grose Talente hatte.

Während der Zeit welche wir in Deutschland durchliefen, arbeitete Eduard mit seinem Parlement an dem Glücke seines Volkes, und er vereinigte mit seiner Krone das Herzogthum Wallis. Er hatte dasselbe über den Lyonell erobert, welcher in sein Land gestreifet war, und nicht aufhörte Mißvergnügte zu erwecken. Die Einwohner von Wallis waren ein Ueberbleibsel der alten Brittannier: sie waren noch nicht unter dem Joche der Engelländer; und sie erhielten sich in der Unabhängigkeit seit mehr als acht hundert Jahren.

In Frankreich genoß Philipp III, mit dem Beynamen der Kühne, aller Rechte, welche unter seinen Vorfahren waren Vorzüge der Krone geworden, und sie wurden täglich durch den Gebrauch bestättiget. Er übte den Gerichtszwang über die Gerichte der größten Vasallen aus: er hatte allein das Recht neue Jahrmärkte in den Flecken, und Gemeinen in den Städten zu errichten; er verordnete aus eigener Macht alles was die Brücken, die Landstrassen, und überhaupt das gemeine Wesen betraf; mit einem Worte, er hatte die allgemeine Polizey des Königreiches. Nach einigen geringen Kriegen, machte eine Revolution, welche 1282 in Sicilien sich eräugnete, daß er wider Peter den III, König von Aragonien die Waffen ergriff.

Karl,

Karl, Meister von Sicilien, Apulien, Calabrien, von den Grafschaften Provence, Maine, Anjou, von den Inseln Corfu und Maltha, hatte über dies noch alle guelfische Städte in Italien zu seinem Befehl: und Maria, die Tochter des Fürsten von Antiochien, hatte ihm alle ihre Rechte auf das Fürstenthum Antiochien, und auf das Königreich Jerusalem überlassen. Er hatte Neapel verschönert, wo er, nach dem Beyspiele Friederich des II, seine Residenz hielt: er hatte immer ein sehr zahlreiches stehendes Kriegsheer, und seine Seehäfen waren mit Schiffen angefüllt. Karl schien also mächtig: aber er war es nicht, wenn man die Macht eines Fürsten, nach seinen Tugenden und Talenten abmißt. Er wird, weil er noch mehr an sich bringen will, bald einen Theil von dem verlieren, was er hat.

Er rüstete sich nicht allein zu der Eroberung des Königreichs Jerusalem; sondern er machte auch den Entwurf den Michael Palelogus zu bekriegen, und Balduin wieder auf den Thron von Konstantinopel zu setzen, welcher ihm Morea, mehrere Inseln und den dritten Theil von allem dem abtrat, was sie von dem griechischen Reiche erobern würden. Aber Johann von Procida, Bürger von Salerno, dessen Güter waren eingezogen worden, als Karl den Thron bestieg, und der sich nach Aragonien begeben hatte, machte einen andern Entwurf; dieser war die Krone von Neapel und Sicilien auf

das

das Haupt Peter des III, Königs von Aragonien zu setzen. Peter hatte übrigens Forderungen, welche gegründet scheinen konnten: denn er hatte Konstantia geheurathet, welche, da sie eine Tochter des Manfred und Base des Konradins war, sich für die Erbinn des Hauses Schwaben hielt. Johann von Procida bereitete, auf seinen Reisen aus Sicilien nach Aragonien und nach Konstantinopel, die Gemüther zur Empörung und brachte ein Bündniß zwischen Michael Paleologus und Peter den III zu Stande: der erste verschaffte das nothwendige Geld, und der andere machte Zurstungen, unter dem Vorwande in Afrika Krieg zu führen.

Der König von Neapel war ein gar zu mächtiger Vasall für die Päpste, welche auf alles Anspruch machten, und denen man bisweilen so gar das geringste Dorf von dem Erbtheile des heil. Peters anstritte. Ein solcher Lehnsherr war nicht von der Art, allezeit geehret zu werden. Nikolaus III zeigte sich also den Absichten des Johann von Procida geneigt, und verschaffte Peter von Aragonien ein neues Recht, da er ihm die Belehnung von dem Königreiche Neapel und Sicilien anbot. So war die Lage der Päpste; zu schwach ihren Vasallen in der Unterwürfigkeit zu erhalten, brachten sie diese Krone von einem Deutschen auf einen Franzosen, und von einem Franzosen auf einen Spanier, als wenn sie bey allen Nationen einen Fürsten hätten suchen wollen, welcher zugleich mächtig

tig und unterthänig wäre. Aber sie gaben dieses unglückliche Land neuen Trübsalen preis.

Karl, welcher den Nikolaus wider sich aufgebracht hatte, machte sich auch seinen Unterthanen verhaßt, die er zu quälen nicht aufhörte. Dies sind die bekannten Ursachen von der großen Revolution, welche sich am Ostertag 1282 zutrug, und die man die Sicilianische Vesper nennet, weil das Niedermetzeln der Franzosen den Anfang nahm, als das Volk in die Vesper gieng. Wenn man den meisten Geschichtschreibern glaubet, sind die Franzosen in ganz Sicilien zu gleicher Zeit erwürget worden; und diese Zusammenverschwörung, welche seit zweyen Jahren angezettelt wurde, ist nur auf den bestimmten Augenblick losgebrochen, obschon das Volk dieser Insel und viele Fremden um dieses Geheimniß wußten.

Dem sey wie ihm wolle, Peter, welcher alles zu seinem Unternehmen zubereitet hatte, ergriff diese Gelegenheit es auszuführen. Alles war ihm günstig. Die Sicilianer nahmen ihn mit großem Freudengeschrey auf; und Karl, welcher in Sicilien war, wurde genöthiget diese Insel zu verlassen, und sich nach Calabrien zu flüchten. Auf diese Weise machten Sicilien und Apulien zwey abgesonderte Königreiche, wovon das eine dem Hause Aragonien, und das andere dem Hause Anjou verblieb.

Unterdessen war einige Zeit zuvor Nikolaus mit Tode abgegangen, und da der neue Papst

Martin IV, sich des Karl annahm, belegte er den Peter mit dem Kirchenbanne, ließ wider ihn einen Kreuzzug predigen, und gab die Königreiche Valenzia und Aragonien Karln von Valois, dem zweyten Sohne Philipp des Kühnen.

Karl hatte nichts als Unglücksfälle bis an seinen Tod, welcher mit Anfange des 1285 Jahres erfolgte. Er hinterließ das Königreich Neapel seinem Sohn Karl II, Fürsten von Salerno, der damals Kriegsgefangener war.

Als Peter sich durch den Tod Karls von Anjou, und durch die Gefangenschaft des Fürsten von Salerno des Königreiches Sicilien versichert sah, kam er mit aller seiner Macht nach Aragonien, wo der König von Frankreich eingefallen war, er wurde aber geschlagen, und starb an seinen Wunden. Eben in diesem Jahre 1285 folgten ihm in der Regierung seine Söhne Alphons und Jakob; der erste auf dem Throne von Aragonien, und der andere auf dem Throne von Sicilien.

Inzwischen wendete sich das Glück der Franzosen, sie erlitten öfters großen Verlust, und Philipp, der Kühne, gezwungen über das Pyrenäische Gebürge zurückzukehren, erkrankte zu Perpignan, allwo er auch starb.

Die vielen Todesfälle, welche sich in eben diesem Jahre eräugneten, versetzten die neuen Souverains in die Nothwendigkeit Unterhandlungen zu pflegen. Der gemachte Vertrag stellte

te den Frieden nicht her, aber der Fürst von Salerno erlangte die Freyheit wieder; und Neapel hatte an ihm einen Souverain, welcher sich Liebe erwarb. Er ist bekannt unter dem Namen Karl II, der Hinkende.

II. Kapitel.

Von den vornehmsten Staaten in Europa während des Papstthums Bonifacius des VIII.

Im Monat Julius 1294 wurde Peter Mouron zum Papste erwählet, und nannte sich Celestin V. Dies war ein einfälteiger Mann, welcher, sagt der Abt Fleuri, seine Gedanken leicht für göttliche Eingebungen, seine Träume für Offenbarungen, und alles, was ihm außerordentlich schien, für Wunderwerke hielt. Er führte das strengste Leben in einer Einsiedeley, wohin er sich begeben hatte; und allwo mehrere Jünger, welche sich ihm zugesellet hatten, einen neuen Orden errichteten, der von seinem Stifter den Namen Celestiner führte. Er hatte das Papstthum dem Rufe seiner Heiligkeit zu danken. Die Kardinäle, sagt ferner der obengemeldte Abt Fleuri, fühlten sich gleichsam durch göttliches Eingeben erleuchtet, Peter von Mouron zu erwählen.

Unterdessen liessen sie sich bald ihre Wahl reuen, und einige beredeten ihn dem Papstthume abzusagen, mit versichern, er könne es mit Sicherheit

des Gewissens nicht behalten. In der That, ohne Erfahrung, ohne Einsicht, und allen denen überlassen, die um ihn waren, war er ganz und gar unfähig die Kirche zu regieren. Einige Monate darauf legte er seine Würde nieder, und man erwählte anstatt seiner Benedikt Cajetan, der ihn am meisten zu diesem Entschluß bewogen hatte.

Es war noch kein Papst gewesen, welcher seine Würde niedergelegt hatte, wie seit dem es auch keiner gethan hat; und weil die Menschen gemeiniglich nur nach Beyspielen schliessen, so war es eine große Frage zu wissen, ob ein Papst seine Würde niederlegen kann. Denn wenn man auf einer Seite erkannte, daß ein Geistlicher sein Amt abgeben kann, mit Einwilligung seines Obern, so erkannte man auch auf der andern Seite, daß ein Papst keinen Obern hat: man muß gestehen, dies war eine große Verlegenheit.

Da Bonifacius VIII, das ist der Name, welchen Benedickt Cajetan angenommen hat, befürchtete, Celestin möchte in seiner Einfalt sich noch für den Papst halten, und urtheilen seine Absagung sey nichtig, weil sie von keinem Obern bekräftiget worden, ließ er diesen heiligen Mann in einen so engen Ort einsperren, daß er kaum liegen konnte, und der so ungesund war, daß man die, welche ihn bedienten, immer abwechseln mußte, weil sie da erkrankten. Celestin starb selbst darin, dreyzehn Monathe hernach.

Bonifacius machte den Entwurf, alle Mächte dem päpstlichen Stuhle zu unterwerfen: aber er war sehr schwach in Italien, wo die Gibellinen, so gar mitten in dem Erbtheile des heil. Peter, eine mächtige Partey machten. Er war auch von außen schwach: denn schienen gleich die geistlichen Waffen nach dem Maße als sie mehr entfernt waren, furchtbar, so wurden sie doch täglich schwächer, nachdem man sie öfter gebrauchte. Er vermehrte nur die Unruhen, und gab Gelegenheit die Mißbräuche gewahr zu werden, welche die Päpste von ihrer Gewalt machten. Dies werden wir begreifen, wenn wir seine Aufführung mit den verschiedenen europäischen Fürsten untersuchen.

1290 starb Alexander III, König von Schottland, ohne Kinder zu hinterlassen; die Schottländer, welche einen innerlichen Krieg vermeiden wollten, erwählten Eduard zum Richter unter denen, die eine Anforderung auf die Krone machten. Dieser Fürst entschied zum Besten des Johann Baliolus, und ergriff diese Gelegenheit zu machen, daß die Schottländer selbst Schottland als ein der Krone Engelland unterworfenes Lehen erkannten. Da er dadurch Oberherr dieses Königreiches geworden war, ließ er die ganze Schwere seines Joches fühlen; dergestalt, daß Baliolus nur auf Mittel dachte der Sklaverey zu entgehen.

Indem dieses vorgieng, entstand ein Krieg zwischen Frankreich und Engelland. Baliolus

ließ sich in Bündnisse ein mit Philipp dem Schönen, einem Sohne Philipp des Kühnen, und Eduard mit Adolphen von Nassau, dem Nachfolger Rudolphs. Vergeblich wollte Bonifacius diese Fürsten aus seiner Macht zwingen die Waffen abzulegen. Wahr ist es, seine Abgesandten machten keine unnützliche Reise, denn sie haben vieles Geld von den englischen Mönchen herausgemolken: aber den Frieden herzustellen gelang ihnen nicht. Nachdem Eduard Schottland erobert hatte, zur Zeit als ihm der König von Frankreich Guienne hinwegnahm, gieng er über das Meer, um seine Macht mit der Macht des Grafen von Flandern zu vereinigen. Alsbald empörten sich die Schottländer, Philipp machte neuen Fortgang, Eduard wurde genöthiget einen Waffenstillstand zu begehren, welchen man auf zwey Jahre eingieng.

Da der Graf von Flandern, welchen Philipp als einen rebellischen Vasallen bestrafen wollte, an den Papst appellirt hatte, warf sich Bonifacius als Richter auf, und sandte den Bischof von Meaux, seinen Legaten, um den König vor das Gericht des päpstlichen Stuhles zu laden Philipp, eben so erstaunt, daß einer seiner Unterthanen diese Verrichtung auf sich genommen, als über dieses Unternehmen des Papstes erzürnt, antwortete, sein Gericht der Pairs habe allein das Recht in dergleichen Zwistigkeiten zu urtheilen, und er habe keinen Obern als Gott. Dieser Versuch des Bonifacius hatte

keine

keine weitere Folge. Anstatt ihn zu behaupten, gedachte er nur darauf mit dem König von Frankreich gut zu stehen, damit er seine Feinde in Italien sicher unterdrücken könne.

Er war ein Gibelliner gewesen, als er eine Privatperson war; und da er Papst geworden, wurde er der Feind einer Partey, welche allezeit dem päpstlichen Stuhle entgegen gewesen. Er versuchte alles um vornehmlich die Familie der Colonna zu grunde zu richten, welche von allen Gibellinen die feurigsten und mächtigsten waren.

Die Colonna auf ihrer Seite hielten keine Mäßigung. Sie nannten Bonifacius nur den Benedikt Cajetan; sie verweigerten ihn als Papst zu erkennen; sie wollten behaupten daß die Abdankung des Celestin ungültig sey, sowohl weil ein Papst keinen Obern habe, als weil sie ihm durch List und Betrug wäre abgenöthiget worden: endlich setzten sie hinzu, es gäbe viele Gründe der Ungültigkeit der Wahl des Benedikt, und sie verlangten ein allgemeines Concilium um diese Frage zu erörtern. Dieser Streit verursachte große Unruhen in Italien.

Unterdessen war Bonifacius auch mit den sicilianischen Händeln beschäftiget, und hatte sich Karl des Hinkenden angenommen, welcher ihn auf den päpstlichen Stuhl erhoben hatte.

1291 bestieg Jakob, nach dem Ableben seines Bruders Alphons, den Thron von Aragonien. Bonifacius erinnerte ihn den Vertrag

zu halten, vermög dessen Alphons versprochen hatte, Karl dem Hinkenden Sicilien wieder zu geben, mit Bedrohen, wenn er nicht gehorche, ihm die Königreiche Aragonien und Valenzia zu nehmen. Jakob, welcher sich auch von den Waffen Frankreichs bedrohet sah, mußte endlich nachgeben, und 1294 auf Sicilien absagen. Aber Friederich, sein Bruder, der für ihn diese Insel regierte, weigerte sich sie zu übergeben, und wurde von den Sicilianern zum Könige gekrönet. So war der Zustand von Italien gegen das Ende des 1297 Jahres.

Damals schickte es sich in Deutschland zu einer großen Revolution an. Während Adolph von Nassau beschäftiget war, dem Könige von Engelland wider den König von Frankreich zu Hülfe zu kommen, entstand auf einmal ein mächtiger Bund, der ihn absetzte, und das Reich Albrecht dem Herzoge von Oesterreich, einem Sohne Rudolphs, gab. Adolph marschirte gegen seinen Feind, verlor die Schlacht und das Leben; und Albrecht, ohne Mitwerber, wurde in einer zu Frankfurt gehaltenen Reichsversammlung als Kaiser ausgerufen.

1286 war Erich VII, König von Dännemark ermordet worden, und die Zusammenverschwornen hatten auch seinem Sohn und Nachfolger Erich dem VIII nach dem Leben gestrebet. Einige wurden bestraft, andere flüchteten sich nach Norwegen, und einige Jahre hernach wurde der Erbischof von Lund, als verdächtig,

tig, daß er mit ihnen ein Verständniß unterhalte, in die Gefangenschaft gesetzt. 1297 aber entwischte er, und kam nach Rom den Papst wider seinen Souverain anzureitzen.

Der Tod Ladislaus des IV, Königs von Ungarn, gab auch in diesem Königreiche Gelegenheit zu Unruhen. Maria, die Schwester des Ladislaus und Gemahlinn Karl des Hinkenden, gab sich als Erbinn ihres Bruders an, und trat ihre Rechte Karl Martel, ihrem Sohne, ab. Dieser Prinz wurde zu Neapel, von den Legaten Nikolaus des IV gekrönt: es that sich sogar für ihn eine Parthey in Ungarn hervor. Inzwischen nahm er von diesem Königreiche nicht Besitz; denn Andreas der Venetianer, ein Anverwandter des letzten Königs, da er gegenwärtig war, machte, daß man ihn als König erkannte, und behielt davon einen Theil. Diese beyden Mitwerber starben 1301. Karl Robert trat in die Rechte Karl Martels seines Vaters, und wurde von Bonifacius unterstützet; und die Ungarn gaben die Krone dem Sohne des Wenzelaus, Königs von Böhmen. Laßt uns nun sehen wie sich der Papst in alle Händel von Europa einmischet. Ich werde nicht der Ordnung der Zeit nachgehen; denn diese Ordnung wäre nicht die deutlichste.

Er schrieb an seinen Legaten: Der römische Papst, von Gott über die Könige und Königreiche gesetzt, das höchste Haupt der Hierarchie in der streitenden Kirche und der vornehmste von allen Sterblichen, richtet ruhig

von der Höhe seines Thrones herab, und zerstreuet alle Uebel durch seinen Blick. Sollte man bey diesen Worten nicht sagen, Bonifacius sey aberwitzig, und sieht man nicht, wie sehr er sich auf die Unwissenheit und Dummheit der Völker verläßt?

Zu folge der allgemeinen Oberherrschaft, welche er sich zueignet, that er den Machtspruch, daß Wenzeslaus, der Sohn Wenzeslaus, Königs von Böhmen, kein Recht auf das Königreich Ungarn habe, und daß er es von den Ungarn selbst ohne das Gutheißen des päpstlichen Stuhles nicht hätte annehmen können. Er behauptet, Stephan, welcher der erste christliche König in Ungarn gewesen war, habe es der römischen Kirche geschenkt; und anstatt aus seiner Macht die Krone davon sich aufzusetzen, habe er sie von dem Statthalter Jesus Christus empfangen wollen.

Er schrieb dem Wenzeslaus, daß um aller Welt Gerechtigkeit zu verschaffen, er sich vornähme ihn, seinen Sohn, die Königinn Maria und Karl Robert vor sein Gericht zu laden. Wirklich forderte er sie das folgende Jahr vor, und da der König eben so wenig als sein Vater erschien, erklärte er ihn des Ungehorsames schuldig, sprach das Urtheil, daß das Königreich Ungarn kein Wahlreich seyn könnte, und sprach es der Maria und dem Karl Robert zu. Dieser Spruch diente anfänglich nur den innerlichen Krieg zu nähren.

Der

Der Papst machte auch dem Wenzeslaus darüber starke Vorwürfe, daß dieser Fürst den Titel eines Königs von Pohlen führte; und er bedrohete ihn mit geistlichen und zeitlichen Strafen, wenn er ihn nicht fahren ließe: indem er als weltkündig voraus setzte, daß Pohlen dem päpstlichen Stuhle gehörte. Unterdessen erkannten die Ungarn nach vielen Unruhen den Karl Robert als König.

Bonifacius hatte die nämlichen Ansprüche auf Schottland. Denn als Eduard es erobert hatte, schrieb er diesem Fürsten: Ihr sollet wissen, daß das Königreich Schottland vor Alters mit vollem Rechte der römischen Kirche zugehört hat, und ihr noch zugehört; und da er sein vermeintliches Recht genug erwiesen zu haben glaubte, wenn er sagte, es zweifle niemand daran, befahl er dem Könige von England alle seine Bediente aus Schottland herauszuziehen. So wagte er Schritte, mit der einzigen Gefahr sie zu verlassen, wenn sie nicht gelingen sollten. Dieser wurde verlassen.

Den König von Dännemark betreffend, sprach Bonifacius das Urtheil, er habe die göttliche Majestät beleidiget, den päpstlichen Stuhl verachtet, und die geistliche Freyheit verletzet. In Ansehung dessen, belegte er ihn mit dem Kirchenbann, verbot in seinem Königreiche alle geistlichen Amtsübungen, und verurtheilte ihn neun tausend Mark Silbers dem Erzbischof von Lund zu bezahlen. Es kam ein Legat nach Dännemark

nemark diesen Spruch zu vollziehen; und drohte dem König ihn abzusetzen, und sein Königreich einem andern zu geben, wenn er sich weigerte dem päpstlichen Stuhle sich zu unterwerfen. Diese Händel beunruhigten Dännemark mehrere Jahre über.

Bonifacius unternahm Deutschland mit eben dergleichen Gewalt zu regieren. Uns kömmt das Recht zu, schrieb er den drey geistlichen Churfürsten, die Person desjenigen zu prüfen, welcher zum römischen Könige erwählet wird, ihn zu salben, ihn zu krönen, oder ihn zu verwerfen, wenn er unwürdig ist. Daher befehlen wir euch in den Orten, wo ihr es für nöthig finden werdet, anzukündigen, daß Albrecht, welcher sich für den römischen König ausgiebt, in sechs Monaten, durch seine genugsam bevollmächtigte, und mit den seine Rechte beweisenden Schriften versehene Abgeordnete, vor uns erscheinen soll, um sich zu rechtfertigen, wenn er kann, wegen des wider den König Adolph begangenen Lasters der beleidigten Majestät, und wegen der Excommunication, in welche er verfallen ist, da er den päpstlichen Stuhl und andere Kirchen verfolgt, und um in allen diesen Stücken das zu thun, was wir ihm vorschreiben werden. Widrigenfalls werden wir den Churfürsten und allen Unterthanen des Reiches auf das schärfste verbieten ihn für den römischen König zu erkennen; wir werden sie von dem Eide der Treue freysprechen, und gegen ihn und seine

Anhän-

Anhänger mit geistlichen und weltlichen Waffen verfahren, wie wir es gut finden werden.

Die drey geistlichen Churfürsten unterfiengen sich die päpstlichen Befehle zu vollziehen: aber Albrecht unterdrückte ihre Kühnheit, und leitete sie zu ihrer Schuldigkeit zurück.

Dieses hochmüthige Wesen, mit welchem Bonifacius den Königen begegnet, kann uns auf sein Betragen mit den Colonna schließen lassen: er machte wider sie mehrere Bullen öffentlich kund; erklärte sie zu allen geistlichen und weltlichen Aemtern unfähig, ehrlos, Schismatiker, Ketzer, excommunicirt; und ließ gegen sie mit eben den Ablässen, wie für das gelobte Land einen Kreuzzug predigen. Die Colonna, obschon sie Bundsgenossen Friederichs des Königs von Sicilien waren, unterlagen unter den Waffen des Bonifacius. Der Papst machte sich Meister von allen ihren Orten: Palestrina den vornehmsten davon, richtete er gänzlich zu grunde; und sie wurden dahin gebracht, sich nach Sicilien oder Frankreich zu begeben. Dieser Krieg endigte sich 1299.

Zuvor 1296, da der Papst sah, daß Eduard, Adolph und Philipp, weit entfernt seinen Befehlen zu gehorchen, und ihre Streitigkeiten seinem Gerichte zu unterwerfen, den Krieg fortsetzten, gab er die Bulle Clericis laicos heraus, um ihnen die Hülfe zu entziehen, welche sie von der Geistlichkeit erhielten. Er verbot also allen Dienern der Kirche den Fürsten Geld zu verschaffen, es mochte seyn

als ein Darlehen, freywilliges Geschenk, Beyhülfe, oder unter was für einem Namen es geschehen würde, ohne Erlaubniß des päpstlichen Stuhles, und excommunicirte die Könige, Fürsten und obrigkeitlichen Personen, welche Geld von ihnen fordern würden, alle die welche den Auftrag haben würden dasselbe zu erheben, und die Geistlichen selbst, welche die Willfährigkeit haben würden, diesem vermeintlichen Mißbrauche nachzugeben. Er sagte, daß die Souverains kein Recht über die Personen, noch über die Güter der Geistlichen haben, und die Gewalt, der sie sich anmaßten, sey eine Folge des alten Hasses der Laien gegen die Geistlichen. Unterdessen stieg dieser Haß, wie es der Abt Fleurt bemerket, auf kein so hohes Alterthum; weil während der fünf oder sechs ersten Jahrhunderte die Geistlichkeit sich die Ehrfurcht und Liebe der ganzen Welt durch ihre liebreiche und uneigennützige Aufführung zuzog.

Sobald diese Bulle kund gemacht worden, ließ Philipp der Schöne einen Befehl ergehen, durch welchen er verbot, kein geprägtes noch ungeprägtes Silber, noch andere Sachen von Wert aus dem Königreiche zu führen; dies war eine Quelle der Einkünfte des päpstlichen Stuhles verstopfen.

Der Papst antwortete durch eine neue Bulle, worin er, nachdem er der weitläuftigsten Gewalt über die Gläubigen sich angemaßet, erkläret, daß wenn das Verbot Silber aus dem

Königreiche hinauszuführen, sich bis auf die Geistlichen erstrecke, es ein freventliches und tolles Unternehmen sey, welches die Bannstrafe verdiene. Hernach setzet er hinzu, das Verbot, welches er selbst gemacht habe, sey den Kirchensatzungen gleichförmig: nichts destoweniger verlange er nicht den König aller Beyhülfe zu berauben, welche die Geistlichkeit ihm leisten könne; sondern allein, daß er von ihr nichts ohne die Einwilligung des päpstlichen Stuhles fordern könne; und daß im übrigen der päpstliche Stuhl den Königen von Frankreich die Hülfe niemals versagen werde, welche die Bedürfnisse des Staates nothwendig machen würden.

Man sieht aus der Antwort Philipps, daß man anfieng über die Vorzüge der königlichen Würde und über die Gränzen der zwey Mächte nachzudenken. Die Augen öffneten sich endlich; und dieses hatte man dem Bonifacius zu verdanken, dessen Unternehmen das Wachsthum der Vernunft befördert hat. Man murrete in Frankreich wider ihn. Das Volk wollte wissen, warum die Geistlichen, da sie die Freyheiten der Bürger genießen, nicht mit ihnen die Lasten des Staates theilen sollten: ob es anständiger sey, daß sie ihr Geld mit Kleidern, mit Gastereyen, mit Schalksnarren verschwenden, als daß sie dem Kaiser geben was des Kaisers ist: ob, ehe es Geistliche gegeben hat, keine Könige und Unterthanen waren; und ob die Unterthanen, wenn sie Geistliche werden, aufhören Unterthanen und

den

den Gesetzen und Auflagen unterworfen zu seyn! Die Herren zeigten ihr Mißvergnügen mit noch mehr Hitze; denn wenn das Volk sich schmeichelte, erleichtert zu werden, wenn die Geistlichen einen Theil der Auflagen trügen, so sahen die Herren mit mehr Gewißheit, daß sie weniger reich seyn würden, wenn die Geistlichen nichts bezahlten. Die Geistlichkeit endlich, welche selbst unter dem Despotismus des römischen Hofes schmachtete, vermischte ihre Klagen mit den Klagen der ganzen Nation; und man muß sich darüber nicht verwundern; denn wenn es einige Bullen gab, welche sie befreyten dem Könige und den Herren Steuren zu bezahlen, so gab es deren noch viel mehr, welche sie nöthigten dem päpstlichen Stuhle dergleichen zu bezahlen. In eben dieser Zeit langten zwey Legaten an, welche den Auftrag hatten von den Geistlichen Geld zu erheben, mit der Vollmacht, Philipp mit dem Banne zu belegen, wenn er sich hierin widersetzte. Sie brachten auch eine Bulle mit, durch welche der Papst eine Fortsetzung des Stillstandes den Königen von Engelland und Frankreich befahl: denn er warf sich immer zum Richter von den Streitigkeiten dieser Souverains auf, und gründete sich darauf, daß einer von beyden eine Sünde begienge, wenn er den Krieg fortsetzte, weil einer von beyden Unrecht habe.

Bis daher hatten die Päpste jederzeit einiger Mächte verschonet; zum wenigsten betrugen sie sich so, daß sie sich der Vasallen wider den Lehns-

herrn versicherten. Bonifacius weniger geschickt, greift zu gleicher Zeit den König und die Herren an; er beleidiget das Volk, welches der Geistlichkeit die Befreyungen beneidet, die er ihr bewilliget; er erwecket Mißvergnügen bey der Geistlichkeit selbst, die er mit Auflagen beschweret: mit einem Worte, er empöret die ganze Nation, er nöthiget die Unterthanen das Interesse des Königs zu dem ihrigen zu machen; dieser Papst wenigste s war kein Staatsmann.

Die Legaten, Zeugen von dem Geschrey Frankreichs, waren so klug mit dem Kirchenbanne zurückzuhalten, und der Papst selbst wurde gezwungen nachzugeben. Er beklagte sich, daß man seine Bulle schlimm ausgelegt habe, und er legte sie selbst aus, da er eine der ersten gänzlich widersprechende Bulle herausgab. Denn er erklärte, er habe die freywilligen Geschenke und Anlehen, welche von der Geistlichkeit dem Könige oder den Herren gemacht würden, noch die Dienste oder Gülten, womit die Geistlichen ihrer Lehen halben beladen seyen, nicht verbieten wollen; und er erkannte, der König könne von der Geistlichkeit eine Hülfe begehren und empfangen, sogar ohne den päpstlichen Stuhl um Rath zu fragen.

Diese neue Bulle erschien 1297, das ist zu einer Zeit, wo Bonifacius Hülfe von Frankreich wider die Colonna und Friederich, den König von Sicilien, nöthig hatte. Karl, Graf von Valois und Bruder Philipp des Schönen,

erhielt den Auftrag die zu diesem Kriege bestimmten Truppen anzuführen. Albrecht regierte damals in Deutschland. Bonifacius aber, welcher ihn nicht erkennen wollte, glaubte, daß, wenn er das Recht nicht ausüben könnte, dessen er sich anmaßte, einen Kaiser zu ernennen, er wenigstens in Italien einen Statthalter ernennen könnte, und Karl von Valois nahm diesen Titel an. Folglich billigten die französischen Fürsten die Unternehmungen des Papstes gegen fremde Fürsten, zu einer Zeit, wo sie selbst ihm widerstanden. So wahr ist es, daß sie weniger nach Grundsätzen als nach Eigennutz handelten: dies aber war ein übel verstandener Eigennutz. Die Päpste hätten nicht versucht Kronen hinwegzunehmen, wenn kein Fürst sie von ihnen selbst hätte annehmen wollen.

Bonifacius vermittelte die Heurath des Grafen von Valois mit der Katharina von Courtenai, einer Enkelinn des Balduin, welchen Michael Paleologus vom Throne verstossen hatte. Zufolge dieser Heurath erkannte er ihn als morgenländischen Kaiser, und bewilligte ihm die außerordenlichen Zehenten von allen geistlichen Gütern in Frankreich, Engelland, Italien, Sicilien, Sardinien, Corsica, in dem Fürstenthum Achaia, in dem Herzogthume Athen und in den benachbarten Inseln.

Dieser Graf rüstete sich um seine Rechte auf das Reich von Konstantinopel geltend zu machen. Er begab sich nach Florenz, wohin ihn

der

der Papst unter dem Titel des Friedensmittler von Toscana schickte, und wo er nur die Spaltung und die Unruhen unterhielt. Wenige Zeit hernach kehrte er seine Waffen mit eben so schlechtem Fortgange wider Friederich. Seine Absicht war Karl dem Hinkenden Sicilien wieder zu verschaffen, welcher versprach ihm mit aller seiner Macht zur Eroberung von Konstantinopel zu verhelfen: aber er wurde gezwungen einen Vertrag einzugehen, nach welchem Friederich Meister von Sicilien blieb, mit dem Titel eines Königs von Trinacria. Mit einem Worte, Karl von Valois war in seinen Unternehmungen weder glücklich noch klug; so daß er verachtet, und mit großem Verlust seiner Leute nach Frankreich zurückkehrte (*). Er hinterließ den Erben seiner Gemahlin den nichts bedeutenden Titel eines morgenländischen Kaisers: ein Titel, mit welchem sie immer große Entwürfe machten, und niemals etwas unternahmen. Karl den Hinkenden belangend, verwendete er die übrigen Tage seiner Regierung, die Stadt und das Königreich Neapel in blühenden Stand zu setzen.

In der Zeit da Karl von Valois allen Absichten des Bonifacius entsprach, kam dieser Papst mit Frankreich auf seine ersten Gänge zurück. Da er Philippen nicht verzeihen konnte, daß er den Colonna einen Aufenthalt gegeben, und

(*) Tanto che vituperato, con perdita di molti suoi, ritornò in Francia sagt Machiavel von diesem Prinzen.

Albrecht als römischen König erkannt hatte, machte er 1300 eine neue Bulle kund, durch welche er die Auslegung wiederrief, die er von der Bulle Clericis laicos gemacht hatte; mit Vorgeben, diese Auslegung sey eine Gnade gewesen, und er könne seine Gnaden widerrufen, wie er sie bewilligen könne.

Es war in Frankreich ein Bischof von Pamiers, unverschämt, voll listiger Streiche und aufrührisch. Bonifacius erwählte ihn für seinen Abgesandten, und trug ihm seine Befehle auf. Es betraf unter andern Dingen den König dahin zu vermögen, daß er einen Kreuzzug in das gelobte Land unternähme. Man erwartete, ohne Zweifel, eine abschlägige Antwort, und dies war, was man wünschte: denn der Papst glaubte berechtiget zu seyn, gegen einen Fürsten streng zu verfahren, welcher seine Waffen der Kirche versagte. Der Bischof war so kühn dem Philipp zu sagen, daß seine seit langen Jahren bezeigte Aufführung die Strafen verdiene, welche man nur gar zu lang verschoben habe; und er würde bald sein Königreich mit dem Interdikt und seine Person mit dem Fluche und Kirchenbanne beleget sehen. Endlich vertheidigte er die Forderungen und die zeitliche Gewalt des Papstes über alle Souverains, dessen Unterthan zu seyn er sich ausgab.

Eine dergleichen frevelhafte That verdiente gewiß bestraft zu werden. Der König entschloß sich diesem rebellischen Unterthanen den Prozeß

zu

zu machen, ließ ihn gefangen setzen, und ernannte Commissarien ihn zu richten. Nichts destoweniger mußte man behutsam verfahren, und ihn seinem Metropolitan, dem Erzbischofe von Narbonne ausliefern. Die Gewalt der Geistlichkeit war so beschaffen, daß der Souverain, ohne Unbesonnenheit, aus seiner Macht allein wider eines ihrer Glieder nicht mit Schärfe verfahren konnte.

Der Papst forderte ihn zurück, und dieses gab Anlaß zu mehrern Bullen. Er sagte, er sey über die Könige und die Königreiche gesetzt, mit voller Macht auszureissen, zu zerstören, zu zerstreuen, und aufzubauen. „Mein lieber Sohn, schrieb er dem Philipp, lasset euch nicht bereden, was man euch will glauben machen, daß ihr keinen Obern auf Erden habet, und dem Haupte der geistlichen Hierarchie nicht unterworfen seyd: So zu denken muß man von Sinnen seyn, und derjenige, welcher hartnäckig in diesem Irrthume verharret, höret auf gläubig zu seyn, und ist nicht mehr in dem Schafstalle seines Hirten.„ Durch andere Bullen befahl er den Bischöfen, Kapiteln und hohen Schulen sich zu Rom zu stellen, um über die in Frankreich nöthigen Reformationen sich zu berathschlagen, und er forderte den Beichtvater des Königs auf, er solle sich vor ihm stellen, und von seiner und seines Beichtkindes Aufführung Rechenschaft geben.

Nachdem aber die Stände waren versammelt worden, wurde die Unabhängigkeit der Krone durchgehends erkannt. Der König erneuerte das Verbot, Silber aus dem Königreiche zu führen; er verbot allen Unterthanen ohne seine Erlaubniß aus Frankreich zu ziehen; und Wilhelm von Nogaret überreichte eine Schrift, in welcher er den Bonifacius als eingeschoben, und der Simonie, Ketzerey und mehr anderer Laster überwiesen erklärte.

Die Herren schrieben hernach den Kardinälen, um sie ihres Vorhabens zu versichern, daß sie den König wider alle Unternehmungen des Papstes vertheidigen würden. Die Geistlichkeit schrieb das nämliche dem Bonifacius selbst, obschon mit behutsamern Ausdrücken. Endlich gab auch der Bürgerstand durch ein Schreiben zu erkennen, daß er eben so gesinnet sey.

Alsdann hielt der Papst zu Rom ein Concilium, in welchem er wider Philipp den Schönen losbrach; und eine Bulle heraus gab, wodurch er erklärte, daß die, welche behaupten wollen, die weltliche Gewalt hange nicht von der geistlichen ab, Manichäer seyn, weil sie zwey Grundwesen zulassen. So spielte er mit den Worten.

Unterdessen verließ er sich nicht so sehr auf seine Scheingründe, daß er versäumt hätte auf andre Art sich zu verstärken. Er glaubte Albrecht könnte ihm bey seinen Absichten günstig seyn; und alsbald wird dieser unrechtmässige

Besitzer, dieser des Thrones unwürdige Mann in seinen Augen ein rechtmässiger Monarch. Er erkennt ihn für einen solchen durch eine Bulle vom 30 April 1303. Albrecht, welcher sich hätte der Noth bedienen können, worin der Papst war, seiner zu schonen, erkaufte diese Bulle durch die niederträchtigsten Unterwerfungen. Er erkannte, daß das römische Reich durch den päpstlichen Stuhl von den Griechen auf die Deutschen, in der Person Karl des Großen, sey gebracht worden; daß das Recht einen römischen König zu erwählen, welcher Kaiser zu werden bestimmt ist, von dem päpstlichen Stuhle gewissen geistlichen und weltlichen Fürsten sey bewilliget worden; und daß die Könige und Kaiser von dem päpstlichen Stuhle die Gewalt des weltlichen Schwertes erhalten: endlich versprach er die Rechte dieses Stuhles wider alle seine Feinde, sie mögen seyn wer sie wollen, Könige oder andere Souverains, zu beschützen; mit ihnen kein Bündniß einzugehen, und ihnen auf des Papstes Befehl den Krieg anzukündigen. Inzwischen ungeachtet dieses Versprechens lebte er immer in einem vollkommen guten Vernehmen mit Philipp. Dieser Fürst opferte das Reich seinen besondern Vortheilen auf. Er war nur mit der Vergrösserung seines Hauses beschäfftiget; und um seinen Söhnen Herrschaften zu verschaffen, scheute er sich nicht Ungerechtigkeiten zu begehen, welche ihm endlich das Leben kosteten: denn er wurde einige Jahre hernach, 1308 ermordet.

Wenn der Papst wenige Hinderniſſe in Deutschland fand, ſo fand er täglich in Frankreich größere. In einer Verſammlung, welche Philipp den 13 Junius 1303 hielt, überreichte Wilhelm dü Pleßis eine Schrift, welche ſieben und zwanzig Klagpunkte wider den Bonifacius enthielt; die er in einem allgemeinen Concilium zu erweiſen ſich erbot, deſſen Berufung er verlangte; und an welches er aller Schritte wegen, die Bonifacius gethan hatte, oder thun konnte, appellirte. Alle die, welche bey dieſer Verſammlung gegenwärtig waren, ohne davon die Geiſtlichen auszunehmen, billigten und verlangten die Zuſammenrufung des Concilium und die Appellation. Von dieſem Tage an, bis zu Ende des Septembers erhielt der König mehr als ſieben hundert Beytretungsakten. Die hohen Schulen, die Gemeinen der Städte, die Biſchöfe, die Kapitel, die Dom- und Stiftskirchen, die Aebte, die Ordensgeiſtlichen, ſogar die Bettelmönche, faſt die ganze Welt appellirte.

Durch dieſes Appelliren erkannte man alſo die Concilien für die Richter der Könige; ein Ueberbleibſel der in vorhergehenden Zeiten eingeführten Vorurtheile. Aber man fieng wenigſtens an zu argwöhnen, daß die Päpſte den allgemeinen Concilien unterworfen ſind, und dies war ſchon etwas.

Bonifacius ſchleuderte Bullen gegen den König, gegen die hohen Schulen, und gegen alle, welche den Apellationen beytraten; und ſo

war damals die Beschaffenheit der Sachen, als er von Nogaret, Sciarra, Colonna und einigen andern, welchen es Philipp aufgetragen hatte, in Anagni aufgehoben wurde. Man plünderte seinen Pallast, setzte ihn gefangen, und so gar ohne Achtung seiner Würde behandelte man ihn sehr schimpflich. Unterdessen nahmen die Einwohner von Anagni sich dieses Papstes an, weil er unter ihnen gebohren war, ergriffen die Waffen, verjagten die Franzosen, verschafften ihm die Freyheit wieder, und führten ihn nach Rom, allwo er wenige Tage hernach, den 11 October 1303 starb. Als er gefangen genommen wurde, wollte er eine Bulle kund machen, in welcher er sagte, daß er, als Statthalter Jesus Christus, die Gewalt habe, die Könige mit einer eisernen Ruthe zu regieren, und sie wie irrdene Töpfe zu zerbrechen. Am Schluß sagte er, Philipp sey offenbar in die durch mehrere Kirchensatzungen ergangenen Bannstrafen verfallen. Seine Vasallen und alle seine Unterthanen wurden darin von dem Eide der Treue losgesprochen; und er setzte hinzu, wir verbieten ihm zu gehorchen, und ihm einen Dienst zu leisten.

Diesem Papste hat man die Einsetzung des Jubeljahres zu verdanken. Im Jahr 1300 verbreitete sich zu Rom ein Gerücht, daß alle, welche die Kirche des heil. Peter dieses Jahr besuchen, einen vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden gewinnen würden, und daß jedes hun-

derte Jahr diese Kraft habe. Alsbald war alles Volk in Bewegung, und der Zulauf der Leute nach der Kirche des heil. Peter war ungemein. Bonifacius, welcher diese Andacht bemerkte, ließ nachsuchen, um das Alterthum davon zu entdecken: man durchblätterte viele Bücher, man las sogar einige davon, und doch fand sich nichts, was sie unterstützen konnte, als zum Glücke ein Greis, welcher sich für hundert siebenjährig ausgab, sich erinnerte, daß ein Jahrhundert zuvor sein Vater nach Rom gekommen sey, und mit Besuchung der Kirche des heil. Peter den Ablaß gewonnen habe. Alsdann erinnerten sich auch andere alte Männer, daß sie wirklich im Jahr 1200 Pilgrime gesehen haben, welche nach dieser Kirche gekommen seyn. Aus diesen Ursachen dann, und nach diesen gerichtlichen Nachforschungen, ließ der Papst mit Zurathen der Kardinäle eine Bulle aufsetzen, um die Meynung, welche man hatte, zu bekräftigen, und einen vollkommenen Ablaß allen denen zu versichern, welche, nachdem sie ihre Sünden recht bereuet und gebeichtet, die Kirchen des heil. Peter und heil. Pauls jedes hunderte Jahr mit Ehrfurcht besuchen würden. Man versichert, daß während des dreyzehn hunderten Jahres immer zu Rom zweymal hundert tausend fremde Pilgrime gewesen sind. Der Schatz der Kirche wuchs durch ihre Opfer, und die Römer bereicherten sich durch den Verkauf ihrer Waaren und Lebensmittel.

III. Ka-

III. Kapitel.

Von den vornehmsten europäischen Staaten von dem Tode Bonifacius VIII. bis zu dem Tode Philipp des Schönen.

Benedikt XI, Nachfolger des Bonifacius, welcher aufrichtig den Frieden wieder herstellen wollte, widerrief die Bullen, die Unruhen hervorgebracht hatten, und vernichtete sogar die Urtheile, welche wider die Colonna ergangen waren. Zum Unglück besaß er den päpstlichen Stuhl nur acht Monathe, und die entzweyten Kardinäle ließen ihn ungefähr eilf Monate unbesetzt.

Damals war Flandern die Schaubühne des Krieges. Als Eduard genöthiget wurde sich zurückzuziehen, überließ er den Grafen von Flandern seinem Schicksal, welcher, da er glaubte, er könne sich auf die Gnade des Königs von Frankreich ve lassen, sich ihm zu Füßen warf. Aber Philipp ließ ihn gefangen setzen, und vereinigte die Grafschaft Flandern mit der Krone, mit der Erklärung, dieser Fürst habe durch seine als ein Lehnträger begangene Untreue die Einziehung seiner Herrschaft verdienet.

Auf dieses Unternehmen folgten viele Aufruhren, als Guido einer der Söhne des Grafen von Flandern, den Aufrührern mit einigen deutschen Völkern zu Hülfe kam. Die Franzosen wurden bey Courtrai geschlagen: 1304 erhielt aber Philipp einen vollkommenen Sieg.

Durch

Durch den Friedensschluß, welcher das folgende Jahr gemacht wurde, verblieb er Herr von Flandern diesseits der Lippe, und das übrige gab er Robert zurück, dem ältesten Sohne des Grafen von Flandern, welcher in der Gefangenschaft gestorben war. Wenige Zeit zuvor hatte er Guienne dem Könige von Engelland wieder zugestellt.

Unterdessen waren die Kardinäle, überdrüssig in dem Conclave eingeschlossen zu seyn, endlich über ein Vereinigungsmittel einig worden. Die dem Andenken des Bonifacius ergebene Partey, welche einen Papst haben wollte, der seinen Absichten nachlebe, oder zum wenigsten denselben nicht entgegen wäre, schlug drey Personen vor, und überließ die Wahl einer von diesen dreyen der Partey, welche einen den Colonna und dem Könige von Frankreich günstigen Papst haben wollte.

Da durch diesen Vergleich Philipp die Freyheit hatte, aus den drey vorgeschlagenen einen zu wählen, so gab er dem Erzbischofe von Bordeaux mit diesem Bedinge den Vorzug, 1. daß er ihn mit der Kirche versöhne; 2. daß er alle gegen ihn ergangenen Bannstrafen widerriefe; 3. daß er ihm fünf Jahre die Zehenten seines Königreiches bewillige; 4. daß er alles das vernichte, was Bonifacius gethan hatte, und das Andenken dieses Papstes verunehre; 5. daß er Jakob und Peter Colonna in die Kardinalswürde und vorige Glücksumstände wieder einsetze.

End-

Endlich begehrte er dtens noch etwas, welches er an Zeit und Ort zu erklären sich vorbehielt. Der Erzbischof versprach alles, und betheurete bey dem Leibe Jesus Christus sein Versprechen zu halten. Dieser Vergleich machte seine Erwählung nicht sehr canonisch, und ließ ausser dem sehen, daß Philipp noch viel Vorurtheile hatte. Hatte er vonnöthen mit der Kirche versöhnet zu werden? hatte er vonnöthen daß die Bannstrafen widerrufen wurden? Hatte er den Schutz des Papstes vonnöthen, um in seinem Königreiche die Zehenten zu erheben? Dies waren aber die Irrthümer seiner Zeiten.

Clemens V, dieses ist der Name, welchen der neue Papst sich beylegte, versetzte den päpstlichen Stuhl nach Carpentras, zum großen Mißvergnügen der italiänischen Kardinäle, welche erkannten, daß sie betrogen worden. Die französische Geistlichkeit war eben so wenig vergnügt mit dem Aufenthalt des Papstes in diesem Königreiche. Denn sie sah sich täglich mit neuen Auflagen beladen. Clemens erpreßte beträchtliche Summen von allen Kirchen, während er Italien vergaß, und das Erbtheil des heil. Peter jedem überließ, der es plündern wollte. Er eignete sich das erste Jahr der Einkünfte aller Pfründen zu, welche in Engelland in der Zeit von zwey Jahren ledig würden, Bißthümer, Abteyen, Priorate, Prebenden, Pfarren, bis auf die geringsten Pfründen. Dergleichen Erpressungen sind mit der Zeit Rechte geworden,

und das, was man heut zu Tage die Annaten nennet.

Clemens befriedigte Philipp in allen seinen gemachten Versprechen, nur die Verurtheilung des Bonifacius suchte er zu verhindern jedoch ohne den Schein haben zu wollen, seinen Vertrag nicht zu halten. Der König, welcher mit allem Eifer darauf drang, verlangte man sollte deßhalben ein allgemeines Concilium halten, und der Papst, welcher unterschiedliches vorwendete, um das Urtheil eines so ärgerlichen Handels beyseit zu schaffen, verschob es so lang, bis daß endlich Philipp davon abstand. Dieser Fürst hielt ohne Zweifel das Andenken des Bonifacius entehrt genug, durch alle die seit einigen Jahren wider ihn gemachten Vorkehrungen. Da sich also die Gemüther erkaltet befanden, erklärte das 1311 zu Vienne gehaltene allgemeine Concilium, Bonifacius sey kein Ketzer gewesen; und es waren zwey catalonische Ritter da, welche sich erboten es durch den Zweykampf zu erweisen. Man redete übrigens nicht von den andern Verbrechen, deren dieser Papst war angeklagt worden.

In eben diesem Concilium wurde der Orden der Tempelherren für allezeit verbannt und aufgehoben. Man klagte diese kriegerischen Mönche vieler Laster an, man verfolgte sie seit mehrern Jahren, und man hatte sie 1307 gefangen nehmen lassen. Waren sie unterdessen wirklich aller der Abscheulichkeiten schuldig, welche

man

man ihnen aufbürdete? oder hatten ihre Reichthümer den Neid und die Habsucht ihrer Feinde gereitzet? Dieses ist eine sehr zweifelhafte Frage. Uns aber ist genug, daß wir wissen, daß es Tempelherren gegeben habe, und daß nun keine mehr sind.

In Engelland, Frankreich und in andern Orten sind die Güter der Tempelherren den Hospitalrittern des heil. Johannes zu Jerusalem, heut zu Tage Maltheserritter, gegeben worden. In Deutschland gestattete man ihnen in deutschen Orden, oder in den Orden des heil. Johannes zu treten. In Aragonien mußte man sie bekriegen um sie auszurotten: aber nirgends wurden sie so unmenschlich behandelt als in Frankreich. Philipp hatte an ihrer Ausraubung Antheil, und der Papst vergaß sich nicht.

Um eben diese Zeit wurde die Stadt Lyon mit der Krone vereiniget. Seit mehrern Jahrhunderten von dem Königreiche Frankreich abgesondert, hatte sie nach und nach einen Theil des arelatischen, burgundischen und römischen Reiches gemacht, und endlich war sie unter die zeitliche Gewalt des Erzbischofes gefallen. Da inzwischen dieser geistliche Souverain nur einer angestrittenen Macht über sie genoß; so hatten die Könige von Frankreich oft Gelegenheit sich als Mittler zwischen dem Erzbischofe und den Bürgern aufzuwerfen. Dadurch erhielten sie unvermerkt Rechte über diese Stadt; und 1292 hatte Philipp der Schöne die Einwohner unter

seinen

seinen Schutz genommen. Der Erzbischof, von dem päpstlichen Stuhle geschützet, behielt nichts destoweniger die Oberherrschaft bis zum Papstthum Clemens des V. Weil die Sachen unter einem Papste, der Frankreich ganz ergeben war, eine andere Gestalt bekamen, so empörte er die Bürger gegen sich, als er mit Gewalt wieder in die Rechte treten wollte, deren er genossen hatte. Alsdann rückten die Truppen des Königs an, und der Erzbischof wurde gezwungen die weltliche Gerichtsbarkeit über die Stadt, über das Schloß St Just, und über alles, was davon abhängt, abzutreten, und konnte sich allein das Schloß Pierre: encise, das Recht Münze zu schlagen, und Soldaten zu Fuß und zu Pferde in der Stadt zu haben, vorbehalten. Man bewilligte ihm diese Soldaten für die besondern Kriege, welche er mit den benachbarten Herren haben könnte.

In Engelland gedachte Eduard auf Mittel seine Macht zu vergrößern. Er ließ sich von Clemens den Eid auflösen, welchen er der Freyheitsbriefe halben abgelegt hatte: denn die Päpste glaubten immer, ihre Gewalt erstrecke sich über die heiligsten Verbindungen. Er erhielt von diesem Papste die Zehenten über die Geistlichkeit, und er überschickte hm die Hälfte davon; so erkaufte er von ihm die Erlaubniß Steuern auf die geistlichen Güter zu legen, und erkannte, daß er ohne Bewilligung des päpstlichen Stuhles es nicht thun könne. Es wäre klüger gewesen

eine

einer solchen Hülfe zu entbehren: aber damals verstanden die Souverains es nicht besser.

Das Parlement wollte nicht, daß Eduard die Hälfte der Zehenten dem Papste überlasse. Dieser Fürst gab darauf nicht acht; und er schien sich gefaßt zu machen, die Gesetze der Nation zu verachten, als das empörte Schottland ihm andere Sorgen verursachte. Dieser Krieg beschäfftigte ihn bis 130, wo er starb. Sein Sohn, Eduard II, machte Frieden mit Frankreich. Dieser seinen Favoriten überlassene König, regierte unter den Unruhen, erhielte Befehle von seinem Parlement, wurde abgesetzt gefangen und gab unter den schmerzhaftesten Martern 1327 den Geist auf. Ich redete vor der Zeit von dieser Regierung, welche keine weitläuftigere Beschreibung verdienet.

Der Despotismus scheitert früh oder spät. Als 1308 Albrecht den Tod zum Lohne seiner Ungerechtigkeiten empfieng, zog er gegen die Schweitzer zu Felde, welche seine strenge Regierung zum Aufstande gebracht hatte. Drey Cantons, Uri, Schwitz und Unterwalden, errichteten einen Bund, welchem bald neue Cantons beytraten; weil die Kaiser blind genug waren, das Joch desto mehr zu erschweren, je ungeduldiger man es trug.

Einige Geschichtschreiber geben vor, Philipp der Schöne habe nach dem Absterben Albrechts Absichten auf das Reich gehabt, oder habe zum wenigsten machen wollen, daß man seinen Bru-

der Karl von Valois erwähle. Er entdeckte, sagt man, sein Vorhaben dem Papste Clemens, welcher, sich anstellend, als billige er es, und wolle dazu beytragen, heimlich den Churfürsten schrieb, um sie zu bewegen, den Absichten des Königes von Frankreich vorzukommen, und aufs bäldeste Heinrich, den Grafen von Luxenburg auszurufen. Wenn Philipp sich diesem Papste entdecket hat, so hat er sehr unklug gehandelt: denn er konnte leicht vermuthen, daß die Päpste, welche damals das Reich als ein Lehen der Kirche ansahen, zum Lehenträger keinen mächtigen Fürsten haben wollten, welcher dem Bonifacius so starken Widerstand gethan. Er mußte schon von Seiten der deutschen Fürsten Widerstand genug befürchten, deren Vortheil nicht war ein Oberhaupt zu erwählen, welches vermögend wäre, ihnen Gesetze zu geben. Dem sey wie ihm wolle; 1309 wurde Heinrich von Luxenburg erwählet, und zu Aachen unter dem Namen Heinrich der VII gekrönet.

Weil die alten Faktionen in Italien immer bestanden, wollte Heinrich die Verwirrungen, welche sie daselbst verursachten, sich zu nutzen machen, und da er hoffte die Rechte wieder zu erlangen, welche seine Vorfahren verloren hatten, gieng er 1311 über die Alpen. Es scheinet, daß Clemens, welchem dieses Unternehmen Unruhe machte, Robert, den König von Neapel und Sohn Karl des Hinkenden, bewogen habe, dem Kaiser nach allen seinen

Kräf-

Kräften hinderlich zu seyn. Anstatt sich selbst nach Rom zu begeben, um ihn zu krönen, wie er versprochen hatte, trug er dieses Geschäfte fünf Kardinälen durch eine Bulle auf, welche also anfieng: „Jesus Christus, der König der Könige, hat seiner Kirche eine solche Gewalt gegeben, daß die Königreiche ihr gehören; daß sie die größten Fürsten erheben kann, und daß die Kaiser und die Könige ihr gehorchen und dienen müssen.„

Inzwischen bekriegten Heinrich und die Gibellinen die Guelfen und den Robert. Clemens schrieb derohalben den Kardinälen, diesen zwey Fürsten wenigstens einen Waffenstillstand zu gebieten, mit Beyfügen weil sie der Kirche mit dem Eide der Treue verpflichtet seyn, müßten sie am meisten bereit seyn sie zu beschützen, nd der Papst könne sie zwingen die Waffen niederzulegen. Da Heinrich aus dieser Sprache schloß, Clemens halte ihn für einen Vasallen des päpstlichen Stuhles. erholte er sich Raths bey Rechtsgelehrten, welche den Ungrund der päpstlichen Anforderungen bewiesen. Er widersprach also denselben, er that noch mehr: denn er erklärte den Robert, dessen Oberherr zu seyn er behauptete, des Lasters der beleidigten Majestät schuldig. Clemens auf seiner Seite nahm die Vertheidigung des Königs von Neapel auf sich da er mit dem Kirchenbann alle die belegte, welche diesen Fürsten angreifen würden. Daher entzündete sich 1313 der Krieg, und neues Elend war

bereit hereinzubrechen, als Heinrich VII 1313 in Toskana starb.

Der Papst machte zwey Bullen wider das Andenken dieses Kaisers kund. Er behauptete darin seine Anforderungen, nannte sich den Nachfolger im Reiche während der Erledigung des Thrones: hob das wider Robert ergangene Urtheil auf, und machte ihn zum Statthalter des Reiches in Italien. Clemens, welcher seit einiger Zeit zu Avignon seinen Hof hielt, konnte eher unbestraft sich über die Fürsten vieles herausnehmen, weil diese Stadt dem Könige von Neapel zugehörte. Mehr als vier Jahre zuvor hatte er eine erschröckliche Bulle wider die Venetianer ergehen lassen, welche Ferrara dem Hause von Este hinweggenommen hätten. Nicht, daß er sich dieses Hauses hätte annehmen wollen: im Gegentheile behauptete er, diese Stadt gehöre dem päpstlichen Stuhle. Ein Kreuzzug, welchen er predigen ließ, und der gute Fortgang des Kardinals Arnold von Pelegrue, seines Generals, setzten seine Forderungen ins Werk. Er starb im Monate April 1314, und Philipp überlebte ihn nur einige Monate.

IV. Kapitel.

Von der Regierung Frankreichs unter Philipp dem Schönen.

Da der Zweykampf bey den Gerichten war angenommen worden, so war die unwis-

sends

sendste obrigkeitliche Person ein fähiger Richter: denn es hielt nicht sehr schwer den Kämpfer, welcher überwunden hatte, für den Sieger zu erklären. Aber die Kenntnisse wurden nothwendig, nachdem der heil. Ludwig diese unvernünftige Art, Recht zu sprechen, verbannt hatte. Man mußte Zeugen vernehmen, die Rechte abwägen, die Gewohnheiten wissen, den Geist der Gesetze einsehen: mit einem Worte, es erforderte Studium und Vernunft.

Die am meisten unterrichteten Herren konnten kaum ihren Namen unterschreiben. Nichtsdestoweniger fuhren sie fort bey den Gerichten und in dem Parlemente Sitz zu nehmen; und man nannte sie Gerichtsräthe, weil sie allein das Recht hatten ihre Stimme zu geben, und Urtheil zu sprechen.

Wie man aber, ohne von einer Sache belehrt zu seyn, nicht urtheilen kann, so war es nothwendig bey den Gerichten, Räthe zuzulassen, welche die Sachen vortrugen, und die Unwissenheit der Richter ersetzten. Man nahm sie aus der Bürgerschaft oder von der niedrigen Geistlichkeit. Sie konnten lesen und schreiben, hatten einige Uebung in dem gerichtlichen Verfahren, welches man bey den geistlichen Gerichten beobachtete, und man nannte sie Legisten, weil sie dafür gehalten wurden, die Gesetze zu verstehen. Dies ist die Veränderung, welche in der Gerichtspflege unter der Regierung Philipp des Schönen gemacht wurde.

Diese Referenten hatten keine Stimme: es ist aber leicht zu begreifen, daß sie die Urtheile diktirten, und daß sie folglich wahre Richter waren. Sie versäumten derhalben nicht sich Meister vom Parlement zu machen, und errichteten jene Klasse von Bürgern, welche man in Frankreich die Robe nennet.

Den Herren kam es nicht schwer an, die Verwaltung der Gerechtigkeit ihnen zu überlassen: viel zu unwissend selbst Recht zu verschaffen, sahen sie eine Verrichtung, welche Einsichten verlangte, zu niedrig für ihren Muth an. Das gemeine Herkommen der obrigkeitlichen Personen, welche ihren Platz einnahmen, machte je mehr und mehr in ihren Augen den edelsten Stand verächtlich; und sie hielten sich wegen dieses Verlustes durch Verachtungen schadlos. Daher ist ein Vorurtheil gekommen, welches noch bestehet. Ich sage ein Vorurtheil: denn wenn man von der Nothwendigkeit eines Geschäftes, und den Kenntnissen, welche dazu erfordert werden, auf dessen Vortrefflichkeit schließt, so kann der Wehrstand nicht behaupten edler zu seyn als der gerichtliche. Hat zudem derselbe nicht von seinem Ansehen, und folglich von seinem Adel verloren, da er die Verwaltung der Gerechtigkeit fahren ließ (*)?

Es

(*) Dieses noch heut zu Tage in Frankreich bestehende Vorurtheil, wo die Edelleute, welche vom Degen Profession machen, sich den Parlementsräthen,

Es mag seyn wie es will, die Herren waren so verblendet, daß sie sich nicht würdigten die Legisten zu ernennen, welche sie vorstellen, und in ihrem Namen urtheilen sollten. Sie überließen die Wahl davon dem Könige, welcher, da er nur Leute, die ihm ergeben waren, in das Parlement ließ, täglich mehr Ansehen erlangte.

Bey Versammlung jedes Parlements, ernannte der König die obrigkeitlichen Personen. Dieselben waren also nur bedacht dem Fürsten zu gefallen, welcher allein sie anstellen konnte; und ließen sich angelegen seyn, den Adel herunter zu setzen, dessen verächtliches Bezeigen sie beleidigte. Unterdessen mußte man Grundsätze machen, um die königlichen Vorzüge auf Kosten der Vorzüge der Herren zu vergrössern; hiebey betrugen sie sich auf folgende Art.

Sie hatten die Bibel gelesen. Da sie nun sahen, daß der Titel des Königs dem David und den Kapetiern gemein war, schlossen sie aus diesem einnigen Worte, die Kapetier müßten in Frankreich eben der Rechte geniessen, deren David in Judäa genossen hatte; als wenn nicht eine jede Nation ihre Gesetze hätte, und wenn nicht die eine die Macht ihres Oberhauptes einschränken könnte, weil eine andere dem ihrigen eine weitläuftigere einräumte.

then, Präsidenten, Procuratoren, und allen die Justitz verwaltenden Personen, welche sie unter dem Wort robe begreifen, weit vorziehen, und sie zum ewigen Ziel der stumpfen Pfeile ihres Witzes machen, muß man kennen, wenn obige Stelle verständlich seyn solle. Anmerk. des Uebers.

Ueber dies hatten sie das Gesetzbuch des Justinians gelesen, welches der heil. Ludwig hatte übersetzen lassen. Sie urtheilten daher von den Rechten der Könige von Frankreich, nach den Rechten der morgenländischen Kaiser, ob sie schon alsdann sich auf die Gleichförmigkeit der Titel nicht fußen konten.

Man hat gesehn wie die Macht des Augustus beschaffen war, und wie sie gebildet worden. Nicht dieser Fürst war es, welcher die Gesetze machte; sondern der Senat, oder der Rath, welchen August erwählet hatte, und dessen Verordnungen der Senat billigte. Vor dem Diokletian sehen wir keinen Kaiser, der sich öffentlich der gesetzgebenden Macht angemaßet hätte: sie nahmen allein durch den großen Einfluß, welchen sie auf die Berathschlagungen hatten, Theil daran. Alles änderte sich als Konstantin zum Reiche gelangte. Die Kaiser, ohne Ansehung der Rechte des Senats, machten Gesetze, und sie machten sie allein. Da vermehrten sie sich mehr als jemals, und das Reich wurde auch immerfort schlechter regiert.

In der That, wenn die Nation, oder der erste Stand der Nation Gesetze machet, behalten sie gemeiniglich immer einen gleichen Geist; sie sind eine Folge der Umstände, welche das Bedürfniß davon zu empfinden geben; sie werden mehr in Ehren gehalten, weil jedermann die Nothwendigkeit davon besser erkennet. Wenn aber ein Despot sich als das einzige Werkzeug der Gerechtigkeit auf den Thron setzet, seine Unwissenheit, seine Launen und seine Leidenschaf-

ten zu Gesetzen machet, da ist keine Ordnung mehr, und die Regierung verändert die Gestalt bey jedem Regenten, oder sogar bey jeder Abwechselung des Ministers, des Favoriten, der Maitresse, des Kammerdieners. Dann entstehen die Mißbräuche beständig aus Mißbräuchen: die Gesetze, welche ohne Plan und ohne Gegenstand gemacht werden, vermehren sich nach dem besondern Vortheile eines jeden: wie diese, so widersprechen sie sich, vermengen sich, werden vergessen, oder entstehen wieder. Sie lassen sich nach allen Arten der Auslegung biegen: ohne Kraft wider einen mächtigen Bürger, unterdrücken sie den Schwachen mit dem Anscheine der Gerechtigkeit; die Rechtsgelahrtheit selbst machet sich eine Kunst daraus, sie kraftlos zu machen.

Laßt uns das Schicksal der Völker und der Souverains in dem morgenländischen Reiche, mit dem Schicksale der Völker und der Souverains unter August, Vespasian, Titus, Nerva, Trajan, Hadrian, Antonin, und Mark Aurel vergleichen. Auf einer Seite sehen wir Kaiser, welche nach dem Despotismus streben; und auf der andern Kaiser, welche sich nur für obrigkeitliche Personen der Republik halten. Wenn man nun einem guten Fürsten vorschlüge, selbst seine Rechte fest zu setzen, und zwischen den Rechten, womit August sich begnüget, und denen, welche Konstantin seinen Nachfolgern hinterlassen hat, zu wählen. Würde er sich besinnen?

Nicht, daß ich verlange, die Könige in Frankreich sollten keine andere Rechte haben, als die, welche August zu Rom hatte. Wenn ich so dächte, würde ich eben so schlecht urtheilen als die, welche ich bestreite. Die Geschichte von den Kapetiern belehret uns, daß die königlichen Vorzüge nicht auf gleiche Art wie die Vorzüge der Kaiser, sind eingeführt worden. Unterdessen, was für ein Unterschied unter beyden seyn mag, so machet die Einwilligung der Nation sie gleich ehrwürdig und heilig. Wenn aber ein König von Frankreich nur ein Trajan, nur ein Antonin, nur ein Mark Aurel seyn wollte, wer würde ihn tadeln? Ich komme auf das Parlement zurück.

Da die Rechtsgelehrten die Könige von Frankreich als eben so viele Davids, oder als eben so viele Kaiser des morgenländischen Reiches betrachteten, unterschieben sie in ihrer Person den König und den Oberlehnsherrn. Sie erkannten, daß als Oberlehnsherren sie nur über ihre Vasallen Macht hatten; und sie sagten, daß als Könige sie über die Herren eben die Macht, wie über die Unterthanen ihrer eigenen Herrschaften haben. Diese Anforderung war den Lehnrechten offenbar zuwider; niemand aber wußte sie zu vertheidigen. Sie hatten also die volle Freyheit nach diesem Grundsatz zu schließen. Folglich sahen sie als uneigentlich, durch Mißbrauch eingeschlichen oder gekünstelt, alle Ausdrücke an, deren man sich bis daher bedienet hatte, wenn

man

man von der Oberherrschaft eines Herrn redete. Sie schlossen, daß in Frankreich de König allein eigentlich Oberherr sey, daß es daselbst keinen andern geben könne, und daß er keinen seiner Vorzüge habe verlieren können, weil sie das wesentliche der königlichen Würde ausmachen. Demnach sahen sie nichts als unrechtmäßige Anmassungen in den Rechten der Herren, und Rebellen in denen, welche sie vertheidigten. Sie griffen sie also an; der Fortgang, welchen sie machten, gab ihnen Rechte, sie nochmals anzugreifen; und sie machten sich ein Gesetz daraus, keine Rücksicht auf die Rechte zu haben, die sich die Herren zueigneten. Unterdessen würde es Mühe kosten aus der Geschichte zu erweisen, daß alle die Herren über die Kapetier sich etwas angemasset hätten, weil sie in ihren Landen Souverains waren, bevor die Kapetier Könige gewesen sind.

Man sieht, daß der Vortheil des Fürsten die einzige Regel zu den Unternehmungen der Civilbedienten war. Diese Regel bringet kein Unheil, wenn der König klug genug ist zu spüren, daß das Interesse der Nation das seinige ist. Wenn aber diese zwey Interessen sich trennen, so zielet sie offenbar dahin ab, den Despotismus hervor zu bringen. Unterdessen brachte sie ihn nicht hervor, weil die mächtigen Vasallen zu große Hinderniße dazwischen legten, und es nicht in der Macht Philipp des Schönen stand, plötzlich alle Gewalt zu gebrauchen, welche die Rechtsgelehr-

gelehrten ihm zueignen: in die Nothwendigkeit versetzt, sich bey dieser Sache behutsam aufzuführen, wagte er, obschon er Gesetzgeber geworden, es kaum Gesetze zu machen.

Jeder Anfang ist gemeiniglich verkehrt. Man muß sich also nicht verwundern, wenn die Rechtsgelehrten sich anfänglich falsche Grundsätze gemacht haben, besonders zu einer Zeit der Unwissenheit. Wenn man vor ihnen der königlichen Würde die wesentlichsten Vorzüge streitig gemacht hatte, so war es natürlich, daß sie sich in eine andere Ausschweifung stürzten, und selbst die Nation beraubten, um den Königen Rechte ohne Schranken einzuräumen. Nach und nach mußte die Zeit, durch Aufklärung der Menschen, sie auf die rechte Mittelstrasse führen, wo die Könige ihr Ansehen beliebt machen, weil sie es selbst einschränken, und die Gesetze des Staates in Ehren halten. Unterdessen wirkten die falschen Grundsätze, welche ich angeführt habe, etwas Gutes, welches die Wahrheit vielleicht nicht gewirkt hätte: sie trugen bey die Lehenregierung zu vertilgen.

Um diese neuen Grundsätze in Aufnahm zu bringen, und folglich das königliche Ansehen zu vergrössern, war es genug, daß der Fürst nur die Mißbräuche zu bestreiten, seine Gewalt zeigte; er mußte zu eben der Zeit, da die obrigkeitlichen Personen ihn als den einzigen Souverain fest zu setzen suchten, durch seine Aufführung beweisen, daß die Glückseligkeit Frankreichs sonst keinen

nen Souverain zulassen könne: mit einem Worte, er mußte nur gerecht seyn. Es ist betrübt zu sehen, daß Philipp der Schöne, welcher Verstand, Herz und Standhaftigkeit besaß, sich nach einer ganz verschiednen Politik aufführte. Ehrsüchtig, geitzig, falsch, ungetreu, glaubte er sich zu bereichern, wenn er das Volk elend mache, und mächtiger zu werden, wenn er alle Stände des Staates zertrenne, und die einen durch die andern schwäche.

Nichts destoweniger begreift man leicht, daß wenn ein Souverain, welcher sein Volk verderbet, sich auf einen Augenblick zu bereichern scheinet, er wirklich für die Zukunft die Quelle seiner Reichthümer austrockne. Man begreift auch, daß er von aussen sehr schwach seyn wird, wenn er von innen nur mächtig ist, weil er alle Stände zertrennet hat. Nichts ist einfacher in der Theorie als diese Bemerkungen, nichts ist so gemein; der natürliche Verstand giebt es. Aber nichts ist seltener in der Ausübung. Philipp der Schöne ist davon ein Beyspiel.

Gold und Silber sind Waaren, welche man erwählet hat um den Tausch alles andern zu erleichtern; und man hat davon Münzen gemacht, deren Wert von ihrem Gewichte und Gehalt abhängt; das ist, von der Quantität Gold und Silber, so sie enthalten.

In Frankreich, unter dem ersten Stamme, wog ein Pfund Silber wirklich ein Pfund, das ist, zwölf Unzen; und wie man sie in zwanzig

ren folgte. Im Gegentheile machte er Verordnungen um das Münzwesen in vorigen Stand zu setzen; und man fand sie so klug, daß, als das Münzwesen in der Folge in Verfall gerieth man immer begehrte, es sollte wieder in den Stand gesetzt werden, worin es dieser heilige König hinterlassen hatte.

Diesen Verordnungen gemäß, hat Philipp der Schöne die ersten Jahre seiner Regierung die Geldsorten prägen lassen, aber bald verfälschte er sie, und von 1295 bis 1306 machte er mehrere Abänderungen in der Münze. In den Jahren 1301 und 1305 machte man acht Livres zehn Sous aus einer Mark Silber, woraus man im Anfange seiner Regierung nur zwey Livres funfzehn Sous sechs Deniers geschlagen hatte, und ein alter Denier galt drey neue. Die Sorten hatten folglich im Gewichte nur den Drittel des Werths, welchen der König auf sie gelegt hatte.

1306 ließ er eine eben so gute Münze schlagen als die Münze des heil. Ludwig: er ließ aber die geringe bestehen, und nahm sich nicht die Mühe sie gegen einander in ein richtiges Verhältniß zu setzen. Dies war der Ursprung von vielen Unordnungen: denn die welche schuldig waren, wollten mit leichter Münze bezahlen; und die, welchen man schuldig war, wollten mit schwerer Münze bezahlt werden. Dies verursachte sogar in Paris einen großen Aufruhr.

Der König machte 1310 die Münze noch geringhaltiger; 1313 führte er die schwere Münze wieder ein, und ließ sie nur bis in Augustmonat, 1314 gelten. Man kann urtheilen, was für Schaden diese Abänderungen verursachten; weil 1303 die Geistlichkeit dem Könige den zehnten Theil von den Einkünften aller Pfründen anbot, wenn er sich für sich und seine Nachfolger verbinden wollte, die Münzen ohne unumgängliche Nothwendigkeit nicht mehr geringhaltiger zu machen, über welche Nothwendigkeit die Herren und Prälaten Richter seyn sollten. Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen.

Als 1301 und 1305 das auf den Drittel seines Werthes herunter gesetzte Pfund, dennoch wie vorhin für ein Pfund gezählet wurde, bezogen die Herren nur ein Drittel von den Abgaben, welche sie von ihren Unterthanen in Geld erhoben, und durch dieses allein befanden sie sich zu Grund gerichtet. Aber das Volk, welches zwey Drittel weniger bezahlte gieng auch zu Grunde. Denn ein jeder wurde, wenn es an ihn kam, mit eben diesen Sorten bezahlt; und durch den Umlauf des Geldes fand es sich endlich, daß jedermann verloren hatte. Es mußte auch der König wie die andern verlieren: denn die Einkünfte in Gelde, welche er aus seinen Erbgütern oder von den Steuern zog, waren nothwendig um zwey Drittel vermindert; weil man sie nur mit denen Münzen bezahlen konnte, welche er gangbar gemacht hatte. Endlich der große

Gewinn, welchen man hatte diese geringhaltige Münze nachzumachen, brachte in und außer dem Reiche eine Menge falscher Münzer hervor, die Frankreich mit schlechtem Gelde anfüllten, und das gute Geld daraus zogen. Philipp wollte wenigstens die Betrügereyen verhindern, wovon er keinen Nutzen hatte, und hielt bey Clemens dem V wider die falschen Münzer um eine Excommunicationsbulle an. Konnte er aber sich schmeicheln, man werde auf Bannstrafen acht haben, welche er selbst verachtete? Es waren also immer falsche Münzer vorhanden, und alles trug zum Verderben des Königreiches bey.

Der Gehalt und das Gewicht der Münzsorten ist eine willkührliche Sache. Wofern man anders dabey keine Aenderung machet, so setzen sie selbst sich mit den Waaren und Lebensmitteln in ein Verhältniß; und man kann bey dem leichten Geld, wie bey dem schweren, Handlung treiben. Im Gegentheil wenn der Wert der Geldsorten wechselweise steigt, und fällt, so kann dieses gleiche Verhältniß nicht festgesetzt werden. In der Furcht betrogen zu werden, will ein jeder theuer verkaufen, ein jeder will wohlfeil einkaufen: die Handlung stockt, und diese Stockung richtet die ganze Welt zu grunde. Dies geschah unter Philipp dem Schönen. Folglich, wenn dieser Fürst, da er geringhaltige Münze verbreitete, Uebel anrichtete; so machte er das Uebel noch größer, als er gut Geld in Gang brachte.

Wenn ich von einem Felde, welches ich baue, die zu meinem Unterhalt benöthigten Früchte eingesammelt habe, so ist mir das übrige davon unnütz, wenn ich es nicht gegen andere Waaren, welche mir mangeln, vertauschen kann. Ich werde mich also nicht für reicher halten, weil ich etwas übriges habe; ich werde mich also nicht bestreben, es mir zu verschaffen; ich werde also einen Theil meines Feldes brach liegen lassen. In der That, was nützt es mir, in meinen Speichern eine Menge Getreides zu haben, welches ich weder verzehren noch vertauschen könnte? Wenn ich aber, nachdem ich das zu meinem Gebrauche nöthige Getreide zurückgelegt habe, mit Vertauschen dessen, was übrig ist, andere Lebensmittel und Bequemlichkeiten von allen Gattungen mir beyschaffen kann; alsdann ist dieser Ueberschuß mir ein Reichthum, alsdann ist es mir vortheilhaft, eine große Menge Getreides zu erndten, und alle meine Sorge auf den Ackerbau zu verwenden. Die Gelegenheit tauschen zu können, machet also das zu Reichthümern, was ohne diese Gelegenheit nur ein unnützlicher Ueberfluß wäre. So bereichert uns die Handlung: sie bringet nicht die Reichthümer hervor, sondern sie machet zu Reichthümern das, was ohne sie unnütz, und folglich von keinem Werte seyn würde.

Wenn man Wege machet, wenn man Brücken bauet, wenn man Kanäle gräbt, wenn man die Flüsse schiffbar machet; so geschieht es,

damit der Transport der Waaren leichter und wohlfeiler sey, es geschieht, damit eine Menge Produkten, welche an dem Orte, der sie erzeuget hat, unnütz wäre, durch den Tausch ein Reichthum würde, da sie in ein Ort gebracht wird, wo man daran Mangel hat. Die Handlung bereichert also nur nach dem Maß, als das Tauschen erleichtert wird; wenn man alle Mittel zum Tauschen hinwegnimmt, so kann es keinen Reichthum mehr geben.

Nun ist das Geld kein Reichthum: es ist nur ein Mittel mehr, den Tausch zu erleichtern, und das zum Reichthum zu machen, was nur ein unnützer Ueberfluß seyn würde. Es ist aber nur in soweit ein Mittel, als die Münzsorten einen festgesetzten Preis haben. Wenn dieser Preis sich willkührlich abänderte, würde diese Abänderung das Vertrauen zerstören: denn ich werde meine Waare nicht für einen Thaler geben, welcher morgen weniger als heut gelten wird; und man wird mir keinen Thaler geben, wenn man glaubet, daß er morgen mehr gilt. Alsdann ist die Handlung gehemmet. Alsdann wird das, was zuvor ein Reichthum war, ein unnützer Ueberfluß. Man wird daher nicht mehr sich bemühen, sich diesen Ueberfluß zu verschaffen. Der Fabrikant wird einen Theil seiner Stühle eingehen lassen, der Landmann wird einen Theil seiner Felder nicht bauen: daher wird sich das Elend auf dem Lande und in den Städten verbreiten. Die Taglöhner werden gendthi-

get werden zu betteln, weil der Bauer ihnen nicht mehr Arbeit giebt: die Handwerksleute werden ein Vaterland verlassen, wo sie aus Abgang der Arbeit, ihr Brod nicht mehr gewinnen können: ganze Familien werden umkommen, weil sie weder in dem Lande noch anderswo ihren Unterhalt finden können. Mit einem Worte, die Nation wird von Tag zu Tage ärmer und entvölkerter werden. Wie könnte es seyn, daß der Souverain nicht selbst erarme? Dies ist der Einfluß einer Regierung, welche die Handlung einschränket.

Unterdessen würde man sich vor allem Verluste gesichert haben, welchen die Veränderung der Münze verursachte, wenn man nach den Marken gerechnet hätte, ohne Rücksicht auf den eingebildeten Wert der gangbaren Sorten. Aber dieses Mittel war nicht zu gebrauchen in dem täglichen kleinen Handverkauf, und als man es in den Kauf- und Anlehnsbriefen versuchte, befahl Philipp, als wenn er den Untergang seines Volkes geschworen hätte, nach der alten Art mit Livres, Sous und Deniers zu rechnen.

Wenn dieser Fürst in Verringerung der Münze eine Hülfe fand, so war sie vergänglich, weil er auch bald Theil am Verluste bekam. Das Verderben der Herren war der richtigste Vortheil, welchen er von dieser elenden Politik hatte: inzwischen wär es ein sehr seltsames Mittel, Frankreich zu grunde zu richten, um die französischen Herren zu grund zu richten.

Die Unordnungen waren auf das höchste gestiegen: man murrete: aber der König befürchtete keine allgemeine Empörung; weil die großen Vasallen seinem Beyspiele folgten, und eben diesen Betrug spielten. Die mächtigsten Herren schienen ein Bündniß gemacht zu haben, den übrigen Theil der Nation zu unterdrücken.

Philipp machte seine Sache doch geschickt, indessen die andern sich nicht einmal die Mühe nahmen ihre Räubereyen zu bemänteln; er machte kund, daß die Verringerung der Münzen eine Folge von den Umständen sey, worin er sich befände. Er bat seine Unterthanen, die schlechten Geldsorten, welche er gangbar gemacht habe, mit Vertrauen zu nehmen; er versprach sie einzuwechseln, mit Schadloshaltung derer, welche sie wieder bringen würden: und deswegen verpfändete er seine gegenwärtige und zukünftige Herrschaften, und alle seine Einkünfte.

Er schien sein Wort zu halten, als er 1306 Geld schlagen ließ, die Mark zu zwey Livres funfzehn Sous, sechs Deniers. Das Volk, welches bey dem ersten Scheine das Ende seiner Uebel zu sehen glaubte, war einfältig genug, über die Großmuth des Königs zu frolocken. Unterdessen zeigte Philipp durch seine Aufführung, daß er eine ganz andere Absicht habe als das allgemeine Elend zu erleichtern. In der That, sah er sich kaum des Vertrauens der Nation versichert, als er, unter dem Vorwande die Betrügereyen zu verhindern, welche er selbst ausgeübt

geübt hatte, und noch ausüben wollte, allen Herren das Recht Geld zu schlagen hinwegnahm. Alsbald machten seine Beamten in jeder Herrschaft Proben von den Geldsorten, welche daselbst geschlagen worden, um zu sehen, ob sie von gehörigem Schrot und Korn seyn. Er verbot hierauf den Prälaten und Baronen bis auf neue Befehle Geld zu münzen. Er befahl allen ihren Münzbeamten, sich in seine Münze zu begeben, unter dem Vorwande, er müße viele Sorten schlagen lassen. Er schärfte dem Herzog von Burgund ein, sich nach den Befehlen zu bequemen, welche er der Münze wegen hatte ergehen lassen: und die Kommissarien, die er in das Herzogthum Aquitanien geschickt hatte, betrugen sich in diesem Falle mit aller der Gewalt, der er sich anmaßte. Daher kann man aus der Art, womit er so großen Vasallen begegnete, urtheilen, wie wenig er der andern schonte.

Die Herren unterwarfen sich, weil sie fürchteten, ihr Widerstand möchte sie der Gefahr einer Empörung ihrer Unterthanen aussetzen. Wirklich bildete sich das Volk ein, Philipp sey aufrichtig gesinnt den Mißbräuchen abzuhelfen; während er nur allein des Rechts sie zu begehen geniessen wollte. Das Recht, welches dieser Fürst dadurch über die Münzstädte der Herren erlangte, machte ihn zum Herrn von ihrem Vermögen. Er konnte sie arm machen, wenn er nochmals den Preis des Geldes änderte, und er änderte ihn.

Das Beyspiel Philipp des Schönen hätte seine Nachfolger belehren sollen, daß dem Staate nichts verderblicher ist, als die Abänderung der Münzen. Unterdessen werden sie es nicht begreifen. Sie werden, im Gegentheile, es als ein großes Hülfsmittel ansehen, wodurch sie sich einen Theil von dem Gelde ihrer Unterthanen eigen machen können. Aber mit dieser Aufführung werden sie Frankreich in einen unvermögenden Stand setzen, woraus es mit großer Mühe kommen wird. Es scheinet, Philipp habe endlich selbst die Folgen dieses Mißbrauches erkannt: denn kurz vor seinem Tode machte er Verordnungen ihm abzuhelfen; und er empfahl seinem Sohne sehr die Wiederherstellung des Münzwesens.

Während der Zeit, daß Philipp der Schöne seine Macht auf dem Untergange seiner Vasallen errichtete, suchte er die Zwistigkeiten zu benutzen, welche unter den dreyen Ständen waren, oder sogar sie zu unterhalten, um die einen durch die andern zu unterjochen.

Durch eine Menge Tyranneyen hatten sich die Herren dem Bürgerstande verhaßt gemacht, welcher schon gewohnt war, sich unter den Schutz des Königs zu begeben; und die Geistlichkeit, deren Güter den Neid des Volkes erregten, haßte die weltlichen Herren, und wurde von diesen nicht weniger gehaßt.

Keiner von den dreyen Ständen erkannte seinen wahren Vortheil. Die Geistlich-

keit allein war ein vereinigter Körper, weil sie sich bisweilen versammelte. Sie konnte also ihre Handlungen besser abmessen. Sie befand sich aber zwischen zwey Mächten, welche um ihre Beute zu streiten schienen. Bald begab sie sich unter den Schutz der Päpste, um an den Auflagen des Staates nicht beyzutragen: bald nahm sie ihre Zuflucht zu den Königen, um sich den Anforderungen des römischen Hofes zu entziehen.

Zwischen diesen zweyen gleichgefährlichen Klippen wußte sie nicht zu steuern; so daß sie an beyden zugleich scheiterte, nachdem sie wechselweise an der einen und der andern angestossen hatte: mit einem Worte, sie war zu gleicher Zeit ein Raub der Könige und der Päpste: denn wir haben gesehen, daß Clemens V Philipp dem Schönen die Zehenten bewilliget, und daß Philipp alle Erpressungen des Clemens geduldet hat. Bey dergleichen Vorfällen, wo es so schwer war, einen guten Ausweg zu treffen, trennte sich die Geistlichkeit, und schwächte sich auch noch selbst.

Die Herren waren sehr unwissend. Sie hatten unter sich keine Gemeinschaft. Es konnte unter ihnen keine Uebereinstimmung mehr geben, seit dem sie aufgehört hatten, in das Parlement zu kommen. Mit einem Worte, kein gemeiner Nutzen war vermögend sie wieder zu vereinigen: denn ein jeder seit langer Zeit kannte nur seinen eigenen Nutzen. Den Bürgerstand be-

treffend, so erhielt er sich nur durch den Schutz des Königs.

Philipp glaubte, es würde mit diesen dreyen Ständen, wenn er sie versammelte, nicht die Beschaffenheit haben, wie mit dem deutschen Reichstage, oder mit dem englischen Parlement: Er sah, daß sie nur zusammen kommen würden, um sich einer wider den andern zu beschweren; daß sie je mehr und mehr würden erbittert werden; daß sie einander unter das Joch treiben würden, daß, wenn er selbst die Person des Mittlers spielte, er versichert seyn würde, zweyen Ständen zu gefallen, wenn er einen demüthigte; daß er folglich, einen nach dem andern demüthigen könnte; und daß, wenn er allen seinen Schutz anböte, ohne ihn jemals einem zuzustehen, er sie in die Nothwendigkeit versetzen würde, gegen ihn willfährig zu seyn, das ist, ihm Steuern zu bewilligen.

Demnach versammelte dieser Fürst die Stände des Königreiches, und alles gelang ihm, wie er es vorgesehen hatte. Die ganze Nation trug, ohne es zu wissen, zu allen seinen Absichten bey. Er erhielt freywillige Geschenke (*); er war im Stande immer ein beträchtliches Kriegsheer zu halten, und er brachte das königliche Ansehen auf eine Stufe der Macht, welche unfehlbar den Untergang der Lehenregierung vollenden mußte. Es ist offenbar, daß die Baronen das Recht Kriege zu führen verlieren werden,

(*) Dons gratuits.

den, das einige so sie damals noch hatten. Aber diese Sachen kann man in dem oft angeführten Werke (*) ausführlicher lesen.

Man kann nicht läugnen, daß in der Aufführung Philipps des Schönen sich viele Geschicklichkeit äußert. Aber der heil. Ludwig hätte in dergleichen Umständen größere Dinge gethan, und er wäre gerecht gewesen. Unterdessen wird man inskünftige diese Politik dem Philipp nachmachen. Man wird die königliche Macht zunehmen sehen, weil die verschiedenen Stände einander zu grunde richten werden. Man wird den Grundsatz annehmen: Theile, so wirst du herrschen. Inzwischen wird man sehen, wie schwach ein Souverain ist, wenn er nur durch Zertrennung seines Volkes mächtig ist; und der Ausgang wird vor Augen legen, ob man so regieren solle.

Philipp der Schöne vereinigte durch seine Heurath mit Johanna von Navarra, mit der Krone das Königreich Navarra und die Grafschaften Champagne und Brie. Er wies dem Parlement Paris, dem Landgericht Troyes, und dem Obergericht von der Normandie, Rouen zu ihrem beständigen Sitz an; drey Obergerichte, unter welchen alle untere Gerichtsbarkeiten standen.

V. Ka-

(*) Observations sur l'Histoire de France.

V. Kapitel.

Von den vornehmsten europäischen Staaten, von dem Tode Philipps des V, der Schöne genanut, bis auf den Tod Karls des IV, der Schöne genannt.

Bey dem Tode Philipps des Schönen, trugen alle Stände des Staates, und sogar alle Provinzen, mit Ungeduld ein Joch, welches die ganze Nation drückte. Das Mißvergnügen war allgemein: aber ein jeder beklagte sich besonders, nach seinem eignen Nutzen; und es konnte zwischen der Geistlichkeit, den Herren und dem Volke keine Einigkeit seyn, weil sie, immer entzweyt, niemals aufgehört hatten einander zu schaden. Dies hat das königliche Ansehen erhalten. Man muß gestehen, daß ein Souverain, der sich verhaßt machet, die Stände des Staates zertrennen muß.

Die schwachen und kurzen Regierungen der drey Söhne Philipps des Schönen, welche nach einander den Thron bestiegen, waren zu einer Veränderung eine sehr günstige Zeit. Wenn die drey Stände sich hätten vereinigen können, würde es ihnen leicht gewesen seyn, der Gewalt des Monarchen Gränzen zu setzen, und einen Theil ihrer Rechte wieder zu erlangen. Wie aber ein jeder seine Sache besonders ausführen wollte, so drohteten sie vielmehr sich zu empören als daß sie sich wirklich empörten; und weil sie in dieser

ser Lage ihre Schwäche empfanden, so ergriff ein jeder von ihnen die Gelegenheit mit dem Könige in Handlung zu treten; und sie unterwarfen sich einer nach dem andern, oft auf leere Versprechen, deren Vollziehung durch nichts versichert wurde. Wenn die Herren, zum Beyspiele, verlangen, daß die Landvögte sollen abgesetzt werden, wenn sie etwas wider die eingeführten Gewohnheiten unternehmen werden; bewilliget es der König; aber mit beygefügter Klausel, daß die Schuldigen ihr Amt nicht verlieren sollen, wenn sie aus guter Meynung gefehlt haben, oder wenn er sie begnadigen will. Er bewilligte also nichts. Im übrigen war es sehr schwer zu bestimmen, was die eingeführten Gewohnheiten bey einem Volke sind, welches niemals ein festgesetztes Herkommen hatte, und wo ein einiges Exempel oft statt des Herkommens und Gesetzes galt. Die Herren erhielten noch als eine Gnade, daß der König alle drey Jahre Kommissarien in die Provinzen schicken werde, um die von den Landvögten ausgeübten Mißbräuche zu verbessern: sie sahen nicht vor, daß die Verbesserer, da sie königliche Bedienten waren, sich allein mit den Mitteln beschäftigen würden, das Ansehen des Königs zu vermehren. Folglich kehrte sich alle ihre Vorsicht wider sie selbst, so wenig wußten sie von den Rechten, welche sie gehabt hatten, von denen, welche sie noch hatten, und von denen, welche zu verlieren sie in Gefahr waren. Ihre Blindheit ist das Glück von Frankreich gewesen,

denn

denn mit mehr Einsicht hätten sie alle Unordnungen der Lehnregierung wieder eingeführt.

Eine andere Ursache trug bey, die unterjochten Herren in das Unvermögen zu setzen, wieder empor zu kommen. Die von Philipp errichteten Landstände hatten eigentlich das Königreich in zwey Theile getheilet: weil die Herzoge von Burgund, Aquitanien, Brittannien, und der Graf von Flandern, indem sie versäumt hatten bey den Versammlungen zu erscheinen, wohin sie nur waren berufen worden, um zu den Steuern beyzutragen, sich angewöhnten, sich als Fremde von Frankreich anzusehen, und Frankreich sah sie bald als Feinde an. Sie hätten vorsehen sollen, daß der Untergang der Baronen den ihrigen früh oder spät nach sich ziehen würde. Es war daher ihr Vortheil sie zu beschützen, und folglich bey den Versammlungen der Stände zu erscheinen. Indem sie sich ganz anders verhielten, befreyten sie sich freylich von den Geldauflagen, aber sie verbitterten wider sie die Baronen, welche sie verließen. Sie glaubten, ohne Zweifel, viel gewonnen zu haben, weil sie nicht waren wie andere unterwürfig gemacht worden, und der König nur die Rechte des Lehnsherrn über sie behielt: unterdessen wurde dieser Lehnsherr sehr furchtbar, weil er Monarch in dem übrigen ganzen Königreiche war, und da ein nur geringen Widerstand gegen seine Befehle fand. So war der Zustand von Frankreich unter den Söhnen Philipp des Schönen.

Lud-

Ludwig der X, Huttin genannt, welcher 1314 in der Regierung seinem Vater folgte, stillte die Mißvergnügten, da er den Großen Versprechen machte, welche zu ihm wieder zurückkehrten, und Edguerraud von Marigni dem allgemeinen Haß aufopferte, welcher seines Vaters Minister gewesen war, und wegen Verbrechen gehangen wurde, die er nicht begangen hatte. Dieser Fürst beschwerte hernach das Volk mit Auflagen, verkaufte die Aemter der Justitz, erhob von der Geistlichkeit die Zehenten, und nöthigte die Leibeignen seiner Erbherrschaften ihre Freyheit zu kaufen: dies sind die Mittel, welche er aussann die Kosten zu dem Kriege herzuschaffen, den er wider den Grafen von Flandern führen wollte. Er unternahm diesen Krieg wirklich, aber ohne guten Erfolg. Er starb im andern Jahre seiner Regierung. Ein Edikt, durch welches er erklärte, daß das Recht Geld zu schlagen, ihm allein zukomme, läßt sehen, wie kühn Philipp der Schöne seine Nachfolger gemacht hat, die Baronen auszuziehen.

Die Herren, begierig alle Gelegenheit zu ergreifen Geld zu machen, verkauften nach dem Beyspiel Ludwigs Huttin, die Freyheit ihren Leibeignen. Die Leibeignen waren von den Sklaven darin unterschieden, daß sie Ländereyen und andere Güter besitzen konnten: aber sie waren, wie man sich damals ausdrückte, an den Grund geheftet, das ist, sie konnten die Herrschaften ihres Herrn nicht verlassen, wel-

welcher an ihnen eine willkührliche Gewalt ausübte. Man kann daraus urtheilen, daß überhaupt ihre Dienstbarkeit hart war, doch war sie unterdessen nicht aller Orten gleich.

Die Herren begiengen mit Freylassung ihrer Leibeignen aus Geitz einen Fehler: denn diese Leute, welche sie bisher gequälet hatten, mußten ihre Feinde werden, wenn sie frey wurden, und folglich in der Macht des Königes einen Schutz wider sie suchen.

Als Ludwig starb, war Philipp der Lange, sein Bruder und Erbe zu Lyon, wo er viele Mühe hatte, die Kardinäle zu versammeln, und nicht weniger Mühe, sie über die Wahl eines Papstes zu vereinigen. Seit zwey Jahren und drey Monathen war Clemens todt, und man hatte ihm noch keinen Nachfolger gegeben. Anfangs waren die Kardinäle zu Carpentras versammelt, ohne daß sie sich vereinigen konnten; weil die Gaskonier und die Italiäner jeder einen Papst von ihrer Nation haben wollten. Aber das Volk, der langen Dauer des Conclave überdrüßig, kam, um ihm ein Ende zu machen, auf den Einfall, Feuer in den Ort einzulegen, wo man es hielt, und die Kardinäle zerstreueten sich. Ohne die Vorsicht, welche Philipp der Schöne und Ludwig Huttin nahmen wäre gewiß eine Religionstrennung entstanden. Endlich versetzte Philipp der Lange die Kardinäle in die Nothwendigkeit diese Wahl zu endigen: denn er sperrte sie in das Kloster der Predigermönche zu Lyon ein;

ein; und gab Befehl sie nicht herauszulassen, bis sie einen Papst erwählet hätten.

Er selbst hatte andere Streitigkeiten der Krone wegen, auf welche Johanna, die Tochter Ludwigs, Rechte haben wollte; denn ich rede nicht von Johann dem I, mit welchem die verwittwete Königinn niedergekommen war, und der nur acht Tage gelebt hatte. Nachdem die Forderung der Johanna in einer Versammlung war untersuchet worden, sprach man das Urtheil, daß das salische Gesetz die Weiber von dem Throne ausschließe. Man hatte seit Hugo Kapet keine Gelegenheit gehabt, dergleichen Fragen zu untersuchen, weil die Krone allezeit in gerader Linie von dem Vater auf den Sohn gekommen war.

Das Edikt, durch welches Ludwig Huttin sich allein das Recht Geld zu schlagen zugeeignet hatte, fand so viel Widerstand, daß dieser Fürst gezwungen worden war, sich zu begnügen, den Baronen das Gewicht, den Gehalt und das Gepräge der Sorten, welche sie schlagen würden, vorzuschreiben. Aber anstatt seinen Verordnungen nachzuleben, hatten sie die Münzen geringhaltiger ausgeprägt, und sogar die königlichen Münzen nachgemacht; und das Vermögen der Privatpersonen hieng von der Willkühr dieser blinden Tyrannen ab, welche ihre Unterthanen zu grund richteten, ohne zu gedenken, daß sie durch die Gegenwirkung sich selbst zu grund richteten.

Da Philipp der Lange diese Unordnungen hemmen wollte, schickte er Kommissarien in alle Provinzen, um die Aufführung der Herren zu untersuchen, und sie zu zwingen, sich nach den Verordnungen zu fügen. Der König von Engelland war von dieser Untersuchung nicht befreyt: denn man confiscirte zu Bordeaux und in ganz Guienne seine Stämpel, und die Sorten, die er schlagen ließ.

Ein Fürst, der so befehlen konnte, brauchte nur noch einen Schritt zu thun, den Baronen das Recht Geld zu schlagen hinwegzunehmen: um aber hierin weniger Hindernisse zu finden, hielt er für nöthig, mit den mächtigsten Baronen sich in Unterhandlungen einzulassen. Daher kaufte er von Karln, seines Vaters Bruder, Grafen von Valois, die Münzstätten von Chartres und von Anjou; und von Ludwig von Clermont, Herrn von Bourbon, die Münzstätten von Clermont und von Bourbonnois. Er machte den Entwurf in ganz Frankreich ein gleiches Gewicht, ein gleiches Maß, und eine gleiche Münze einzuführen. Ein Entwurf, welcher mit ihm verschwand: sein übereilter Tod gestattete ihm nicht, einen Versuch davon zu machen.

Philipp hatte Maßregeln genommen, welche ihn in Stand setzten, alles zu unternehmen. Er hatte das Königreich mit seinen Schutzbriefen angefüllt: er hatte die bürgerlichen Familien sich verbindlich gemacht, welche er geadelt hatte. Die Bürger konnten nur für ihn die Waffen ergrei-

greifen, weil sie dieselben in den Zeughäusern hinterlegen mußten; und sie sollten ihnen nur wieder gereichet werden, um unter den Befehlen der Hauptleute zu marschiren, welche er in die vornehmsten Städte gelegt hatte. Endlich hatte er in jeder Landvogtey einen Generalhauptmann, der als das Oberhaupt der Landmiliz die Herren im Gehorsam erhielt. Diese letzte Einrichtung hatte über dies den Vortheil, die Gewalt der Landvögte zu schwächen, welche sich konnten verdächtig gemacht haben; weil sie bisher die Gerechtigkeitspflege, die Einnahme der Abgaben, und das Kriegswesen besorgt hatten.

Unter der Regierung Karls des IV, der Schöne genannt, welcher auf Philipp den IV, seinen Bruder, folgte, verkauften viele Herren das Recht, so sie hatten, Geld zu schlagen; weil sie muthmaßten, der König sey mächtig genug, es ihnen über kurz oder lang hinweg zu nehmen: auf diese Weise beschleunigte ihr Geiz eine Veränderung, welche vortheilhaft schien. Ich sage schien; denn es hätten die Könige selbst die Mißbräuche nicht begehen müssen, die sie den Baronen vorwarfen. Aber Karl der Schöne machte die Münze geringhaltiger, um die Kosten des Krieges von Guienne wider den König von Engelland zu bestreiten.

Dieses so verderbliche Mittel wird noch eine Hülfe für seine Nachfolger abgeben müssen; und man erstaunt, ganz gewiß, über die Blindheit aller dieser Könige. Sie ist die Folge ihrer

Unwissenheit: weil sie unvermögend sind, durch sich selbst ihre wahren Vortheile zu erkennen, überlassen sie sich Ministern, welche, wenn sie nur den Raub von den Unterthanen theilen, sich um den Verlust nicht bekümmern, den ihr Herr empfinden wird. Für ihre Entschuldigung ist es genug, daß sie nur die Fehler machen, welche man vor ihnen gemacht hat. Denn, wenn es die gemeine Verwaltung betrifft, scheinet es, die Beyspiele seyn hinlänglich, die Mißbräuche zu berechtigen.

1325 hatte Karl der Schöne Absichten auf das Reich: aber seine kleinen Ränke waren ohne Erfolg; sie verschaffen mir nur eine Gelegenheit, auf die Begebenheiten von Deutschland und Italien zu kommen.

Nach einem Interregnum, ungefähr von vierzehn Monaten, gaben die getheilten Churfürsten 1314 Heinrich dem VII, zwey Nachfolger, Ludwig, Herzog von Bayern, und Friederich, Herzog von Oesterreich. Der Krieg, welchen diese zwey Mitwerber gegen einander führten, setzte nicht allein Deutschland in Verwirrung: sondern erregte auch die Parteyen in Italien; die Gibellinen und der König von Sicilien erklärten sich für Ludwig, die Guelfen dagegen und der König von Neapel schlugen sich auf die Seite Friederichs. Johann XXII, Nachfolger Clemens des V, sah diese Unruhen von Avignon aus, wo er seinen Hof hielt. Er erklärte sich noch nicht öffentlich für einen dieser zweyen Kaiser: doch war er Friederichen geneigt, der mehr

Achtung für ihn bezeigte, und dessen Partey die Guelfen ergriffen hatten. Dieser Krieg dauerte acht Jahre, und endigte sich mit der Niederlage Friederichs, welcher gefangen wurde.

Alsdann erklärte 1322 der Papst das Reich für erledigt, forderte Ludwig auf, sich dem päpstlichen Stuhle zu unterwerfen, verbot diesen Fürsten für den römischen König zu erkennen, und unterstützte dieses Betragen mit den von seinen Vorfahren schon gebrauchten Gründen. Aber ein zu Nürnberg gehaltener Reichstag hatte keine Mühe Gründe zu widerlegen, welche sehr schwach wurden, seit dem das Licht sich zu verbreiten anfieng. Die Deutschen folgten dem Exempel, welches ihnen die Franzosen gegeben hatten; sie beriefen sich auf ein künftiges allgemeines Concilium.

Der Papst machte Bullen kund, schleuderte seine Bannblitze; und ein neuer Reichstag beschuldigte ihn daß er das Reich beunruhige, die Rechte der Fürsten angreife, die Kirchen beraube, und Ketzereyen lehre.

Da die geistlichen Waffen nicht hinlänglich waren, warb Johann Truppen an. Sie marschirten gegen die Gibellinen, sie wurden geschlagen, und der Krieg konnte ohne Geld nicht mehr fortgesetzt werden. Die Geistlichkeit von Frankreich verschaffte es: denn weil der Papst dem Könige den Zehenten bewilliget hatte, erhielt er die Erlaubniß eine Taxe auf die Kirchen zu legen. Sie war so übermäßig, daß sie fast

die Einkünfte eines Jahres von allen Pfründen hinweg nahm. In diesen Umständen war es, daß Karl, auf Anreitzen des Papstes, vergeblich sich bemühete römischer König zu werden.

Unterdessen hatte die Partey der Gibellinen das Uebergewicht in Italien, die Römer hatten die Anhänger des Papstes aus ihrer Stadt hinausgejagt; und Ludwig, welcher die Umstände benutzte, war über die Alpen gegangen. Nachdem er zu Mayland zum König von Italien gekrönet worden, kam er 1327 nach Rom, wo er unter dem Zurufen des Volkes empfangen, und als Kaiser gekrönet wurde.

Es war schon einige Zeit, daß die Römer den Johann eingeladen hatten, zu Rom seinen Sitz zu nehmen, und auf seine Verweigerung hatten sie ihm gedrohet, einen andern Papst zu wählen. Daher verlangten sie von dem Kaiser, daß ihnen erlaubt werde zu dieser Wahl zu schreiten, und dieser ohne dem wider den Johann aufgebrachte Fürst, willigte ohne Mühe darein, weil dieser Papst nicht aufhörte Bullen herauszugeben, worin er ihn als einen Ketzer und Excommunicirten behandelte.

Er machte ein Gesetz, nach welchem der Papst, der erwählet würde, an keinem andern Orte als zu Rom wohnen könnte; und er sollte des Papstthumes verlustiget werden, wenn er sich weiter als drey Tagereisen entfernte, und wenn er mehr als drey Monate hinweg bliebe. Dies war ohne Zweifel eine Willfährigkeit, welche

che er dem römischen Volke erzeigen wollte: denn ein Kaiser hatte keinen Nutzen davon, daß die Päpste zu Rom wohnten, und es wäre für die ganze Christenheit vortheilhafter gewesen, wenn sie niemals wieder nach Italien gekommen wären. Er setzte hernach in einer Versammlung Jakob de Cahors ab. So nannte er Johann den XXII. Er verurtheilte ihn sogar zum Tode, als der Ketzerey und des Lasters der beleidigten Majestät überwiesen. Endlich machte er, daß man Peter Rainalluci von Corvara, einen Franciscanermönche, erwählte. Dieser Gegenpapst nahm den Namen Nikolaus V an.

Ich will mich einen Augenblick bey den Ketzereyen aufhalten, welche man Johann dem XXII zur Last legte; denn sie werden zu erkennen geben, mit was für läppischen Fragen man sich damals beschäftigte. Ich muß aber die Sachen weiter herholen.

1215 verbot das Concilium von Lateran neue Mönchsorden zu stiften; und von dem vierten Jahrhundert an, waren die Mißbräuche, die durch ihre Menge entstehen konnten, so bekannt, daß der heil. Basilius, obschon ein Stifter von Klöstern, dafür hielt, man sollte nicht zwey unterschiedene Orden, noch zwey Häuser eines gleichen Ordens in einer Stadt gedulden. In der That, alle Orden sind eben so viele kleine Republiken, welche, da sie verschiedene Interessen haben, ihre Mißhälligkeiten in der Kirche und in dem Staate ausbreiten; und weil sie

alle ordentliche Gewalt mißkennen, wenn ihre Forderungen bedrohet werden, sich leicht wider die Fürsten, wider die Bischöfe, und wider die Päpste selbst empören. Man hätte nur ein wenig über das menschliche Herz nachdenken dürfen, um voraus zu sehen, daß dergleichen schlimme Folgen aus diesen Stiftungen entspringen mußten, und die Geschichte beweist nur zu sehr, daß man gut voraus gesehen haben würde. Auf diese, und auf die Abhandlung des Abts Fleuri von den Mönchsorden, weise ich den Leser.

Ungeachtet des Verbotes des lateranensischen Concilium vermehrten sich die Mönchsorden mehr als jemals. Bald sah man die Bettelmönche, Prediger und Minoriten genannt, erscheinen; die ersten von dem heil. Dominicus, und die andern von dem heil. Franciscus gestiftet.

Ohne Nachtheil der Heiligkeit dieser zwey Stifter, kann man in ihre Einsichten Mißtrauen setzen, sagt der Abt Fleuri. Sie glaubten ihre Regel sey das Evangelium selbst, weil sie diese Worte nach dem Buchstaben nahmen: ihr sollet weder Gold noch Silber besitzen; und sie schlossen daraus, man müsse arm seyn und betteln. Selbst ihre Jünger glaubten zu einer höhern Vollkommenheit zu gelangen, wenn sie die Arbeit verliessen, welche diese Heiligen ihnen anbefohlen hatten. Sie wollten nur vom Almosen leben, und sahen den Bettelstand als den heiligsten Stand an. So sind Orden aufgekommen

men

men, welche dem schon zu sehr gedrückten Volke zur Last wurden.

Man klügelte über diese Armuth so weit, daß die Franciscanermönche dafür hielten, sie haben das Eigenthum von ihrem Brode nicht, wann sie es assen, auch sogar wann sie es gegessen hätten. Sie glaubten, das evangelische Leben, welchem Christus und die Apostel angehangen waren, bestehe in dieser gänzlichen Entäußerung: folglich gaben sie großmüthig das Eigenthum von allen Dingen, welche sie durch den Gebrauch verzehrten, dem päpstlichen Stuhle, ohne zu denken, daß wenn die Päpste dieses Geschenk annähmen, sie selbst sich von dem evangelischen Leben entfernen würden. Unterdessen nahmen sie dieses Geschenk an, und mehrere ließen Bullen ergehen, durch welche sie entschieden, daß die Franciscaner kein Eigenthum von den Sachen hätten, welche sie verzehrten.

Dahin war man gekommen, als Johann XXII den päpstlichen Stuhl bestieg. Dieser Papst, da er bey diesem Eigenthum keinen Vortheil fand, urtheilte vernünftig, daß es lächerlich sey, in dergleichem Falle das Eigenthum von dem Gebrauche zu unterscheiden; daß, wenn diese Mönche in der That allem Eigenthume entsagen wollten, sie nackend umher gehen, weder Heerd noch Wohnung haben, und verhungern müßten, und daß, da ihre Absicht nicht wäre, daß der päpstliche Stuhl von den Sachen, welche sie selbst gebrauchten, Nutzen hätte, ihre strengste Armuth nur

ein Blendwerk sey. Derohalben gab er zwey Decretalen heraus, in welchen er die Meynungen dieser Mönche verdammete und entschied, daß weder Jesus Christus, noch die Apostel, jemals an diese abentheuerliche Armuth gedacht hätten, und es sey eine Ketzerey zu behaupten, Jesus Christus habe kein Eigenthum über die Sachen gehabt, die er gebraucht habe. Aber diese Mönche, welche bey ihrer unverständlichen Spitzfindigkeit hartnäckig verharreten, behaupteten, daß das, was sie verzehrten, ihnen nicht gehöre, und dieses die wahre Lehre des Evangelium, und der Papst, der sie verwärfe, ein Ketzer sey.

Diese Mönche, welche das Brod nicht wollten, welches sie assen, hatten eine große Religionstrennung wegen der Kleidung, die sie trugen, erregt, als wenn sie ihnen zugehört hätte. Die einen, welche als die strengsten, sich die Reformaten nennen ließen, trugen eine spitzige Kapuze, einen engen und kurzen Rock von sehr grobem Zeug; indem die andern, welche man Conventualen nannte, zum Aergerniß eine große Kapuze, einen weiten und langen Rock, von einem weniger groben Zeuge trugen. Nikolaus IV und Clemens V versuchten vergeblich, diese wegen der wichtigen Frage der Gestalt, der Größe, der Feinheit ihrer Kleidung getheilten Mönche wieder zu vereinigen. Sie verbitterten sie nur jemehr und mehr, und die Reformaten sonderten sich von den andern gänzlich ab.

Diese

Diese Trennung hätte sehr geschwind aufgehört, wenn man nicht hätte darauf Achtung geben wollen, wie alle diese Mönche gekleidet waren: denn die Aufmerksamkeit des Publikum machet die nichtswürdigsten Dinge wichtig. Ich verwundere mich, daß der römische Hof mit aller seiner Staatsklugheit nicht Gelegenheit gehabt hat, diese gemeine Wahrheit zu entdecken. Wußten die Päpste nicht, daß sie niemals einen Hofstaat gehabt hätten, wenn man nur so viel Aufmerksamkeit auf sie verwendet hätte, als sie als Oberhäupter der Kirche verdienten? Warum behandeln denn Nikolaus IV und Clemens V so ernsthaft eine Frage von dieser Gattung? Warum läßt Johann XXII, nach ihrem Beyspiele, eine Bulle wider die Reformaten ergehen? Warum befiehlt er ihnen ihre spitzige Kapuze und ihren kurzen Rock abzulegen? Es geschah, was geschehen mußte: diese Brüder sagten, ihre Kapuze und ihr Habit sey nach ihrer Regel; ihre Regel sey ihnen statt des Evangelium; wenn man folglich ihre Kapuze und ihren Habit verändern wolle, so lehre man eine dem Glauben widrige Lehre; und sie predigten, man müsse dem Papste nicht gehorchen.

Dann wurde die Sache ernsthaft, es wäre unanständig gewesen, daß die den Kronen so fürchterliche Gewalt der Päpste an den Kapuzen stumpf geworden. Daher erhielt der Inquisitor Befehl die Rebellen zu verfolgen, und dieser Inquisitor war ein Conventual. Vier

Refor-

Reformaten wurden ergriffen: sie verharreten in ihrem Ungehorsam. Diese Unglücklichen, welche man in das Tollhaus, das ist, in ihr Kloster hätte einsperren sollen, wurden als Ketzer zum Feuer verdammt, und 1318 zu Marseille verbrannt.

Märtyrer ihrer Kleidung, wurden sie in den Augen ihrer Mitbrüder für Märtyrer des Glaubens gehalten, welche ohne Mäßigung wider den Papst Johann XXII losbrachen: sie streuten aus, er sey nicht Papst, er sey der Vorläufer des Antichrist, der Antichrist selbst; die Kirche zu Rom sey die Synagoge des Satans. Endlich erklärten sie öffentlich, sie seyen bereit zur Vertheidigung dessen, was sie Wahrheit nannten, zu sterben: und einige waren närrisch genug sich zum Marterthum darzustellen. So haben sich die Franziscanermönche wider den päpstlichen Stuhl empöret, sie, welche im Anfange die eifrigsten Vertheidiger der Päpste waren, und aller Orten ihre Forderungen behauptet und geprediget hatten. Wenn die Bulle wegen der Kleidung nur einen Theil von dem päpstlichen Stuhl abgeneigt machte, so haben die Dekretalen wegen des Eigenthums fast alle zum Aufruhr gebracht. Sie begaben sich in Deutschland unter den Schutz Ludwig des V, und sie sind es, welche diesem Fürsten das Verzeichniß der Irrthümer Johannes XXII übergeben haben. Man kann daraus urtheilen, was diese vorgegebenen Ketzereyen waren, welche man diesem Papste aufbürdete.

Man

Man machte es ihm, zum Beyspiele, zum Verbrechen, gesagt zu haben, Jesus Christus habe etwas eigen gehabt, und man beschuldigte ihn, ein Feind der evangelischen Armüth zu seyn. Es ist aber nicht nöthig, über diesen Gegenstand mehrere Umstände anzuführen.

Die Religionstrennung, welche die Erwählung eines Afterpapstes verursachte, dauerte nicht lange: denn nachdem 1330 Nikolaus ergriffen, nach Avignon geführt und Johann dem XXII überliefert worden, erkannte er seinen Fehler, und unterwarf sich. Die Folgen der Händel des Priesterthumes mit dem Reiche belangend, werden wir davon reden, nachdem wir werden gesehen haben, was in Frankreich vorgehet, wo Karl der Schöne zu Anfang des 1328 Jahres starb.

VI. Kapitel.

Zustand von Frankreich unter den Regierungen Philipps von Valois, Johanns des II, Karls des V; und von Engelland unter der Regierung Eduards des III.

Ganz Europa ist entzweyt. Es giebt noch nirgends Gesetze: es giebt sogar keine Macht, welche vermögend wäre, das Herkommen in Ansehen zu erhalten. Die Geistlichkeit, der Adel, das Volk und der Souverain, überall Feinde, richten sich wechselweise nach den Umständen; und man muß vorsehen, daß noch

groß-

große Unordnungen entstehen werden, bevor die Staaten von Europa eine bessere Regierungsform bekommen können.

Karl hinterließ seine Gemahlinn schwanger, und zwey Mitwerber bestrebten sich um die Regentschaft des Königreiches. Der eine war Eduard III, Sohn und Nachfolger Eduards, welcher abgesetzt worden, und das vorhergehende Jahr 1327 gestorben war. Er gründete sich auf das, weil er ein Sohn der Isabella, der Tochter Philipps des Schönen sey, so habe er, als der nächste Anverwandte, mehr Recht zur Krone Frankreichs, als kein andrer: der andere war Philipp von Valois Sohn des Karl, Grafen von Valois, eines Bruders Philipps des Schönen, welcher folglich in einem weitern Grade war, sein Recht aber vom männlichen Geschlechte herleitete.

Die Regentschaft wurde dem Philipp übergeben, und als die Königinn mit einer Tochter niederkam, erkannte man ihn als König, mit Ausschluß des Eduard. Das salische Gesetz wurde da auch angeführt wie es bey dem Absterben Ludwig Huttins geschehen war.

Nicht, daß es damals ein geschriebenes Gesetz gab, durch welches die Töchter wären ausdrücklich von dem Throne ausgeschlossen worden, sondern, weil sie niemals Gelegenheit gehabt haben, denselben zu besteigen. Weil nun unter den Franzosen ein Beyspiel ein Gesetz machte, glaub-

ten

ten sie, eine Sache sey nur ohne Beyspiel, weil das Gesetz sie verboten hätte.

Dieses salische Gesetz war also nur ein Herkommen von undenklichen Zeiten: ein Herkommen, welches die Gewalt hätte abändern können, wenn es die Umstände gestattet hätten, und es war nur ein Beyspiel nöthig. Dies haben wir bey der Erbfolge der Lehen gesehen; bald wurden die Töchter dazu ernannt, bald davon ausgeschlossen.

Philipp der Lange, und Philipp von Valois waren mächtig genug die Rechte, welche das Herkommen verschaffte, zu vertheidigen. Es wird ihren Nachfolgern theuer zu stehen kommen sie zu erhalten: aber endlich wird das salische Gesetz keinem Widerspruch mehr unterworfen seyn; und dieses wird ein Glück für Frankreich seyn. Die Geschichte andrer Königreiche läßt sehen, daß die Rechte der Töchter zur Krone die Quelle von vielem Elende sind.

Eduard war in seinem sechzehnten Jahre. Obwohl das Parlement die Regenten ernannt hatte, so hatte doch Isabella seine Mutter sich aller Gewalt bemächtiget. Die Leidenschaften dieser Frau waren eine der größten Ursachen der Unruhen von Engelland, und alles Unglück des letzten Königs gewesen. Sie verursachten noch Verwirrungen bis 1331, da Eduard die Laster seiner Mutter gewahr wurde und sie in das Schloß Rising einsperren ließ. Er ergriff das Reichsruder,

ruder, und gewann die Liebe des Volkes, welches die Isabella abgeneigt gemacht hatte.

Da Eduard, in den ersten Jahren einer so verwirrten Regierung, seine Forderungen auf Frankreich nicht konnte geltend machen, so hatte er dem Philipp wegen Guienne gehuldiget; und indem er seine Absichten verbarg, ohne ihnen abzusagen, hatte er mit dem Herzoge von Brabant, und mehrern andern Herren ein Bündniß gemacht. In Erwartung einer geschickten Gelegenheit, rüstete er sich wider Schottland, um sich von einem schimpflichen Vertrage, welchen seine Mutter gemacht hatte, loszuwinden.

Philipp der Lange, und Karl der Schöne hatten das Königreich Navarra erhalten, oder wenigstens während der Minderjährigkeit der Johanna, Tochter des Ludwig Hutin, als Regenten beherrschet; Philipp von Valois gab im ersten Jahre seiner Regierung dieser Prinzessinn die Krone zurück, welche ihr gehörte. Dadurch ist der Graf von Evreux, der sie geheurathet hatte, König von Navarra geworden.

In eben diesem Jahre ergriff er die Waffen für den Grafen von Flandern, wider die Niederländer, welche sich empöret hatten. Er brachte sie zum Gehorsam, und nachdem er dem Grafen vorgestellt hatte, daß seine Aufführung zum Aufruhr könnte Gelegenheit gegeben haben, so rieth er ihm, sein Volk besser zu regieren. Diese ersten Schritte verkündigten einen gerechten Fürsten, und erregten ein günstiges Vorurtheil für die Folge seiner Regierung.

Man

Man hat gesehen, wie die geistlichen Gerichte sind eingeführt worden, und wie, unter dem Schatten der Unwissenheit und der Anarchie, die Geistlichkeit, unter unterschiedenem Vorwande alle Rechtshändel an sich zog, und beständig in die Rechte der weltlichen Richter Eingriffe that. Unterdessen hatten die Streitigkeiten Philipps des Schönen und Bonifacius des VIII angefangen der Welt die Augen zu öffnen. Weil man sich erkühnt hatte, dem Papste zu widerstehen, so war es nicht natürlich, daß die Obrigkeiten den Bischöfen die weltliche Gerichtsbarkeit überliessen. Philipp der Lange hatte schon eine Verordnung gemacht, durch welche er alle Prälaten vom Parlement ausschloß; und worin er sagte, er mache sich ein Gewissen daraus sie zu verhindern, der Regierung ihrer Kirche abzuwarten. Es ist wahr, daß durch einen Widerspruch, worin bisweilen die Fürsten verfallen, er in seinem Rathe die behielt, welche sich darin befanden; und daß mehrere noch Sitz im Parlemement hatten. Aber die Magistratspersonen und Landvögte hatten mehr Logik, und fuhren fort in die geistlichen Gerichte Eingriffe zu thun. Man redete nur von den Gewaltthätigkeiten, welche sie verübten, und von den verachteten Kirchenbannen, welche die Bischöfe wider sie aussprachen.

Da Philipp von Valois dieses Aergerniß heben wollte, rief er in dem ersten Jahre seiner Regierung die Bischöfe und Gerichtsbeamte zu-

sammen, um die Klagen abzuhören, welche sie gegen einander führten, und wenn es möglich wäre, diesen wichtigen Streit zu endigen. Peter von Cugnieres, Ritter und Rath des Königs, legte in sechs und sechzig Artikeln die Mißbräuche vor Augen, welche die geistlichen Gerichte begiengen; und kramte über die zwey Mächte Gemeinplätze aus, die nicht viel erwiesen. Der Erzbischof von Sens und der Bischof von Autun, antworteten im Namen der Geistlichkeit, nachdem sie protestirt hatten, daß sie hiedurch die Rechte der Kirche keinem Gerichte unterwerfen wollten, und daß sie nur redeten um das Gewissen des Königes zu erleuchten. Nachdem sie also als ausgemacht angenommen hatten, was noch im Streite war, redeten sie lange Zeit über Sachen, wovon die Frage nicht war, und bewiesen, daß die zwey Gerichtsbarkeiten neben einander bestehen können, da doch der Gegenstand der Abhandlung allein war zu wissen, aus was für einem Rechte sie eine weltliche Gerichtsbarkeit behaupten könnten. War es als Herren? Sie hatten sie mit Recht in ihren Landen. War es als Bischöfe? Sie hatten sie in der That, weil sie dieselbe in ihren Bißthümern ausübten. Hatte aber die Nation ihnen diese Gewalt bewilliget, oder hatten sie sich derselben unrechtmäßig angemaßet? War es ein Recht, daß man verehren, oder ein Mißbrauch, den der Souverain abschaffen mußte? Dies ist, was die Geistlichkeit nicht untersuchte: sie behauptete, die weltliche

liche Gerichtsbarkeit gehöre ihr nach göttlichem Rechte wie die geistliche. Sie bewies es aus Grundsätzen und Gebräuchen, welche zu untersuchen die Vorurtheile fast nicht mehr gestatteten; und sie bewies es auch aus Schriften, welche die Unwissenheit berühmt, und zu Vorschriften gemacht hatte.

So ist unter andern ein Werk, welches um die Mitte des zwölften Jahrhunderts unter dem Titel erschien: Die Uebereinstimmung der nicht übereinstimmenden Kirchensatzungen, oder das Dekret (*). Gratian, ein Benediktiner, Autor dieses Werkes, hatte es gemacht um die Ansprüche des römischen Hofes und der Geistlichen festzusetzen, oder auch sogar zu erweitern. Er wollte beweisen, daß der Papst über die canonischen Rechte sey, und daß die Geistlichen dem weltlichen Gerichte nicht könnten unterworfen werden, u. s. w. Er fußte sich auf die falschen Dekretalen, auf ungetreue Citationen, auf schlechte Vernunftschlüsse; und ohne Zweifel machte er auch seine Rechnung auf die Unwissenheit seiner Zeiten, so wie auch auf den Vortheil der Geistlichen, welche für gelehrt gehalten wurden, und deren Beyfall folglich sein Buch in Ansehen bringen konnte. Er betrog sich nicht, sein Dekret hatte das größte Glück: es wurde in den Schulen gelehrt: es wurde von den Lehrern des canonischen Rechtes durch Aus-

(*) La concorde des canons discordans, ou le décret.

legungen erläutert, und die Päpste hatten ihm einen Theil der Gewalt zu verdanken, welche sie in dem dreyzehnten Jahrhundert und in den folgenden Zeiten ausgeübt haben.

Der Bischof von Autun, welcher zu Montpellier das Recht gelehret hatte, wurde für einen der großen Canonisten der Kirche gehalten. Er hatte unfehlbar das Dekret studiret, und urtheilte wie Gratian. Uebel ausgelegte Stellen der heiligen Schrift, und die zweyfache Gewalt der Priester im alten Bunde, waren die Gründe, woraus die Geistlichkeit schloß, daß ihre Freyheiten und alle ihre Gewalt aus göttlichem Rechte seyn. Noch ein Convenienzgrund kam zur Unterstützung: ein großer Theil unsrer Einkünfte, sagten die Prälaten, bestehet in dem Nutzen, den wir von unsern Gerichten ziehen. Wir würden also zu Grunde gehen, wenn man uns dieselben hinwegnähme. Das Königreich würde daher nur arme Bischöfe haben. Es würde also einen seiner größten Vortheile verlieren: denn kann man zweifeln, daß das Ansehen einer reichen Geistlichkeit zur Herrlichkeit des Königreiches beytrage? Aber dieser Schluß bewies nicht, daß die Reichthümer der Geistlichen vom göttlichen Rechte sind, er erwies allein, daß die Bischöfe des vierzehnten Jahrhunderts nicht wie die Apostel dachten.

Um diese Frage zu entscheiden, hätte man anfangs auf die sechs ersten Jahrhunderte der Kirche zurückgehen sollen: man hätte gesehen,

welches damals die wahren Rechte der Geistlichkeit waren. Wenn man hernach die folgenden Jahrhunderte untersuchet hätte, würde man ohne Zweifel Freyheiten und Güter entdeckt haben, welche sie auf gerechte Art erworben hatten, und welche ihnen nicht als Geistlichen, sondern als einer Gesellschaft von Bürgern gehörten, und die sie folglich behalten konnten. Man hätte endlich auch unrechtmäßige Besitzungen, oder der Unwissenheit der Völker und der Könige entrissene Freyheiten gefunden.

Philipp von Valois war in der Geschichte unerfahren. Niemand in diesen finstern Zeiten war im Stande ihm Licht zu geben. Er wurde erschreckt: da er, wie die Bischöfe, das geistliche Interesse der Religion mit dem zeitlichen Interesse seiner Minister vermengte, glaubte er, man greife die Religion selbst an. Ohne Zweifel, gewohnt sich für einen David zu halten, hatte er keine Mühe zu denken, die Bischöfe seyn Moses, Aarons oder Samuels. Er unterstützte also nicht die obrigkeitlichen Personen. Doch scheinet es, er habe nicht entscheiden wollen: es kam ihm schwer an eine wirkliche Antwort zu ertheilen: aber die Geistlichkeit gieng endlich siegend nach Haus.

Dieser Sieg war ein geringer Vortheil, er bereitete, er verkündigte sogar eine Niederlage. Die obrigkeitlichen Personen hatten ihre Blicke nicht auf die Forderungen der Prälaten geworfen, um auf einmal von aller Feindseligkeit ab-

zustehen. Dahero werden sie mit ihren Unternehmungen fortfahren: sie werden sich bestreben sie mit besserm Fortgange zu versuchen: sie werden endlich Einsicht erlangen: und unterdessen wird die Geistlichkeit immer die Sprache der Zeiten der Unwissenheit beybehalten, und noch in den erleuchteten Zeiten von einem göttlichen Rechte reden, wovon man in den sechs ersten Jahrhunderten der Kirche nicht redete.

Frankreich und Engelland lebten bis 1338 im Frieden, es schickte sich aber seit einigen Jahren zum Kriege an. Eduard war auf Mittel bedacht, die Anzahl seiner Allirten zu vermehren; als die durch Jakob von Artevelle, welchen man vor einen Bierbrauer angiebt, zum Aufruhr gebrachten Niederländer, sich für ihn erklärten Sie verlangten nur, daß er gemäß seiner Ansprüche den Titel eines Königs von Frankreich annehme; indem sie glaubten, dieses sey ein Mittel sich zu empören, ohne Rebellen zu scheinen.

Dieser einigemal durch Stillstand unterbrochene Krieg verwüstete Frankreich bis zu dem Tode Philipps, welcher 1350 erfolgte. Dieser Fürst verlor 1346 die Schlacht bey Creci, obwohl er bey hunderttausend Mann hatte, und Eduard nur vierzigtausend Mann stark war. Die Gegenden von Paris wurden durch die Engelländer verheeret, so wie das ganze Land von dem Ende der niedern Romandie an bis auf die Gränzen der Pikardie. Sie richteten nicht weniger

niger Elend an in Poitou, Saintonge und in den andern mittäglichen Provinzen. Man bemerket, daß sie Artillerie hatten: man machte schon einigen Gebrauch davon seit wenigen Jahren.

Hier fängt man an die Wirkungen jener Staatsklugheit merklich zu sehen, durch welche die Könige sich mächtig zu machen glaubten, wenn sie Zwietracht in dem Königreiche verbreiteten. Philipp von Valois konnte seine ganze Schwäche erkennen, als er Krieg mit Eduard führte. Er fand bey seinen Unterthanen nicht jene Eintracht und den Gehorsam, welche die Stärke der Kriegsheere sind. Er hatte mehr Soldaten: aber er traute sich nicht ihren Ausschweifungen Einhalt zu thun. Der Adel war noch unbändiger. Ein jeder schien sich nur die Verwirrungen zu Nutzen zu machen: und die Ausgelassenheit der Truppen war eine neue Plage für das Königreich. So wurde der König selbst von denen schlecht bedient, welche ihm treu verblieben. Wie viel mächtiger wäre er nicht gewesen, wenn seine Vorfahren die Politik des heil. Ludwig zum Muster genommen hätten!

Um die Unkosten eines Krieges zu bestreiten, welchen er schlecht führte, und welchen gut zu führen ihm vielleicht unmöglich war, überhäufte er das Volk mit Auflagen: er legte unter andern eine auf das Salz; welche dem Eduard zu dem Wortspiel Anlaß gab, daß er sagte, Philipp

lipp von Valois sey der wahre Urheber des salischen Gesetzes.

Die Verringerung der Münzen, wovon ihm seine Vorfahren das Beyspiel gegeben hatten, war auch sein großes Hülfsmittel. Sie erlitten unter seiner Regierung viele Veränderungen. Er eignete sich hierüber sogar das willkührlichste Recht zu. Wir können nicht glauben, sagt er in einer seiner Verordnungen, noch vermuthen, daß jemand zweifeln könne, oder solle, daß uns und unsrer Königlichen Majestät allein und in unserm ganzen Königreiche, das Münzregal in seinem ganzen Umfange, zugehöre, wie auch das Recht, solche Münzen schlagen zu lassen, und in solchem Werthe und Preis, als es uns nur gutdünken und belieben wird, zu unsrer, besagten unsres Reiches und unsrer Unterthanen Besten und Frommen. Man sieht aus diesem entscheidenden Ton des Philipp von Valois, was für einen Fortgang die durch Philipp den Schönen gewagten Unternehmungen gemacht hatten. Inzwischen, da dieser Fürst glaubte, er müsse bisweilen seine Betrügereyen verbergen, nahm er Maßregeln, damit man nicht gewahr würde, daß er den Gehalt der Münzen verringere. Er forderte Stillschweigen von denen, welche in seinen Münzstätten arbeiteten, und sie mußten es ihm auf das Evangelium schwören.

Engelland wurde besser regiert als Frankreich: es gab keine solche Zwietracht unter den Ständen.

Wahr

Wahr ist es, sie vereinigten sich gemeiniglich wider den Souverain: aber Eduard der III war damals ein großer König; man merke, daß ich sage damals. Er wußte sich Liebe und Ehrfurcht zu verschaffen. Vor allem machte er sich das Parlament ergeben, von dem er Subsidien erhielt. Endlich hatte er die Kunst die Vorzüge der Nation zu behaupten. Man kann also begreifen, daß es ihm im Kriege wider Philipp, an glücklichem Erfolge nicht fehlen konnte.

Die Unordnungen vermehrten sich unter Johann dem II, dem Sohn Philipps des VI. Dieser Fürst vergrösserte alle Fehler seines Vaters, und er machte neue. Die Mißbräuche in dem Münzwesen wurden so groß, daß die Sorten, wechselweis steigend und fallend, von einer Woche zur andern, selbst noch öfters, im Preise änderten; und daß die Mark Silber, welche im Anfange seiner Regierung fünf Livres fünf Sous galt, bisweilen bis auf hundert zwey Livres stieg. Man kam beständig wieder von einer guten Münze auf eine schlechte, und von einer schlechten Münze auf eine gute. Oft nahm auch der König, der sich selbst seiner Betrügereyen schämte, wie sein Vater, Zuflucht zu ihrer Verheimlichung.

Von dem ersten Jahre seiner Regierung an, hatte er sich die Großen abgeneigt gemacht, da er, ohne einige Ordnung bey dem gerichtlichen Verfahren zu beobachten, dem Kronfeldherrn Raoul, Grafen von Eux und Guignes, den

Kopf herunter schlagen ließ, der eines Verständnisses mit den Engelländern beschuldigt worden. Einige Zeit hernach zeigte er seine Schwachheit, indem er Karl dem Schlimmen, König von Navarra, den Meuchelmord Karls d'Espagne de la Cerda vergab, welchen er nach der Hinrichtung des Raoul zum Kronfeldherrn gemacht hatte. Er zeigte dieselbe noch mehr, als er, weil er den König von Navarra im Verdacht hielt, er wolle Aufruhren erregen, sich seiner durch List bemächtigte, vier Herren, welche sich bey demselben befanden, abermals ohne einiges gerichtliches Verfahren enthaupten, und ihn hernach nach dem Chatelet von Paris führen ließ.

Es ist wahr, Johann war nicht mächtig genug, um versichert zu seyn, daß er einen solchen Verbrecher, wie der König von Navarra, bestrafen könne, ohne von den Gesetzen abzuweichen. Wenn man aber sich nicht furchtbar machen kann, muß man die gewinnen, welche man fürchtet. Begnadigungen, Ueberlistungen und Gewaltthätigkeiten machen zugleich verächtlich und verhaßt. Daher verschaffte die Aufführung des Johann dem Könige von Engelland neue Bundsgenossen.

Der Krieg hatte 1355 wieder angefangen, zu einer Zeit, wo das allgemeine Mißvergnügen Empörungen verursachen konnte, wenn man neue Steuern auflegte, oder wenn man sich an die Münze machte. Unterdessen, wie das Geld

mangelte, berief der König die Stände zusammen und stellte ihnen seine Noth vor.

Diese Stände, die zahlreichsten, welche man noch gesehen hatte, legten eine neue Steuer auf, um dreißig tausend bewaffnete Reuter außer den gewöhnlichen zu unterhalten: aber nach dem Beyspiele des Parlements in Engelland, unternahmen sie die Regierung einzurichten. Sie bestimmten die Art der Steuern, ihre Dauer, und den Wert der Geldsorten. Johann versprach alles, was man von ihm forderte. Er versicherte besonders mit einem Eide, für sich und seine Nachfolger, allezeit gutes Geld gangbar zu machen, es ohne Verringerung zu erhalten, seine Söhne, seinen Kanzler, seinen Rath, seine Münzbeamte, mit einem Worte, alle, welche einen Theil an der Reichsverwaltung hatten, zu eben diesem Eide anzuhalten. Er erklärte sogar, daß er alle diejenigen ihrer Dienste entsetzen würde, welche ihm das Gegentheil riethen. Unterdessen, ungeachtet dieser feyerlichen Verbindung, machte er sechs Monathe hernach die Münze geringhaltiger: welches sehen läßt, daß wenn die Stände Verordnungen machten, sie keine Maßregeln wußten, oder nehmen konnten, um die Vollstreckung davon zu versichern.

Mit einer klügern Aufführung hätte sich Frankreich wieder in die Höhe schwingen können: denn Engelland fieng an, müde zu werden Subsidien zu geben, und über das mußte es seine

Macht

Macht auch gegen Schottland richten. Es ist wahr, daß Eduard, welcher fortfuhr groß zu seyn, Hülfsmittel fand; besonders in dem Prinz von Wallis, seinem Sohn, der vielleicht ihn an wahrer Größe übertraf. Er trug ihm die Führung des Krieges gegen Frankreich auf, während er selbst wider die Schottländer marschirte.

Johann an der Spitze eines viermal stärkern Heers traf den Prinz von Wallis zu Maupertuis, zwey Meilen von Poitiers. Er konnte den Feind einschliessen, aushungern, und ihn zwingen sich zu ergeben. Er griff ihn an, er wurde geschlagen, gefangen, und nach London geführt.

Während der Gefangenschaft des Königs regierte Karl Dauphin (*), anfangs unter dem Titel eines Statthalters des Königreiches, und hernach unter dem Titel eines Regenten. Obwohl er nur neunzehn Jahre alt war, so besaß er doch zu Frankreichs Glück alle Klugheit und alle Mäßigung, welche die Umstände erforderten, worin er sich befand. Das erste, was er that, war, auf die Verschaffung der Hülfe zu denken, deren er benöthiget war; und in dieser Ab-

(*) Das Dauphiné und die Grafschaft Viennois waren von Humbert dem II, dem letzten Fürsten de la Tour du Pin, dem Philipp von Valois abgetreten worden. Mit Karln fiengen die ältesten Söhne von Frankreich an, den Titel Dauphin zu führen.

Absicht versammelte er die Stände zu Paris 1356.

Es war nicht mehr die Zeit, wo die Politik von der Zwietracht einigen Nutzen ziehen konnte. Karl konnte nicht, wie Philipp der Schöne, seinen Schutz den verschiedenen Ständen anbieten, um sie abgesondert zu gewinnen, und alle zusammen zu betriegen. Die Unglücksfälle des Krieges entdeckten alle Fehler dieser armseligen Politik. Karl, ohne Macht, sah sich von allen Parteyen abhängig, und schätzte sich für glücklich einen Vorwand zu finden um die Versammlung der Stände zu zerreissen. In der That war sie nur eine Versammlung von Aufrührern, welche unter dem Vorwande die Regierung zu verbessern, neue Unruhen erregten: und den Dauphin wenig ehrten, welcher von ihnen alles erwartete, und von dem sie nichts erwarteten.

In eben diesem 1356 Jahre versammelten sich die Stände abermals. Der Dauphin rief sie wider seinen Willen zusammen, und konnte sie nicht mehr aufheben. Marcell, der Stadtvogt (*), gab der Stadt Paris und ihm Gesetze.

Die Unordnungen herrschten in der Hauptstadt, wo das Volk und der Adel zwey Parteyen machten, welche sich wider einander zu empören immer bereit waren. Die andern Städte stellten beynahe eben diese Schauspiele dar. Das Land war mit Räubern angefüllt, welche, wie Kriegsvölker, unter verschiedenen Anführern mar-

(*) Prévôt des marchands.

marschirten, und alle Arten von Räubereyen begiengen. Die Bauern endlich, welche sich anfangs zu ihrer Vertheidigung bewaffnet hatten, bekriegten ohne Unterschied jedermann, verübten die größten Grausamkeiten, und schienen geschworen zu haben den Adel auszurotten.

Mittlerweile entwischte der König von Navarra aus der Gefangenschaft, kam nach Paris, sich mit den Mißvergnügten zu vereinigen; und Marcell machte den Entwurf ihn auf den Thron zu erheben. Die Unruhen nahmen also noch mehr zu. Unterdessen endigten sie sich zu Paris 1358, weil der Stadtvogt, welcher der Urheber davon war, von einem Bürger, Maillard genannt, umgebracht wurde.

Man kann muthmassen, daß der Krieg die Hülfsmittel des Königs von Engelland erschöpfet hatte: denn anstatt die unglückliche Lage Frankreichs zu benutzen, hatte er 1357 einen Waffenstillstand auf zwey Jahre gemacht.

In so kritischen Umständen war der Dauphin so klug, die Uebel zu verbergen, welche er nicht verhindern konnte. Er übereilte nichts, er erwartete günstigere Umstände, und er wußte sie zu ergreifen. Als der Stillstand mit Engelland zu Ende gieng, war er glücklich genug, mit dem Könige von Navarra Frieden zu schliessen, welcher ihm so fort nach dem Tode des Marcell den Krieg angekündiget hatte.

Der König von Engelland ergriff die Waffen, und erschien zu Ende des Octobers in Frankreich.

reich. Der Dauphin welcher nicht Truppen genug hatte, im Felde zu bleiben, begnügte sich Besatzungen in die benachbarten Orte zu legen. Er erwartete, daß die feindliche Armee sich selbst aufriebe. Es geschah wie er vorgesehen hatte. Die Engelländer, welche von der rauhen Jahrszeit viel erduldeten, litten noch mehr durch den Mangel, welchen sie in einem ganz zu grund gerichteten Lande fanden; und Eduard, welcher bey seinem Zurückzuge gar zu große Hindernisse befürchtete, wurde gezwungen sich in Unterhandlungen einzulassen. Die mehresten Geschichtschreiber schreiben seine Veränderung einem wunderbaren stürmischen Wetter zu, ohne Zweifel mit sehr schlechtem Grunde; In der That, daß ein stürmisches Wetter sey, daß ein Fürst davon erschreckt werde, und daß er glaube, der Himmel befehle ihm vom Krieg abzustehen: das alles kann ohne Wunderwerk geschehen. Aber es wäre sehr wunderbar, wenn der unerschrockene Eduard ein solcher Fürst gewesen wäre.

Wie es dem auch seyn mag, durch einen zu Bretigni bey Chartres im Monathe May 1360 unterzeichneten Vertrag, trat man dem Könige von Engelland mit aller Oberherrschaft ab, Poitou, Saintonge, Rochelle, Agenois, Perigord, Limousin, Querci, Rouergue, Angoumois, die Grafschaften von Ponthieu und Guignes, und die Grafschaften von Bigorre und Gaure, die Städte Montreuil und Calais. Von ihrer Seite, sagten Eduard und der Prinz von Wallis den For-

derungen auf die Krone Frankreich ab, und ihren Rechten, auf Normandie, Touraine, Anjou, und Maine. Endlich wurde das Lösegeld des Königs Johann auf drey Millionen goldne Thaler gesetzt.

Johann war frey: aber die Unruhen dauerten im ganzen Königreiche fort. Die Räuber vermehrten sich, und ihre Verwegenheit stieg so hoch, daß einer von ihnen sich unterstand den Titel eines Königs von Frankreich anzunehmen. Mittlerweile predigte man einen Kreuzzug für Palästina, und der König empfieng das Kreuz aus den Händen des Papstes. Es fehlte ihm nichts mehr, als diesen Krieg zu unternehmen, um seine Staaten vollends zu grund zu richten; er bereitete sich dazu, weil er es als ein dienliches Mittel ansah, Frankreich von allen Räubern zu säubern: besser wäre es gewesen, er hätte sie durch seine Regierung nicht hervorgebracht.

Unterdessen beklagte man sich in Frankreich und in Engelland, daß die Artikel des Friedens von Bretigni nicht vollzogen wurden. Johann wollte nichtsdestoweniger seine Verbindlichkeiten erfüllen, und als man ihm sagte, daß die Noth, worin er gewesen dieselben einzugehen, sie ungültig mache; antwortete er, daß wenn Treu und Glauben von der Welt verbannt wären, müßten sie sich noch in dem Munde und in dem Herzen der Könige befinden. Dieser Denkspruch ist eben so schön, als wenig ihm nachgelebt wird; und Johann selbst hatte den Eid

ver-

verletzet, welchen er gethan hatte, die Münzen nicht zu verändern. Wenn die Könige nicht gerecht sind, so sind solche Denksprüche nur leere Worte in ihrem Munde: Johann redete wie der heilige Ludwig handelte.

Frankreich und Engelland waren im Begriff mit einander zu brechen, als Johann sich in London einfand, um die entstandenen Streitigkeiten beyzulegen. Er starb allda einige Monathe darauf 1364; und hinterließ Philipp, seinem vierten Sohne, das Herzogthum Burgund, welches er zwey Jahre zuvor mit der Krone vereiniget hatte. Die Folge wird zeigen, daß dieses Vermächtniß Frankreich einen neuen Feind zubereitete.

Die Zusammenkunft der Stände war niemals so häufig, als zur Zeit der Regierung Johann des II. Es gab fast alle Jahre allgemeine oder Provinzialversammlunge. Sie waren nicht jenem Mayfelde ähnlich, wovon Karl der Große die Seele gewesen. Ohne einige Absicht des gemeinen Bestens, versammelten sich die Franzosen nur, um den Privatnutzen dem Privatnutzen entgegen zu setzen. Alles artete in Parteyen aus, unter einem schwachen Regenten, welcher weder der Stände zu entbehren, noch einigen Vortheil von ihnen zu ziehen wußte; und das königliche Ansehen, allen Parteyen um Ziele geworden, nahm ab; doch sah es, wie sie sich selbst einander zu grunde richteten.

So war die Lage Frankreichs, als Karl der V den Thron bestieg: alles schien verloren zu seyn, aber seine Aufführung als Regent ist uns Bürge von seiner Weisheit als König. Dieser Fürst wird gewiß nicht die Fehler des Philipp von Valois, noch Johann des II begehen; unterdessen wird Eduard aufhören groß zu seyn. Er wird ganz und gar die Besorgung der Regierung versäumen: er wird alles seinen begierigen Favoriten aufopfern, die ihn ganz beherrschen werden: er wird die Auflagen vermehren: er wird sich sein Volk abgeneigt machen. Endlich wird er keine Hülfe mehr an dem Prinzen Wallis finden, dessen Gesundheit anfangen wird abzunehmen. Daher wird man vorher sehen, daß sich alles verändern muß, und daß nun Frankreich die Reihe treffen wird, mit Vortheil zu kriegen.

Karl verwendete alle seine Sorgfalt um das Münzwesen gut einzurichten. Er machte sich ein Gesetz die Münze niemals zu verändern. Er stellte die Ordnung in der Rentkammer wieder her; und wenn er Steuern erhob, nahm er die klügsten Maßregeln, um den Klagen des Volks zuvorzukommen.

Seit 1341 war das französische Brittannien durch einen bürgerlichen Krieg zerrüttet, woran England und Frankreich Theil genommen hatten, und der sie wieder zum Kriege bewegen konnte. Der Graf von Blois, welchem Karl heimlich Hülfe leistete; und der Graf von Montfort, dem

Eduard

Eduard beystand, machten beyde Ansprüche auf dieses Herzogthum: als aber der erste in einer Schlacht geblieben war, eilte Karl den Montfort mit diesem Lehen zu belehnen; aus Furcht, dieser Herr möchte den König von Engelland als Lehnsherrn erkennen, und dies Gelegenheit zu einem Kriege geben, welchem er zuvorkommen wollte. Er machte auch Frieden mit dem Könige von Navarra, und wußte diesen Fürsten sich zum Freunde zu machen, welcher Frankreich so viel Uebels zugefüget hatte, und den Krieg wieder anfangen wollte.

Von dem Jahre 1365 an hatte Karl keine Feinde mehr von aussen, und ihm war nur noch übrig, das Königreich von den Strassenräubern zu reinigen, welche es quälten. Man giebt vor, es seyn deren mehr als dreyßig tausend gewesen. Sie machten unterschiedliche Haufen, welche sich im Nothfalle vereinigten, und von erfahrnen Obersten angeführet wurden. Es wäre betrübt gewesen, wenn man eine Armee wider dieses liederliche Gesindel hätte aufrichten müssen.

Don Piedro, oder Peter der Grausame genannt, regierte in Castilien; und Heinrich, Graf von Transtamare, sein natürlicher Bruder, hatte den Adel zum Aufruhr bewogen. Alle beyde suchten sich Bundsgenossen zu machen, als der Papst den rechtmässigen König des Thrones unwürdig erklärte, und die Krone dem rebellischen Prinzen gab. Der Prinz Wallis, welchen Eduard

zum Herzog von Guienne gemacht hatte, wollte Don Piedro die Krone erhalten, und konnte das Urtheil des Papstes zernichten. Der Graf von Transtamare war also anderer Hülfe benöthiget. Er fand sie bey Karl dem V, welcher sich für ihn um so williger erklärte, weil der Herzog von Guienne sich für Don Piedro erkläret hatte; und der über das die Gelegenheit ergreifen wollte, Frankreich von den Kompagnien zu befreyen: so nannte man die Räuberbanden.

Diese elenden waren mehrmal mit dem Kirchenbanne belegt worden: und inzwischen hatten sie nicht aufgehört, das Königreich auszuplündern: man schmeichelte sich, sie würden mehr aus den Bannstrafen machen, wenn sie solche mit der Strassenräuberey vereinigen könnten. So dachte Bertrand dü Guesclin, welcher es auf sich nahm, diese Räuber zu bereden, daß sie mit ihm nach Castilien gehen. Er bot ihnen die Lossprechung an, und pries ihnen die Güter des Landes, wohin er sie führen wollte. Es ist besser für uns das zu thun, sagte er, da er seine Rede endigte, und unsre Seelen zu retten, als uns zu verdammen und dem Teufel zu übergeben; denn wir haben zu viel Sünden und Uebel begangen, wie ein jeder von sich wissen kann, und gut wird es seyn, wenn wir aufhören. Man sieht hieraus, mit was für einer Absicht man diesen Krieg unternahm, und wie damals die Strassenräuberey von einer

ner Seite des pyrenäischen Gebirges zur andern seine Natur änderte.

Die Räuber verlangten die Absolution, sobald man von ihnen nicht mehr forderte, der Strassenräuberey abzusagen ; und im Gegentheil ihnen vorschlug, sich der Absolution durch Fortsetzung ihrer Räubereyen in einem andern Lande, als Frankreich, würdig zu machen. Sie übergaben daher dem Könige die Festungen, wovon sie Meister waren, und folgten dem du Guesclin.

Sie nahmen ihren Weg über Avignon, um bey dieser Gelegenheit die Absolution zu erhalten, und von dem Papste hunderttausend französische Livres zu begehren, damit sie ihre Reise fortsetzen könnten. Von diesen beyden Dingen hatte die zweyte allein Schwierigkeiten, welche du Guesclin hob. Man muß ihnen, sagte er, diese hunderttausend französische Livres nicht versagen. Wir haben hier Leute, welche eher der Absolution als des Geldes entbehren können. Wir werden uns bestreben, sie wider ihren Willen zu ehrlichen Leuten zu machen. Wir führen sie aus ihrem Vaterlande, damit sie den Christen kein Leid mehr thun. Ohne Geld können wir sie nicht beysammen halten, und der heilige Vater muß uns helfen, sie folgsamer zu machen, und sie aus diesem Königreiche zu führen.

In der Erwartung, daß der Papst hunderttausend französische Livres bezahlen wolle, um zur Umschaffung dieser Räuber in ehrliche Leute,

wider ihren Willen, beyzutragen, durchstrichen sie das Land, und verheerten gänzlich die Gegend von Avignon: man mußte sie also befriedigen. Nachdem aber du Gueselin erfahren, daß man diese Summe von den Einwohnern erhoben hatte, erklärte er, er wolle, daß sie ganz allein von den Gütern des Papstes, der Kardinäle, und anderer Geistlichen genommen werde; und man mußte auch hierin gehorchen. Der Papst hatte nicht vorgesehen, daß er auch seinen Theil von diesem Kriege bekommen würde.

Du Gueselin, welcher ein großer Kriegsheld war, war auch einer der ehrlichsten Männer seiner Zeit: man verwundert sich also über die Rolle, die er an der Spitze einer Räuberbande spielte. Er war aber nur bedacht, sie aus dem Königreiche hinauszuführen, entweder um Frankreich davon zu reinigen, oder, wie er sagte, ehrliche Leute aus ihnen zu machen; und da er glaubte, der Papst müsse zu einem so guten Werke beytragen, so zwang er ihn dazu, indem er es für recht hielt, ihn dazu zu zwingen. Wo hätte er feinere Gesinnungen hernehmen sollen? War nicht das Recht des stärksten von undenklichen Zeiten her, die einige Regel der Kriegsleute? und berechtigte dieses Recht nicht zu allem, wenn der Vortheil der Religion mit dem glücklichen Erfolg einer Unternehmung verknüpfet zu seyn schien?

Der Graf von Transtamare wurde als König von Castilien ausgerufen: aber der Prinz Wallis, welcher dem vom Throne verstossenen Könige zur Hülfe anrückte, verleitete die Kompagnien zur Untreue, welche zu ihm stießen, und gewann die Schlacht von Navarette, die Transtamare, wider die Meynung des dü Guesclin, lieferte. Dieser General wurde sogar gefangen.

Nachdem Don Piedro wieder auf den Thron gesetzet worden war, erfüllte er keine seiner Verbindlichkeiten: so daß ihn der Prinz Wallis verließ, und wieder nach Frankreich kam, wohin ihm die Kompagnien folgten. Alsdann brachte Transtamare seine Partey wieder hervor, überwand Don Pietro, nahm ihn gefangen, und erstach ihn mit einem Dolche. Unterdessen machte der Herzog von Lancaster, einer von den Söhnen Eduards des III, Anspruch auf das Königreich Castilien, weil er Constantia, die Tochter des Don Piedro geheurathet hatte. Der König von Portugall hatte auch Forderungen, welche er wollte geltend machen. Die Könige von Aragonien und von Navarra benutzten diese Verwirrungen, um sich dessen zu bemächtigen, was ihnen anständig war, und dies war die Ursache eines langen Krieges. Aber Heinrich von Transtamare behielt die Krone, und brachte sie auf seine Nachkommen.

Obwohl die Kompagnien wieder nach Frankreich zurückgekommen, waren sie doch nicht mehr

so fürchterlich, weil davon drey Viertheile eingeschmolzen waren; und weil Karl der V die klügsten Maßregeln ergriff, um den Unordnungen vorzukommen, welche sie verursachen konnten.

Karl hatte in seinem Königreiche die Ruhe wieder hergestellt. Er befand sich reich, ohne sein Volk zu drücken, durch die gute Ordnung, welche er in den Finanzen gemacht hatte, und man fieng an sich zu erholen, unter einem Könige, welcher sich beliebt und verehrt machte. Uebrigens hatte Frankreich keine furchtbare Feinde mehr. Der unruhige Geist des Königs von Navarra fand in Castilien Beschäfftigung. Der Prinz von Wallis war mit einer zerfallenen Gesundheit aus Spanien zurückgekommen; und Eduard, seit einigen Jahren der Liebe ergeben, lebte nur für die Else Perres, seine Maitresse.

Man kann also vorsehen, auf welcher Seite die Vortheile seyn werden, wenn zwischen Engelland und Frankreich ein neuer Krieg entstehet. Nehmen wir unser Augenmerk besonders darauf, daß Karl diejenigen zu wählen weiß, welche sein Vertrauen verdienen. Er wird gute Minister, gute Generals haben, und allezeit Meister seiner selbst, wird er nichts unternehmen, wenn er nicht alles erwogen hat, um sich des Fortgangs zu versichern. Der schimpfliche Friede von Bretigni wird daher ausgelöscht werden, wenn sich eine Gelegenheit den Krieg zu erklä-

erklären darbietet. Der König erwartete sie: sie kam.

Der spanische Krieg hatte die Schatzkammer des Prinzen von Wallis erschöpfet. Um den Mangel zu ersetzen, wollte er eine neue Steuer seinen Unterthanen auflegen, und empörte gegen sich seine Vasallen, welche, da sie dieses Unternehmen ihren Freyheiten zuwider erklärten, ihre Klagen wider ihn vor den König von Frankreich brachten.

Es ist gewiß, daß wegen des Friedensschlusses von Bretigni, Karl sich in diesem Streite nicht als Richter angeben konnte; weil er aller Oberlehnsherrschaft in den Landen abgesagt, welche er dem Könige von Engelland abgetreten hatte. Aber von beyden Theilen beklagte man sich, daß dieser Friedensschluß in vielen Stücken sey verletzet worden, und vielleicht hatten beyde Theile recht.

In Frankreich untersuchte man, ob dieser Friede als ungültig sollte angesehen werden; und der König hielt ein Jahr zurück, ohne sich zu erklären, weil er sich nur zur rechten Zeit herauslassen wollte. Endlich, nachdem alles zubereitet war, wurde der Prinz von Wallis vorgefordert, um von dem Gerichtshofe der Pairs gerichtet zu werden. Er antwortete, daß er mit sechzigtausend Mann kommen würde: seine Gesundheit gestattete ihm nicht, einen einigen Feldzug zu machen.

Der Krieg fieng an; er wurde mit Glück fortgesetzt; und neue Einrichtungen bereiteten neue Vortheile, als ein Urtheil des Gerichtes der Pairs, alle Länder, welche Eduard und der Prinz Wallis in Frankreich besassen, für eingezogen, und mit der Krone vereiniget erklärte.

Karl hatte einen so kühnen Schritt nicht gemacht, ohne daß er zuvor die Umstände wohl erwogen, und um ihn zu behaupten, alle nothwendige Vorsicht angewendet hätte. Daher gelang ihm alles; und die Eroberungen waren in mehrern Provinzen schnell, bis daß man 1375 einen Stillstand machte. Da der Prinz von Wallis in dem darauf folgenden Jahre gestorben war, dachte Eduard einen dauerhaften Frieden zu schliessen, als er 1377 mit Tod abgieng. Dieser unglückliche König wurde von jedermann in seiner Krankheit verlassen. Sogar die Else, welche von ihm alle Hülfe entfernt hielt, raubte ihm das kostbarste, was er hatte, und begab sich hinweg, da er noch lebte. So werden oft die Fürsten von ihren Maitressen geliebt, denen sie alles aufopfern. Unterdessen muß man die Blindheit Eduards bedauern, wenn man das Ende seiner Regierung mit dem vergleichet, was er während so vieler Jahre gewesen war. Seine Tapferkeit, seine Klugheit, seine Seelengröße, seine Standhaftigkeit, seine Großmuth, seine Leutseligkeit, seine Gutthätigkeit, schienen zusammen zu helfen, einen vollkommenen Fürsten

zu

zu machen. Else vernichtete so viele vortreffliche Eigenschaften.

Der Stillstand gieng zu Ende, bey einem um so mehr günstigen Umstande für Frankreich, als Engelland nur ein Kind von eilf Jahren, Richard den II, Sohn des Prinzen Wallis, zum Könige hatte. Karl fand über dies noch eine Hülfe an dem Könige von Schottland, welcher, obschon sein Allirter, sich noch nicht getraut hatte, sich öffentlich zu erklären, und damals den Feind sich zu theilen nöthigte. Er selbst errichtete fünf Kriegsheere. Eines schickte er nach Guienne, ein anderes nach Auvergne, das dritte nach Brittannien, das vierte nach Artois; das fünfte war ein fliegendes Corps, bereit sich aller Orten hin zu begeben, und eine Flotte verheerte die Seeküsten von Engelland. Die Engelländer, aller Orten angefallen, hatten also nichts als Unglück. Sie besassen nur noch Calais, Bordeaux, und einige andere nicht beträchtliche Orte, als 1380 Karl der V starb. Eben dieses Jahr gieng du Guesclin mit Tode ab, nachdem er sich den grösten Ruhm erworben hatte; und nachdem er mit Gnaden von einem Fürsten überschüttet worden, welcher die geschickten Leute zu unterscheiden wußte, und sie zu gebrauchen sich nicht scheuete.

Kein König hat weniger den Degen gezogen als Karl, sagte Eduard, und unterdessen hat keiner grössere Dinge gethan, und konnte mir

keiner mehr Verlegenheit machen. Gewiß, von dem innersten seines Kabinets war Karl die Seele von allen Gliedern, welche er bewegen machte. Immer beschäftiget, obwohl von schwacher Gesundheit, widmete er seine Sorge allen Theilen der Regierung. Er ordnete alles selbst an; er bereitete mit so besondrer Klugheit seine Unternehmungen, daß es schien, er schicke seine Generals auf gewisse Siege aus. Mäßig, ein Haushalter, gerecht, fromm, nahm er sich der Unglücklichen an: er gestattete Leuten von Verdiensten einen freyen Zutritt, er zeigte gern seine Großmuth, wenn es darauf ankam die Tugend zu belohnen. Wie glücklich sind Sie, sagte ihm einer seiner Hofleute, ich bin es nur, antwortete er, weil ich Gutes thun kann. Man begreift, daß mit dieser Art zu denken, er seine Politik nicht in die Trennung der Stände des Staates setzte. Er verbot, im Gegentheile, die besondern Kriege, die die Herren gegeneinander noch führten: er vereinigte alle seine Unterthanen, indem er ihre Liebe gewann. Er wußte sogar die Kompagnien der Räuber zu gewinnen, welche für ihn wider die Engelländer stritten. So wendete er zum Vortheile Frankreichs an, was unter einem andern Fürsten das Unglück davon gemacht hätte. Wenn man diese Aufführung erwäget, so verwundert man sich nicht, daß er 1377 fünf Kriegsheere und eine Flotte gehabt hatte, er, welcher während der Gefangenschaft seines Vaters keinen Mann ins Feld stellen konnte,

und

und zur Zeit der Pariseraufruhren nicht einmal eine Wache für seine Person hatte: man hat ihm den Namen des Weisen beygelegt. Er ist es, welcher das zur Regierung der Könige von Frankreich gehörige Alter, auf den Anfang des vierzehnten Jahres gesetzet hat. Seine Absicht war, so viel möglich, denen zur Zeit der Regentschaft gar zu gewöhnlichen Verwirrungen vorzukommen.

VII. Kapitel.

Von Deutschland, seit dem Streite Ludwigs des V und Johann des XXII, bis 1400.

Johann der XXII, welcher 1334 mit Tode abgegangen, hinterließ in der Schatzkammer der Kirche von Avignon, den Werth von fünf und zwanzig Millionen Goldgulden. Dies wird durch einen Geschichtschreiber, der zu gleicher Zeit lebte, auf das Zeugniß seines Bruders gemeldet, welcher davon belehrt seyn konnte. Demnach hätte Johann diese Summe während seines Papstthums zusammen gerafft; das ist, in Zeit von achtzehn Jahren; und wenn dabey keine Vergrößerung ist, kann man von den Einkünften urtheilen, welche die Päpste sich gemacht hatten. Sie forderten Steuern von Engelland, Schweden, Dännemark, Norwegen, Pohlen, und von allen christlichen Staaten: Steuern, welche allezeit wohl bezahlt wurden, wenn ein

Papst

Papst die Umstände zu benutzen, Vorwände, um die Religion bey seinen Unternehmungen einzumengen, zu ergreifen, und die Völker mit Bannstrafen zu erschrecken wußte. Er fand damals an keinem Orte weniger Hindernisse als in Frankreich: denn wenn er dem Könige die Zehenten bewilligte, konnte er unbestraft der Geistlichkeit eine Taxe auflegen, wie er wollte. Es gab für sie noch eine andere Quelle der Reichthümer.

Die Päpste hatten sich bisweilen unter dem Vorwande der Uneinigkeiten, welche die Wahlen verursachten, die Vergebung einiger Pfründen vorbehalten; und diese Beyspiele gaben ihnen bald ein Recht die Vorbehaltung auf neue Pfründen zu erweitern. Clemens der V bediente sich besonders dieses Rechtes, um seinen Anverwandten Bißthümer zu verleihen; er wurde durch Philipp den Schönen sogar dazu berechtiget, welcher, weil er sah, daß er ihm ergeben war, dafür hielt, er selbst würde die vornehmsten bischöflichen Sitze zu vergeben haben, oder sie nur von ihm gefälligen Personen besetzt sehen.

Johann der XXII war viel zu unternehmend, als daß er nicht noch dieses Recht auszudehnen suchte. Er führte die Vorbehaltung von allen Stiftskirchen der Christenheit ein, und sagte, er thue es um den Simonien abzuhelfen, woraus er doch, wie der Abt Fleuri bemerket, einen unermeßlichen Schatz zog. Ueber das, setzet dieser Schriftsteller hinzu, bestättigte er, vermög der Vorbehaltung, beynahe niemals die

Wahl

Wahl eines Prälaten: sondern erhob einen Bischof zu einem Erzbißthume, und setzte anstatt seiner einen geringern Bischof: daraus erfolgte oft, daß die Erledigung eines Erzbißthumes, oder eines Patriarchats, sechs oder noch mehr Beförderungen hervorbrachte, und dadurch kamen große Summen in die päpstliche Kammer. Denn der Papst forderte bisweilen das erste Jahr von dem Ertrage der Pfründen, worzu er ernannte; und er bestimmte die Taxen für die Schreiber, welche die Bestallungsbriefe ausfertigten. Auf diese Weise hat sich Rom der Annaten, und andrer Rechte über die Pfründen angemasset.

Diese Vorbehaltungen machten, daß der Gebrauch der canonischen Wahlen in Abgang kam. Der Papst, welcher mit allem that, was er wollte, konnte alles verkaufen: und er vermehrte um so eher seine Einkünfte, als er für eine ledige Pfründe, vermittelst der Versetzung eines Geistlichen an einen andern Ort, so viele vergab, als er wollte. Diese Ursachen, mit dem wenigen Aufwande, welchen Johann der XXII für seine Person machte, lassen begreifen, wie er einen so großen Schatz hatte zusammen bringen können.

Benedikt der XXII, sein Nachfolger, schien anfänglich geneigt Ludwig dem V die Lossprechung zu ertheilen. Unterdessen verschob er diese Sache in die Länge, aus Furcht dem Philipp von Valois zu misfallen. Dieser Prinz, da er sich an dem Kaiser rächen wollte, welcher die

Flam-

Flammänder zum Aufruhr bewegt hatte, ermahnte den Papst nicht abzustehen, und bedrohete ihn sogar, wenn er dem Begehren des Ludwigs nachgäbe. Er erkannte also die Gewalt, deren sich die Päpste über die Souverains anmaßten.

Ludwig, welcher genöthiget worden war, nach Deutschland zurückzukehren, und der nur eine verübergehende Herrschaft in Italien gehabt hatte, allwo die Unruhen abermals entstanden waren, hielt Reichsversammlungen, welche Reichsschlüsse wider die Bullen Johann des XXII ergehen liessen, und erklärten, daß der, welcher durch die Churfürsten einstimmig, oder den mehrern Theil derselben als römischer König erwählt worden, weder das Gutheissen, noch die Bestättigung, noch die Einwilligung des päpstlichen Stuhles vonnöthen habe, um den Kaiserstitel, oder die Verwesung der Güter und der Rechte des Reiches anzunehmen. Inzwischen setzte er immer die Unterhandlungen fort, um seine Lossprechung zu erhalten, als 1342 Benedikt starb, und die Sachen in dem Stande zurückließ, wie er sie angetroffen hatte.

Clemens der VI, der auf ihn folgte, sagte, daß die, welche den päpstlichen Stuhl bisher besessen, nicht gewußt hätten Päpste zu seyn. Er für sich wußte seine Rechte der Vorbehaltung auszudehnen, im Pracht zu leben, und alle Forderungen des römischen Hofes zu behaupten. Ich will nichts von den Bullen reden, welche

er

er wider Ludwig den V kund gemacht hat: denn ich würde immer das alte wiederholen. Ich will allein bemerken, daß er in die Fußstapfen Johann des XXII trat, und die Erwählung Karls, Markgrafen von Mähren, Sohn des Johann von Luxenburg, Königs von Böhmen, und Enkel Heinrichs des VII, zum römischen König zu Stand brachte. Dieser Fürst hatte dem Papste versprochen, daß wenn er erwählet würde, er alle von Ludwig dem Bayern gemachte Urkunden ungültig erklären, nur auf den zur Krönung bestimmten Tag in Rom erscheinen, eben diesen Tag von da wieder abreisen, keine Länder, welche der römischen Kirche zugehören könnten, in Besitz nehmen, und keines derselben ohne Erlaubniß des päpstlichen Stuhles betreten wolle.

In der Zeit, da der Papst Verwirrungen in Deutschland anrichtete, bereitete der 1343 erfolgte Tod Roberts neue Unruhen in dem Königreiche Neapel. Er hatte Johanna seine Enkelinn und Erbinn, an den Fürst Andreas, Sohn Karl Roberts Königs von Ungarn, seinen Neffen, verheurathet. Durch diese Heurath gab er den Nachkommen seines ältern Bruders, Karl Martels, die Krone wieder, und glaubte sie seinem Geschlechte zu versichern. Aber diese Vorsicht, so klug sie auch scheinet, brachte eine ganz widrige Wirkung hervor. Wir werden bald davon reden.

Weil den Karl von Luxenburg nur eine sehr schwache Partey unterstützte, wurde er 1347 geschlagen, und wäre ausser Stande gewesen neue Versuche zu unternehmen, wenn nicht Ludwig der V in eben dem Jahre gestorben wäre.

Unterdessen boten die Fürsten, welche dem letzten Kaiser treu verblieben waren, Eduard dem III das Reich an, welcher es ausschlug. Sie erwählten hernach Friederich, Markgrafen von Meißen, und Landgrafen von Thüringen, welcher gegen eine beträchtliche Summe, die er von Karln erhielt, davon abstand. Ferner erwählten sie Günther, Grafen von Schwarzenburg: da aber dieser Fürst kurze Zeit hernach erkrankte, und seinem Ende nahe zu seyn sich fühlte, willigte er ein, gegen zwey und zwanzig tausend Mark Silbers auf alle seine Rechte abzusagen. Endlich gewann Karl die Churfürsten, welche ihm entgegen waren, und wurde 1349 erkannt.

Nachdem er einige Jahre verwendet hatte, die Ordnung in Deutschland wieder herzustellen, erhielt er von Innocenz dem VI, Nachfolger des Clemens, die Erlaubniß nach Rom zu kommen, um gekrönt zu werden; und er zog aus dieser Stadt den nämlichen Tag seiner Krönung, wie er versprochen hatte. Dieses unterwürfige Betragen machte endlich dem Kriege ein Ende, welcher zwischen dem Priesterthum und dem Reiche entstanden war.

Damals schienen die Päpste gesiegt zu haben, und wenn Clemens der VI gelebt hätte, würde

er

er ohne Zweifel sich seines Sieges wegen Glück gewünschet haben: aber der Vortheil war nur auf einen Augenblick, und mußte sogar den Verfall der unrechtmäßig angemaßten Gewalt des päpstlichen Stuhles beschleunigen.

In der That war diese Gewalt nur ein Blendwerk, welches die Streitigkeiten des Priesterthumes und des Reiches unterhalten hatten; weil es natürlich ist von einer Macht nach der Macht zu urtheilen, welche sie bestreitet und im Gleichgewicht hält. Das Blendwerk mußte daher mit den Streitigkeiten aufhören. Sobald die Päpste keinen Feind mehr an dem Kaiser hatten, so verloren sie nothwendig von ihrem Ansehen. Die Meynung, welche sie hatte fürchten gemacht, wurde unvermerkt kraftlos; und die täglich weniger bezauberten Augen bereiteten sich nach und nach ihnen zu widerstehen, oder wohl gar ihnen zu trotzen.

Nachdem Karl der IV über die Alpen wieder zurückgegangen war, fand er Deutschland in voller Bewegung. Die Ehrsucht einer Menge Fürsten, wovon die einen herrschen, und die andern nicht nachgeben wollten, war eine unerschöpfliche Quelle von Unordnungen. Die Gewohnheit, welche der Gewalt gehorchet, und welche folglich unbeständig ist, hatte unter diesen Fürsten keinen Rang bestimmen können; und es war die Meynung von einer eingebildeten Gleichheit entstanden, eine Meynung, welche die Kriege, wozu sie Gelegenheit gab, zernich-

ten zu müssen schienen, und doch nicht zernichteten. Man wußte nicht einmal, welche Fürsten allein das Recht hätten einen römischen König zu wählen. Alles hatte sich in diesem Falle nach den Zeiten geändert, und es war nichts festgesetzt.

Karl, welcher diesen Mißbräuchen abhelfen wollte, rief einen Reichstag zusammen. Er bestand aus Churfürsten, Grafen, Herren und Abgeordneten der freyen Städte. Auf diesem Reichstage wurde 1356 ein Reichsabschied gemacht, welchen man die goldene Bulle nannte, und der die Zahl der Churfürsten auf sieben setzte, ihre Verrichtungen, Rechte, Freyheiten, die Weise, wie die Wahl des römischen Königs geschehen sollte, und überhaupt alles bestimmte, was man zur Einführung einiger Ordnung in der Regierung des Reiches für nöthig hielt.

Die Zeit vor dieser Bulle war voll Verwirrung. Sie ist eigentlich das erste Grundgesetz des deutschen Körpers; und die Epoche, auf welche man zurückgehen muß, wenn man die Regierung von Deutschland in ihrem Fortgange bis jetzt betrachten will: Daher wünsche ich, daß man sie lese. Sie verdienet über dies gelesen zu werden, weil sie den Geist der Zeit, die Gebräuche und Unordnungen kennen machet.

Das ist alles, was Karl für das Reich vortheilhaftes gethan hat. Außer dem opferte er es seinem Geitze, und der Vergrößerung des Königreiches Böhmen, seines väterlichen Erbes

bes auf. Er gab sich so wenig Mühe seine Rechte wider die Päpste zu vertheidigen, daß er schien einmüthig mit ihnen zu verfahren, um die Vorzüge der Kaiser zu vernichten.

Er vernachläßigte sogar seine Rechte auf Italien, und wenn er mit einem Kriegsheere dahin gieng, so geschah es weniger, um sie geltend zu machen, als um sie den Republiken und den Tyrannen zu verkaufen, welche sich die unumschränkte Macht verschaffet hatten. Er kam von da mit den Schätzen zurück, welche er gesammelt hatte, verwendete einen Theil davon um seinen Sohn 1376 zum römischen König erwählen zu machen, und starb 1378.

Karl der IV hat durch seine Unterwürfigkeit gegen die Päpste, ohne es zu wissen, zu ihrer Erniedrigung beygetragen: auf einer andern Seite hat er zum Vortheile des Reiches gearbeitet, da er seinem Eigennutzen die Rechte der Kaiser aufopferte. In der That, wäre es nicht zu wünschen gewesen, daß seine Vorfahren noch größere Opfer gemacht, sich mit der Regierung von Deutschland begnügt, und Italien, und dem Reiche, welches nur ein leerer Titel war, entsagt hätten?

Wenzeslaus, geizig, feige, der Trunkenheit ergeben, verkaufte die Güter des Reiches, und beschäftigte sich nicht mit der Regierung. Da er sah, daß die Reichsstädte sich wider die Fürsten vereinigten, welche sie unterdrückten, hielt er dafür, sein Staatsinteresse sey, beyde Theile

machen zu lassen. Er hegte sogar ihre Uneinigkeiten, da er glaubte, sie würden einander zu grund richten, und er folglich mit mehr Ansehen regieren. Bald wurde er genöthiget selbst ein Bündniß zu machen; er sieht hierauf andere entstehen, und endlich wird er im Jahr 1400 abgesetzt.

Die bürgerlichen Kriege dieser Regierung verdienen nicht, uns aufzuhalten: sie haben keinen Einfluß auf das übrige Europa gehabt; und es ist nicht nothwendig alle Umstände davon zu wissen, um die Geschichte von Deutschland zu erlernen. Nun nehmen wir also auf einige Zeit von den Kaisern Abschied.

Sie-

Siebentes Buch.

I. Kapitel.

Von der Kirche und den vornehmsten europäischen Staaten, zur Zeit der großen Religionsspaltung.

Wir kommen auf Zeiten der Unruhen. Haben wir denn seit mehrern Jahrhunderten etwas anders gesehen? wird man mir sagen: nein, aber diese Unruhen werden noch größer werden. Unterdessen werde ich sie nicht mit allen Umständen darstellen; ich werde sie nur in Ansehung der Folgen betrachten, welche sie haben müssen. Zum Glücke werden sie etwas Gutes hervorbringen, welches allezeit geschehen muß, wenn die Unordnungen aufs höchste gestiegen sind.

Robert, König von Neapel, ein kluger Fürst, welcher seine Staaten blühend gemacht hatte, ernannte durch sein Testament Räthe, um das Königreich zu regieren, bis Johanna, seine Enkelinn, welche sechzehn Jahre alt war, fünf und zwanzig Jahre erreicht hatte. Aber Clemens der VI erklärte alle Verordnungen dieses Fürsten für nichtig; verbot, bey der Bannstrafe, den Vormündern, einige Gewalt auszuüben, that den Ausspruch, daß während der Minderjährig-

keit der Königinn ihm allein die Regentschaft zukomme, und trug sie dem Kardinal Nimerich von Chastellus auf.

Unterdessen wollte ein Franciskanerbruder, Robert genannt, dem die Auferziehung des Andreas war anvertraut worden, selbst sich aller Gewalt anmassen, und schaffte alle diejenigen auf die Seite, welche seinen Absichten hinderlich seyn konnten. Bald hernach, aus Furcht der Partey zu unterliegen, die sich gegen ihn hervorthat, verrieth er seinen Herrn; und reißte Ludwig, König von Ungarn, und ältern Bruder des Andreas, Gemahls der Johanna, an, von dem Königreiche Neapel, als näherer Erbe seines Großvaters, Besitz zu nehmen. Wider sein Vermuthen wies ihn Ludwig ab; und pflog sogar Unterhandlungen mit dem Papst, um seinen Bruder nicht als Gemahl der Johanna, sondern als Erben des Karl Martel mit dem Königreiche belehnen zu lassen. Die Unterhandlung gelang ihm, nachdem sie viele Schwierigkeiten erduldet hatte.

Diese Streitigkeiten entzweyten das Ehepaar: jedes wollte für sich regieren; und in Neapel waren zwey Höfe und zwey Souverains. Auf der Seite des Andreas waren die Ungarn, welche man als Barbaren ansah; und auf der Johanna Seite die Prinzen von Geblüt, und die Baronen des Königreiches. Andreas wurde 1343 in seinem Pallast erdroßelt.

Diese Uebelthat, welche andere hervorbringen mußte, war der Ursprung von dem Unglücke der Johanna, und zog über ihr Königreich eine lange Reihe von Drangsalen. Sie war damals nur achtzehn Jahr alt, und wenn sie in die Ermordung ihres Gemahls eingewilliget hat, welches niemals erwiesen worden, war sie weniger schuldig, als die, welche um sie waren, und die Schwachheit ihres Alters und Geschlechtes mißbrauchten.

Weil ihren Feinden daran gelegen war, daß sie nicht unschuldig scheine, so fiel es ihr schwer sich zu rechtfertigen. Man erbitterte die Gemüther wider sie, und sie sah sich von der Kriegsmacht des Königs von Ungarn bedrohet, mit welcher er anrückte, um den Tod seines Bruders zu rächen.

In diesen Umständen heurathete sie Ludwig von Tarento, einen Prinzen vom Geblüte, und ihren nahen Anverwandten. Aber dieser neue König, welchen man allezeit für einen Feind des Andreas gehalten hatte, war viel zu verdächtig, die Neigung des Volkes zu gewinnen. Bey Annäherung Ludwigs von Ungarn mußte er fliehen; und Johanna flüchtete sich mit ihrem neuen Gemahl in ihre Grafschaft Provence.

Der König von Ungarn rächte sich an allen denen, welche er für schuldig hielt. Es scheinet sogar, er habe bey seinem Zuge keine andere Absicht gehabt: denn vier Monathe darnach kehrte er in seine Lande zurück, ohne daß er

Anstalten gemacht hätte, das Königreich Neapel zu behalten.

Inzwischen führte die Johanna ihren Prozeß selbst vor dem Papste, und wurde für unschuldig erkläret. Dieses Urtheil und noch mehr der Haß, welchen die Neapolitaner wider die Ungarn gefaßt hatten, machte die Gemüther geneigt, sie wieder anzunehmen. Aber diese Königinn hatte Geld vonnöthen. Sie begehrte eines vom Papste: und Clemens der VI gab es nicht so willig her, als wie die Absolutionen.

Wenn Avignon der Johanna gehörte, so hatten sich die Päpste auf einige Weise durch ihren langen Aufenthalt daselbst Meister gemacht. Daher glaubte diese Prinzessinn einen guten Handel zu machen, wenn sie ihm anbot, gegen achtzig tausend Goldgulden alle ihre Rechte der Oberherrschaft auf diese Stadt ihm zu überlassen; und Clemens der VI hielt für keinen schlimmen Kauf, wenn er für achtzigtausend Gulden diese Herrschaft an sich brächte; besonders wenn, wie man sagt, er sie versprach und nicht bezahlte. Dieser 1248. geschlossene Vertrag, wurde von Karl dem IV gutgeheissen und bekräftiget, welcher einwilligte, daß die Päpste es als ein freyes Lehen besitzen sollten. Die Einwilligung des Kaisers war nothwendig; weil die Grafschaft Provence damals ein Reichslehen war.

Johanna, welche auf die Neigung der Neapolitaner Rechnung machte, setzte sich zu Schiffe mit dem Gelde, so sie von ihren Unterthanen in

der

der Provence erhoben hatte, und bestieg wieder den Thron nach einem heftigen und blutigen Kriege. Ludwig ihr Gemahl starb 1362, ohne Kinder zu hinterlassen. Sie heurathete das folgende Jahr Jakob von Aragonien, Infanten von Majorka, mit welchem sie keine Kinder zeugte, und der 1365 starb. Alsdann entschloß sie sich, nicht mehr zu heurathen, und ernannte für ihren Erben Karl von Duras, letzten Prinzen des Hauses Anjou zu Neapel.

Unterdessen, da einige Jahre hernach neue Unruhen entstanden, und Johanna glaubte, sie könne die Last der Regierung nicht allein tragen, hielt sie für das beste, sich zum viertenmal zu verheurathen, obschon sie sechs und vierzig Jahre alt war; und sie heurathete Otto, Herzogen von Braunschweig, Fürsten des Reiches. Diese Heurath machte dem Karl von Duras Unruhe, welcher fürchtete die Krone zu verlieren.

So war die Lage der Sachen in dem Königreiche Neapel: aber das übrige Italien stellte noch größere Unordnungen dar. Da gehorchte eine Stadt einem Tyrannen, welcher sich Herzog, Graf oder Markgraf nannte. Hier war sie eine mit Uneinigkeiten angefüllte Republik. Aller Orten fand man Rotten Soldaten unter Anführern, die ihre Waffen und ihr Blut an den meistbietenden verkauften; und aller Orten wurde das Land von Räubern verheeret.

Die Anarchie war noch größer in Rom, wo wenig Macht und vielerley Ansprüche waren. Das Volk, welches nicht sah, daß es außer dem Namen nichts römisches mehr hatte, war noch so toll auf die Herrschaft der ganzen Welt Anspruch zu machen. Der Pöbel, der Adel und die Priester, immer getheilt, machten alle Tage neue Einrichtungen in der Regierung.

Senatoren, Patrizier, Präfekte, Consulen und Tribunen folgten einander wechselweise; und es gab eigentlich weder Freyheit noch Herrn. Die Geschichte eines Tribunen dieser Stadt wird zeigen, zu welchem Grad von Thorheit die Römer gekommen waren.

Nikolaus Rienzi, eines Müllers Sohn, welcher unter Zurufen des Volkes Tribun oder Zunftmeister geworden war, und dem man allein die völlige Gewalt überlassen hatte, gab 1357 eine Verordnung heraus, worin er also redete: Wir, Nikolaus, Ritter und Kandidat des heiligen Geistes, strenger und gnädiger Befreyer Roms, Eiferer von Italien, Liebhaber der ganzen Welt, und mächtiger Tribun: in der Absicht, die Freyheit der alten römischen Fürsten nachzuahmen, machen jedermann zu wissen, daß das römische Volk nach dem Gutachten aller Verständigen erkannt hat, daß es noch eben das Ansehen, die Macht und Gerichtsbarkeit in der ganzen Welt habe, welche es im Anfang gehabt, und daß es alle zum Nachtheil seines Ansehens gegebene Freyheiten widerrufen hat. Daher, um nicht undank-

undankbar oder geitzig mit den Gaben und der Gnade des heil. Geistes zu scheinen, und um nicht länger die Rechte des römischen Volkes und Italiens eingehen zu lassen, erklären und sprechen wir, daß die Stadt Rom die Hauptstadt der ganzen Welt, und der Grund der christlichen Religion ist, daß alle Städte und Völker Italiens freye und römische Bürger sind. Wir erklären auch, daß das Reich und die Wahl eines Kaisers Rom und ganz Italien zugehöre; und machen allen Königen, Fürsten und andern zu wissen, welche ein Recht zum Reiche oder zur Wahl des Kaisers haben wollen, daß sie vor uns, und den andern Beamten des Papstes und des römischen Volkes, in der Kirche des heil. Johann von Lateran erscheinen sollen, und dies auf die nächste Pfingsten, welches der Termin ist, den wir ihnen statt aller Frist zugestehen. Ueber das laden wir namentlich vor, Ludwig, Herzog von Bayern, und Karl, König von Böhmen, welche sich erwählte Kaiser nennen, nebst den fünf andern Churfürsten.

Aus dieser Erklärung kann man urtheilen, daß Nikolaus ein Narr war. Aber der Pöbel zu Rom nahm Theil an seiner Narrheit. Mehrere Völker von Italien hatten mit ihm ein Bündniß gemacht: und sein Ansehen wurde so erkannt, daß Ludwig von Ungarn die Johanna vor das Gericht dieses Träumers forderte. Dieser Zunftmeister machte sich den Adel von Rom und der Gegend unterwürfig. Er ließ alle gefangen nehmen,

nehmen, welche den Räubern Unterschleif gaben, und stellte wenigstens auf einige Zeit die Sicherheit wieder her.

Durch eine Rotte aus Rom verjagt, kam er 1359 wieder dahin, und würde seiner vorigen Gewalt daselbst genossen haben, wenn die Römer nicht gefürchtet hätten, daß der zum Zorn gereitzte Clemens VI die Bulle widerriefe, durch welche er den Ablaß des Jubeljahres auf das funfzigste Jahr gesetzt hatte, welchem Bonifacius der VIII das hundertste Jahr bestimmte (*). Weil Nikolaus so unbesonnen war, nach Böhmen zu gehen, wurde er da ergriffen, und von Karl dem IV dem Papste zugeschickt.

Das Jubeljahr brachte die Folgen, weßwegen es die Römer verlangt hatten: das ist, es ließ vieles Geld in der Stadt zurück. Die Pilgrimme kamen in einer so großen Anzahl dahin, daß in den Tagen, wo es am wenigsten gab, man zweymal hunderttausend zählte; und daß man andere male sie auf eine Million und mehr schätzte.

Diese Menge brachte vieles Geld nach Italien, und verursachte auch große Theurung; weil die Regierung für den Unterhalt so vieler Leute

(*) Die Bulle, welche Clemens wegen des Jubeljahrs ergehen ließ, versicherte auf der Stelle die Vergebung der Sünden, und den Himmel denen, welche auf der Reise nach Rom sterben würden. Hier ist der Befehl, welchen er den Engeln ertheilet: Prorsus mandamus angelis paradisi, quatenus animam illius a purgatorio penitus absolutam in paradisi gloriam introducant.

Leute nicht Vorsehung gethan hatte. Daraus entstanden neue Unordnungen; die Räuber vermehrten sich, und es war sehr unsicher.

Damals hatten die Tyrannen fast alle Städte der römischen Kirche im Besitze. Als 1353 Innozenz der VI an denen Orten, wovon er glaubte Oberherr zu seyn, sich wollte huldigen lasse, wurde sein Legat nur in Montefiascone und in Montefalco angenommen. Dieß war also alles, was den Päpsten von einer Oberherrschaft übrig blieb, für welche sie ganz Europa verheeret hatten. Innocenz schenkte dem Nikolaus die Freyheit, in der Hoffnung, dieser Schwärmer würde Rom wieder unter seine Herrschaft bringen. In der That, ward Nikolaus abermal Zunftmeister: da aber der Adel den Pöbel wider ihn empörte, wurde er in Stücke zerrissen.

Wenn man die Gewalt der Päpste mitten in den Unruhen Roms und Italiens mit den Reichthümern vergleichet, deren sie in Frankreich genossen, so verwundert man sich nicht, daß die Ehrbegierde, Souverain in Rom zu seyn, dem Geitze wich, und mehrere lieber zu Avignon wohnten.

Die Römer unterdessen, welche mit dergleichen Gesinnungen das Geld der Freyheit vorzogen, luden jeden Papst ein, seinen Sitz zu Rom zu nehmen. Urban der V, Nachfolger Innocenz des VI, ergab sich 1367 auf ihr Ansuchen; aber 1370 kam er unter unterschiedli-

chen

chem Vorwande nach Avignon zurück, wo er nur drey Monathe lebte. Gregorius der XI, welcher alsdann auf den Stuhl Peters erhoben wurde, hatte 1377 eben diese Gefälligkeit für die Römer; und da ihm nach einem Jahre ein Aufenthalt, wo er so viele Widersprüche fand, eben so wenig gefiel, war er Willens nach Frankreich zurückzukehren, als er starb. Der Aufenthalt in Avignon war den Päpsten um viel angenehmer, weil sie eben so sehnlich von dieser Stadt verlangt wurden, und mehr Meister darin waren. Man hatte sogar in Frankreich alles gethan, was man konnte, um allda Urban und Gregorius zurück zu behalten.

Die Römer, welche endlich den päpstlichen Sitz in ihrer Stadt beständig haben wollten, begehrten einen Papst der ein Römer, oder zum wenigsten ein Italiäner wäre: weil aber unter den sechzehen Kardinälen, aus welchen das Conclave bestand, nur vier Italiäner waren, glaubten sie, sie könnten ihr Begehren nicht erhalten, wenn sie nicht droheten, und sie droheten.

Die Kardinäle, welche der Gewalt nachgaben, erwählten Bartholomäus Prignano, einen Neapolitaner, und Erzbischofen von Bari. Sie hielten dafür, dieser Erzbischof würde von einer solchen Wahl keinen Gebrauch machen. Sie schrieben sogar nach Frankreich und an andere Orte, daß sie ungültig, und ihr Vorhaben sey, einen andern Papst zu erwählen. Prignano urtheilte nicht eben so: von dem Volke unterstützet,

stützet, ließ er sich unter dem Namen Urban des VI erkennen, und alle Kardinäle wurden in die Nothwendigkeit versetzt, sich zu unterwerfen.

Urban machte sich die Kardinäle abgeneigt deren er schonen sollte. Auf dem päpstlichen Stuhle schlecht versichert, machte er den Entwurf, die Johanna vom Throne zu stossen, welche er erzürnet hatte; und er bot das Königreich Neapel dem Karl von Duras an. Dieser Prinz schlug diese erste Einladung aus, da er sich noch nicht entschliessen konnte, undankbar und ungerecht zu seyn.

Unterdessen erklärten die französischen Kardinäle, welche sich nach Anagni begeben hatten, die Wahl des Prignano für ungültig, ihn für excommunicirt, eingeschoben, und als einen Tyrannen, und begaben sich hierauf nach Fondi, um zu einer neuen Wahl zu schreiten.

Allen Schwierigkeiten aber vorzukommen, wollten sie die italiänischen Kardinäle gewinnen, sich mit ihnen zu vereinigen. In dieser Absicht versprachen sie jedem besonders, ihn auf den Stuhl des heil. Peter zu erheben: durch diese Hoffnung betrogen, stellten sich die Italiäner zu Fondi ein, und waren Zeugen von der Wahl Roberts, des Sohnes Amadeus, Grafen von Genf, welcher sich Clemens der VII nennen ließ.

Alsdann theilte sich die ganze Christenheit. Clemens wurde in Frankreich, Schottland, Lothringen, Savoien, zu Neapel, wenigstens von

der Königinn Johanna, erkannt; und Spanien, welches anfangs ihm entgegen war, erklärte sich hernach für ihn. Urban hatte auf seiner Seite fast alle Städte von Toskana und der Lombardey, Deutschland, Böhmen, Ungarn, Pohlen, Preußen, Dännemark, Schweden, Norwegen, und Engelland.

Während der Zeit, als die zwey Päpste die ganze Kirche durch ihre Bannstrafen beunruhigten, welche einer wider den andern ergehen ließ, war Italien, wo die Verwirrungen größer als anderswo seyn mußten, der Schauplatz eines Krieges, in welchem die Anhänger Urbans allen Vortheil hatten. Clemens, obschon von der Königinn Johanna beschützet, mußte das Königreich Neapel verlassen, wo das Volk für Urban war. Er errichtete seinen Sitz in der Stadt Avignon, und bemühete sich vergeblich, die Partey, welche er in Italien hatte, zu unterstützen.

Urban, dessen heftiger Charakter sich im Glück je mehr und mehr entwickeln mußte, setzte die Johanna ab, und erklärte sie als eine Abtrünnige, Ketzerinn, und des Lasters der beleidigten Majestät schuldig. Er hatte sich zu diesem Schritte erkühnet, weil er endlich die Gewissenszweifel Karls von Duras überwunden hatte, welcher auf das Ansuchen dieses Papstes sich nicht scheuete, wider seine Anverwandtinn, seine Königinn und Wohlthäterinn die Waffen zu ergreifen.

Urban, welcher auf die Vergrößerung seines Hauses dachte, wollte das Fürstenthum von Capua und andere Lande, seinem Neffen, Franz Prignano verschaffen. Mit dieser Bedingung belehnte er Karl von Duras mit dem Königreiche Neapel; und um die Unkosten dieses Krieges zu bestreiten, veräusserte er einen Theil von den Herrschaften des Erbes des heil. Peter, und verkaufte sogar die Kelche der Kirche in Rom.

Der Anhang Karls mußte in einem Königreiche beträchtlich werden, wo es allezeit Aufruhren, und folglich allezeit Mißvergnügte gab. Da sich also Johanna schwach sah, so begehrte sie Hülfe von Frankreich, und um sie zu erhalten, nahm sie Karln, Herzogen von Anjou, Bruder des letzten Königs Karls des V, an Kindesstatt an. Aber sie erhielt keine Hülfe, und wurde dahin gebracht, sich dem unrechtmäßigen Besitzer zu ergeben.

Karl, Herr von dem Königreiche, fragte Ludwig, den König von Ungarn, um Rath, wie er die Königinn behandeln sollte. Ludwig antwortete, er solle sie den Tod des Königs Andreas sterben lassen; dieser barbarische Rath wurde befolget. So endigte diese unglückliche Prinzessinn ihr Leben, und hinterließ, durch die vergebliche Annehmung an Kindesstatt des Ludwig von Anjou, eine neue Quelle von Kriegen und Trübsalen.

In Frankreich war Karl der VI in seinem zwölften Jahre, als er nach dem Tode Karl des V, seines Vaters, den Thron bestieg. Der Herzog von Bourbon, Schwager des letzten Königs, hätte verdienet die Regentschaft zu haben; und Karl der V hätte sie ihm gegeben, wenn er nicht gefürchtet hätte, seine Brüder, den Herzog von Anjou, den Herzog von Berri, und den Herzog von Burgund zu erzürnen. Er wollte zum wenigsten, daß er an der Regentschaft Antheil habe: aber seine Verfügungen konnten die Uebel nicht verhindern, welche der Geitz, die Ehrsucht und das Mißverständniß seiner Brüder verursachen mußten.

Um ihre Forderungen zu unterstützen, ließen diese Fürsten Truppen anrücken, welche große Verwüstungen in der Gegend von Paris verursachten, weil sie ohne Zucht waren; und nachdem sie unter sich einen Vergleich geschlossen, und ihre Truppen abgedankt hatten, begiengen solche noch größere Verheerungen, weil man sie nicht bezahlte. Das Land war dem Raube der Soldaten ausgesetzt: man empörte sich in den Städten: besonders gab es Aufruhren zu Paris: und die Fürsten, welche einander die Gewalt streitig machten, und doch nicht Gewalt genug hatten, die Ordnung herzustellen, warfen einer auf den andern die Schuld von dem Elende, wovon in der That ihre Auffführung die Ursache war. Der schuldigste war gewiß der Herzog von Anjou, welcher als Regent war erkläret

kläret worden, obwohl er zu herrschen am wenigsten würdig war. Etwas früher als zwey Monathe vor dem Tode Karls des V an Kindesstatt angenommen, wollte er Frankreich regieren, oder vielmehr aufopfern, um sich der Eroberung des Königreiches von Neapel zu versichern. Er nahm den Schatz hinweg, welchen Karl der V zusammen gebracht hatte, und welcher mehr als hinlänglich war für die Nothdurft des Staats, und als das Volk, welches dies gar wohl wußte, die Beyhülfen, die man von ihm begehrte, zu bezahlen sich weigerte, zwang er es dieselben herbeyzuschaffen, indem er das Land dem Willen der Soldaten überließ. Unterdessen führte man den Krieg in Flandern, und mußte sich auch wider die neuen Bemühungen Engellands vertheidigen.

Wenn ein König Ueberfluß hat, soll er denselben zu nützlichen Dingen anwenden, oder durch Verminderung der Auflagen seinem Volke die Last erleichtern. Sein Nachfolger wird reich genug seyn, wenn er ein Haushalter ist, und ist er ein Verschwender, so werden die Schätze, welche er findet, ihn noch verschwenderischer machen. Karl der V hatte also einen Fehler begangen.

Dieses Geld, welches er gesammelt hatte, war ein Verlust für Frankreich, ohne Ludwig von Anjou nützlich zu seyn. Dieser Fürst erhielt von Clemens dem VII die Belehnung des Königreiches Neapel, warb Völker, und starb

zu Biseglia, nachdem er sein Kriegsheer durch Mangel und Krankheiten zu Grunde gehen sah. Karl von Duras siegte durch Zeitgewinnen.

Während dieses Krieges kam Urban in die Versuchung, Karls Partey zu verlassen, welcher nicht eilte, Franz Prignano das Fürstenthum Capua zu geben. Da er aber so unvorsichtig war, in das Königreich Neapel zu gehen, kam ihm der König entgegen; und der Vasall versicherte sich der Person des Lehnsherrn, wobey er ihm nichts destoweniger große Ehrfurcht erzeigte. Urban entwischte unterdessen, und begab sich in die Sadt Nocera; sich immer schmeichlend, er könne das Volk empören. Da wurde er belagert. Seine Excommunicationen schlugen die Angriffe des Feindes schlecht zurück: er war sogar in Gefahr verrathen zu werden: zum wenigsten glaubte er es, und ließ sechs Kardinäle und den Bischof von Aquila auf die Folter bringen: endlich verließ er Nocera, und schleppte seine Gefangnen mit sich fort; als der Bischof von Aquila nach seinem Gutdünken, zu langsam floh, ließ er ihn erwürgen. Hernach erreichte er mit seinen, mit Ketten beladnen, Kardinälen das Ufer, und kam nach Genua, wo er fünf von ihnen in der Folter umkommen ließ. Mußte denn das christliche Rom auch Nerone haben?

Ludwig von Ungarn war einige Jahre vorher mit Tode abgegangen, und hatte seiner ältesten Tochter die Krone hinterlassen, welche die

Ungarn

Ungarn unter dem Namen König Maria ausriefen. Dies ist ein Mittel, welches sie erfanden, um die Rechte dieser Prinzeßinn, mit ihrem Widerwillen einem Weibe zu gehorchen, zu vereinigen.

Wie aber der König Maria noch minderjährig war, so wurde ihrer Mutter Elisabeth die Regentschaft aufgetragen. Unterdessen da diese Prinzessinn all ihr Vertrauen einem Herrn schenkte, so empörten sich andere, welche dieses Vorzuges wegen eifersüchtig waren, und boten die Krone dem Karl von Duras an.

Karl nahm sie an. Margaretha, seine Gemahlinn, bemühete sich vergeblich, ihn davon abzuwenden; er reiste in eben dem Jahre ab, als Urban von Nocera entflohen war; er wurde gekrönet, und einige Monate hernach ermordet. Sigmund, welcher die Maria geheurathet hatte, bestieg den Thron, und regierte unter den Unruhen. Er war ein Sohn Kaiser Karls des IV, und folglich ein Bruder des Wenzeslaus.

Margaretha, welche ihrem Sohne Ladislaus das Königreich Neapel erhalten wollte, versöhnte sich mit Urban. Dieser Papst erkannte wirklich den Ladislaus. Dies war für Clemens den VII eine Ursache ihn nicht zu erkennen, und er belehnte mit diesem Königreiche Ludwig, den Sohn dessen, welchen die Johanna an Kindesstatt angenommen hatte. Der Krieg zwischen diesen zwey Mitwerbern dauerte bis 1400, als

Ludwig seine Forderungen auf Neapel verließ, um sich in die Provence zu begeben.

In dieser Zwischenzeit starben die zwey Päpste. Urban im Jahr 1389, und Clemens 1394. Man hatte also zweymal Gelegenheit gehabt, der Kirche Frieden zu verschaffen: aber weder die Kardinäle von Rom, noch die von Avignon wollten sie ergreifen, da ein jeder unfehlbar sich schmeichelte, den Stuhl des heil. Peter zu besteigen. Urban hatte zum Nachfolger Bonifacius den IX, und Clemens Benedikt den XIII.

Inzwischen stürzte die Trennung die Kirche in eine ungemeine Verwirrung. Man wußte nicht, welchem von beyden Päpsten man gehorchen sollte, deren einer den andern mit dem Kirchenbanne belegte; die Geistlichkeit, welche sich ihrer Güter berauben sah, wurde von ihrem Geize geärgert; und das übrige ihrer Aufführung erbauete eben so wenig das Volk. Sie machten beständig neue Auflagen auf die Pfründen; sie eigneten sich davon die Einkünfte des ersten Jahres zu; sie beschwerten sie mit Pensionen; sie forderten beträchtliche Rechte für die päpstliche Kammer; sie ernannten endlich zu den Pfründen, welche noch nicht ledig waren, oder vielmehr sie verkauften sie denen, welche sich ihres Besitzes nach dem Tode des Besitzers zum voraus versichern wollten; und dies ist, was man die Gnade der Anwartschaft (Gratias expectativas) nannte. Also, um sich Creaturen zu machen, oder Geld zu sammeln, veräusserten

ten

ten diese Päpste die Güter der Kirche. Es geschah sogar oft, daß, da eine Pfründe mehrern gegeben wurde, man die Waffen ergriff, und sie dem stärksten blieb.

In dem Königreiche Neapel besonders, waren die Mißbräuche auf das höchste gestiegen. Wechselweise ein Raub zweyer Könige und zweyer Päpste, wurde es durch eine doppelte Trennung zerrissen, welche sowohl die Geistlichen als die Weltlichen zu grunde richtete. Als nach dem Absterben der Johanna, Karl von Duras Urban den VI vom Königreich als Papst erkennen ließ, begnügte sich dieser Papst nicht, die Besitzer von Kirchenpfründen, welche sich für Clemens den VII erkläret hatten, auszurauben; sondern ließ sie überdies in finstere Kerker einsperren, und verübte an ihnen alle seine Grausamkeiten.

Bonifacius der IX, sein Nachfolger, trieb einen ärgerlichen Handel mit den Kirchengütern. Johann der XXII hatte, nach dem Beyspiele Clemens des V, die Annaten eingeführt, aber auf eine beschränkte Zeit, und hatte noch dazu die Bißthümer und Abteyen ausgenommen. Bonifacius der IX dehnte dieses Recht auf alle Pfründen aus, und führte es auf immer ein. Er verkaufte die Anwartschaften, und oft die nämlichen mehrern Personen, wenn sich welche einfanden, die sie kaufen wollten, und er nicht wußte, daß sie schon verkauft worden. Es wäre dabey zum wenigsten noch eine Ord-

nung gewesen, wenn das Datum des Tages, wo die Anwartschaft verwilliget worden, das Recht der Mitwerber hätte bestimmen können. Aber bald verkaufte er sie unter eben dem Datum an mehrere, bald unter einem spätern Datum, mit der Klausel des Vorzuges; und bisweilen widerrief er alle Anwartschaften, welche er ertheilet hatte, um sie wieder verkaufen zu können.

Er verfuhr eben so, wenn Pfründen ledig wurden. Seine Bedienten empfiengen das Geld und die Bittschriften von allen denen, welche darum anhielten; indem sie dagegen jedem das Datum des Tages gaben, an welchem er sich gestellt hatte, und eine Pfründe einer Menge von Mitwerbern überließen. Dies ist der Ursprung jenes Amtes, welches man die Dataria nennt. Sie bietet ein sehr bequemes Mittel dar, Pfründen zu erhalten: denn man braucht nichts als Geld und einen guten Curier.

Die Jubeljahre waren auch ein Handlungszweig für Bonifacius. Er bewilligte der Stadt Cölln ein Ablaßjahr wie zu Rom. Eben diese Gnade ertheilte er der Stadt Magdeburg; und es waren noch mehr andere Städte in Deutschland, welchen er für gewisse Monathe des Jahres Ablässe bewilligte. In allen diesen Orten hatte er Einnehmer, um einen Theil der Opfer einzusammeln, welche der Aberglaube von allen Seiten herbrachte. Man wurde schon so sehr aller dieser Mißbräuche gewohnt, daß man sich fast

nicht

nicht mehr daran ärgerte. Man fieng sogar an zu sagen, daß der Papst mit Verkaufung der Anwartschaften, der Pfründen und Ablässe nur seine Rechte ausübe.

So waren die Unordnungen der Kirche, und inzwischen war in ganz Europa kein Souverain, welcher sie hätte abstellen können. Von Wenzeslaus, der in Deutschland regierte, konnte man nichts erwarten. Spanien war, seit Heinrich von Transtamare, stets in Unruhe gewesen, und seine Könige, zu sehr zu Hause beschäftiget, nahmen wenig Antheil an dem, was in dem übrigen Europa vorgieng, und wurden nicht geachtet. Frankreich und Engelland, fast immer in Waffen, oder bereit sie zu ergreifen, verliessen sie nur aus Entkräftung; im übrigen war die Lage dieser zwey Königreiche bejammernswürdig.

Karl der VI hatte im Jahr 1388 die Regierung angetreten, und dachte die Uebel zu verbessern, welche die Reichsverwesung der Herzoge von Berri und Burgund verursachet hatte, als er 1392 auf einmal wahnsinnig wurde, so daß er nur bisweilen zur Vernunft kam. Seine Vatersbrüder, welche diesen Umstand benutzten, bemächtigten sich zum andernmal aller Gewalt. Diese Regierung, welche lang dauerte, stellte nichts als eine Folge von Unordnungen dar. Die Regierung war ohne Plan; der Hof voll Ränke; das Volk wurde gedrückt; und dies

ist

ist noch der geringste Theil der Uebel, welche Frankreich verheerten.

In Engelland war Richard der II, ein Sohn Eduards des III, noch minderjährig, als er zur Krone gelangte; und hatte auch drey Onkels, denen das Parlement die Regentschaft auftrug. Die Regierung dieser Prinzen erregte bald eine Empörung. Die Rebellen rückten bis vor London: der Pöbel öffnete ihnen die Thore: diese Stadt stellte das Bild eines mit Sturm eingenommenen Ortes vor; und dieser innerliche Krieg endigte sich nur nach vielem Blutvergiessen.

Endlich regierte Richard selbst; aber seinen Favoriten, welche ihm schmeichelten, überlassen, und seinem Vergnügen gänzlich ergeben, zu einer Zeit, wo Frankreich und Schottland ihn bekriegten, machte er sich durch seine Weichlichkeit verächtlich, und über dies der Nation verhaßt, deren Freyheiten er nicht achtete. Bald nahm er aus Schwachheit Gesetze von seinem Parlemente an; bald bestach er aus einer schlechten Politik deren Glieder: blind genug sich für mächtiger zu halten, wenn ein Parlement die Akten widerriefe, welche andere wider seine Gewalt gemacht hatten. Aber er streuete bloß die Zwietracht in seinem Königreiche aus, und reitzte zu seinem eigenen Verderben die Parteyen gegen einander.

Unterdessen regierte er in einer niederträchtigen Sicherheit, als 1399 die Mißvergnügten,

Hein-

Heinrich, den Sohn des Herzogs von Lancaster, seines Onkels, zum Throne riefen. Dieser Prinz macht sich mit einem Kriegsheere von sechzig tausend Mann, bald Meister von dem Königreiche. Richard wird von einem Parlemente abgesetzt: wird genöthiget, selbst die Krone niederzulegen: in ein Gefängniß eingesperret; und Heinrich der IV raubt den Thron.

Einige Anhänger des Richard verschworen sich, ihn wieder einzusetzen, und sie beschleunigten dadurch nur seinen Tod. Das Parlement hatte ihn verurtheilet, das Leben zu verlieren, wenn jemand für ihn die Waffen ergriffe. Er starb 1408.

Obwohl seit Karl dem V, Europa gewisser maßen ohne Souverains war, so war es doch nicht möglich, daß die Päpste immer ungestraft, neue Unternehmungen machten. Die Geistlichkeit, welche ihrer Reichthümer geniessen wollte, mußte endlich sich ihrem Geize widersetzen.

Die Pariser Universität that den ersten Schritt, um der Kirche den Frieden zu verschaffen. 1393 stellten ihre Abgeordneten dem Könige die Uebel vor, welche die Spaltung verursachte; und schlugen drey Mittel vor, ihnen ein Ende zu machen. Das erste war eine Abtretung ihrer Rechte, welche die zwey Mitwerber machen sollten: das andere eine Einwilligung, vermög welcher sie sich dem Urtheile der dazu ernannten Personen überließen; und das letzte ein allgemeines Concilium. Karl nahm anfänglich

diese

diese Vorstellung geneigt auf: aber bald hernach wurde er anderes Sinnes, und wollte nichts mehr davon hören. Die Universität, welche man in einer so billigen Sache nicht anhören wollte, hielt dafür, ihre Verrichtungen einstellen zu müssen.

Unterdessen entschieden die zu Paris, auf Befehl des Königs, versammelten Prälaten, auf neue Vorstellungen, welche sie machte, einstimmig, die Abtretung sey das einige Mittel, die Trennung zu endigen. Die meisten christlichen Fürsten, welchen man diesen Ausspruch mittheilte, billigten ihn, als den klügsten Entschluß. Es kam also nur darauf an, die zwey Päpste zu überreden, welche sich gestellt hatten, dem Frieden alles aufopfern zu wollen. Weder der eine noch der andere wollte abtreten.

Alsdann fällte eine neue, 1398 gehaltene Versammlung das Urtheil, weil die zwey Päpste, durch ihre Widerspänstigkeit, sich der Religionstrennung schuldig machten, müsse man sich dem Gehorsame des Benedikt entziehen, wie man sich schon dem Gehorsam des Bonifacius entzogen hatte. Zu folge dessen ließ der König diese Absagung vom Gehorsam kund machen. Daher regierten die französischen Kirchen sich selbst. Die Pfründen wurden durch die Wahl vergeben. Endlich bezahlte man nicht mehr weder Annaten noch andere Rechte dem päpstlichen Stuhle.

Die

Die Entziehung des Gehorsams war gewiß der vernünftigste Entschluß; und dieses Mittel wäre gelungen, wenn die ganze Christenheit dem Beyspiele Frankreichs gefolget hätte. Aber die deutschen Fürsten und der König von Aragonien billigten es nicht. Der Herzog von Orleans, Bruder Karls des VI, sagte ohne Unterlaß, es sey besser zwey Päpste, als keinen zu haben. Die hohe Schule von Toulouse dachte eben so: und weil die schlimmen Vernunftschlüsse auch unter Fürsten, welche doch bisweilen den Gebrauch von ihrer Vernunft haben, die Oberhand gewinnen, so theilte sich 1403 die Geistlichkeit: die hohe Schule von Paris hatte keinen guten Rath mehr; die Universitäten von Orleans, Angers, Montpellier mißbilligten, daß man sich entzogen hatte; und die Entziehung wurde aufgehoben, doch mit dem Bedinge, daß Benedikt seiner Würde absagen sollte, wenn Bonifacius das gleiche thäte, oder mit Tode abgienge.

Da im folgenden Jahre dieser gestorben war, gab man ihm zum Nachfolger Innocenz den VII; und weil Benedikt, ungeachtet seines Versprechens, dem Papstthume nicht absagen wollte, so erneuerte 1406 die hohe Schule von Paris die Entziehung.

Inzwischen fuhr man fort den beyden Päpsten, nämlich dem Benedikt und Gregorius dem XII, welcher auf Innocenz den VII gefolgt war, zuzusprechen, daß sie den päpstlichen Sitz verlassen

lassen sollten: aber sie gebrauchten immer Ausflüchte, und da ihre schlechte Treue auch sogar ihre Anhänger abgeneigt gemacht hatte, verließ sie der größte Theil der Kardinäle. Sie ersetzten sie wieder, da ein jeder von ihnen neue Erhebungen vornahm. Als sie hernach sahen, daß die Kardinäle, welche sie verlassen hatten, ein Concilium nach Pisa beriefen, schrieb der eine und der andere auch eines aus; Benedikt nach Perpignan, und Gregorius nach Udine, in der Landschaft Aquileja. Diese drey Concilien wurden 1408 zugleich gehalten.

Eine andere Spaltung theilte damals das Reich: Wenzeslaus, obschon abgesetzt, hatte noch einen Anhang. Er wurde sogar von den Vätern des Concilium von Pisa erkannt: da indessen Ruprecht, Churfürst von der Pfalz, welcher statt seiner war erwählt worden, für sich Gregorius den XII hatte, den er erkannte. Aber er fieng an, sich die Deutschen abgeneigt zu machen, und er hatte um so weniger Ansehen, als ihm der Krieg wider Johann Galeatius Visconti mißlang, an welchem fast ganz Europa Antheil genommen hatte.

Das Concilium zu Pisa bestand aus einer großen Anzahl von Bischöfen, Aebten, Doktoren und Abgesandten fast aller christlichen Fürsten. Wenn man betrachtet, wie die Päpste während mehrerer Jahrhunderte sind gemacht worden, wird man Mühe haben zu sagen, wie sie sollten gemacht werden; denn man wird nur Gebräuche

bräuche finden, welche nach den Zeiten sich abgeändert haben. Es war auch schwer zu urtheilen, auf welcher Seite sich das Recht befand. Das Concilium hielt die Sache für so dunkel, daß es sie nicht einmal als eine Frage aufwarf. Doch verurtheilte es den Gregorius und Benedikt, und setzte sie ab, weil sie dem Papstthume nicht absagen wollten, und durch ihre Widerspänstigkeit Urheber der Trennung wurden.

Man sollte nach diesem Urtheile glauben, es komme dem Concilium allein zu, zur Wahl desjenigen zu schreiten, welcher den canonischen Rechten gemäß, den päpstlichen Stuhl besitzen könnte: denn mit einem Worte, die Rechte der Kardinäle seyn wie sie wollen, so müßten sie vor einer Versammlung verschwinden, welche die Kirche vorstellte. Inzwischen erwählten die Kardinäle, welche in das Conclave gegangen waren, vier und zwanzig an der Zahl, Peter Philarchus, einen Minoriten, der sich Alexander der V nannte.

Alexander wurde fast von der ganzen Christenheit erkannt: unterdessen war Benedikt noch Papst in Aragonien, Castilien und Schottland; und Gregorius in dem Königreiche Neapel, und in einem Theile von Italien; und in Deutschland fuhr der Kaiser Ruprecht fort seine Partey zu nehmen. Es waren demnach drey Päpste; und die, welche wie der Herzog von Orleans dachten, konnten zufrieden seyn.

Nichts destoweniger erkannten die meisten deutschen Fürsten und Prälaten den Alexander, weil er ihnen alle Arten von Gnaden und Befreyungen wider alle Regeln bewilligte. Sie arbeiteten sogar an einer Zusammenverschwörung, um dem Ruprecht das Reich hinweg zu nehmen, weil dieser Fürst, Gregorius den XII als Papst zu erkennen, hartnäckig fortfuhr: aber Ruprecht starb 1410 und Alexander der V war einige Tage vor ihm mit Tode abgegangen. Dieser siebenzig jährige Papst hatte die Unordnungen vermehrt, da er über alles ohne Erkenntniß willkührlich schaltete. Die Kardinäle des Concilium von Pisa erwählten Balthasar Cossa, der sich Johann der XIII nennen ließ.

Balthasar hatte in seiner frühen Jugend, obwohl er schon geistlich war, während der neapolitanischen Kriege Seeräubereyen getrieben. Nachdem er hernach Gregorius dem IX angehangen, verkaufte er Pfründen, Anwartschaften, Ablässe, und bereicherte sich. Endlich gab ihm der Papst, sein Gönner, die Legation von Bologna, weil diese Stadt erobert werden mußte. Er eroberte sie wirklich, regierte sie als Eroberer, eignete sich alle Einkünfte davon zu, und belud das Volk mit Auflagen, welche er mit äusserster Schärfe eintrieb.

Unter dem Papstthume Alexanders hatte er beygetragen, die Völker des Ladislaus aus Rom hinaus zu jagen, welcher diese Stadt erobert hatte. Als er Papst geworden, vereinigte er

sich,

sich, ohne seine erste Handthierung aufzugeben, mit Ludwig dem II von Anjou, marschirte gegen den Ladislaus, schlug ihn, und kehrte siegend nach Rom zurück. Nachdem aber Ludwig, von seinen Völkern verlassen, welche er nicht bezahlen konnte, genöthiget worden, in die Provence zurückzukehren, kam Ladislaus bis an die Thore von Rom; und Johann wurde in die Nothwendigkeit versetzt, Frieden zu machen. Gregorius, der ihm aufgeopfert wurde, flüchtete sich in das Schloß Rimini, unter dem Schutz Karls Malatesta. Er wurde fast nur da noch erkannt, und doch ließ er noch Bullen ergehen, mit allen Ansprüchen eines Oberhaupts der Kirche.

Die Demüthigung dieses Afterpapstes war der ganze Vortheil, welchen Johann von seiner Friedensunterhandlung davon trug; denn bald darnach, genöthiget Rom dem Ladislaus zu überlassen, floh er in die Lombardey.

Sigmund, König von Ungarn, ein thätiger, unerschrockener, standhafter, und von seinem Bruder Wenzeslaus ganz verschiedener Fürst, war damals Kaiser. Johann suchte sich mit ihm gegen den König von Neapel zu verbinden, welcher ihr gemeinschaftlicher Feind war; und er kam mit ihm überein, ein allgemeines Concilium, zur Verbesserung der Kirche, zusammen zu rufen, indem er sichs zum Verdienst machte, den Absichten der Väter von Pisa beyzupflichten, welche verordnet hatten, daß ein Con-

cilium in drey Jahren sollte gehalten werden, und glaubte, der Schutz des Kaisers müßte ihn auf dem päpstlichen Stuhle versichern.

Der Papst hätte gewünschet, daß das Concilium in einer italiänischen Stadt gehalten würde, weil er sich hätte darüber Meister machen können. Aus einer gleichen Ursache wollte Sigmund, daß es in Deutschland gehalten werde. Dieses war sogar zu wünschen, um des Friedens willen, welchen dieser Fürst aufrichtig verlangte, und woran er allein mit Erfolg arbeiten konnte. Er erwählte Costnitz zu großem Verdrusse des Papstes, welcher, da er fürchtete sich verdächtig zu machen, sich nicht trauete, allen seinen Widerwillen zu zeigen.

Das Concilium war auf den ersten November 1414 zusammen berufen, als Ladislaus mit Tode abgieng. Johann hätte dann gewünschet, daß er nicht so sehr geeilet wäre, weil er des Kaisers nicht mehr so benöthiget war. Er befand sich sogar in günstigen Umständen, um sich in Rom wieder fest zu setzen, und alle Forderungen des päpstlichen Stuhles auf das Königreich Neapel zu erneuern. Das Concilium wurde daher dem Johann eben so unnützlich, als es der Kirche nützlich werden konnte. Es war aber keine Zeit mehr zurück zu weichen, und er mußte abreisen.

Das Concilium zu Costnitz wurde den 5 November 1414 eröffnet, und erst den 22 April 1418 geendiget. Johann hatte bald Gelegenheit

zu

zu erkennen, daß er sich Richter gegeben habe. Es giengen Gerichte über seine Wahl, welche man für ungültig und erschlichen hielt: und man verbreitete eine Schrift, in welcher er aller Gattungen von Lastern beschuldigt wurde. Die Väter unterdrückten diese Anklagen, um den päpstlichen Stuhl nicht zu entehren: sie beschloßen aber, Johann müsse, wie Gregorius und Benedikt der päpstlichen Würde entsagen. Gezwungen sich zu unterwerfen, übergab er seine Abtretung, und entfloh. Vergeblich forderte man ihn vor, wieder zu kommen.

Sigmund belegte Friederich, den Herzog von Oesterreich, mit dem Reichsbanne, weil er die Entweichung des Papstes begünstiget hatte, und ließ vierzigtausend Mann anrücken, um sich der Staaten dieses Fürsten zu bemächtigen. Friederich war alsdann nur bedacht, sich mit dem Kaiser zu versöhnen; und Johann sah sich alsobald zu Radolfszell, einer Stadt, zwey Meilen von Costanz, gefangen gesetzt. Er wurde hernach als ein Schismatiker, Verkaufer der geistlichen Aemter, ein Mann von ärgerlichem Lebenswandel, und Verschwender der Kirchengüter abgesetzt.

Gregorius schickte seine Abdankungen ein. Benedikt betreffend, beharrete er in seiner Halsstarrigkeit, obwohl er von den Fürsten und Völkern, welche ihm zugethan waren, verlassen worden; er war nur Papst zu Peniscola, einer Stadt des Königreiches Valenzia. Man ver-

urtheilte ihn, und erwählte Odo von Columna, welcher sich Martin der V nannte.

Unterdessen war die Spaltung noch nicht zu Ende. Denn Alphons von Aragonien, über den Martin mißvergnügt, wendete sich wieder zu dem Benedikt, welcher einen Nachfolger hatte, Clemens der VII genannt. Nachdem aber Alphons sich mit dem Papste versöhnet hatte, ist Clemens, da er nachgeben mußte, 1429 von allen gemachten Anforderungen abgestanden. Johann war seit einigen Jahren gestorb n.

Engelland und Frankreich hatten wenig zu dem Frieden der Kirche beygetragen. Diese zwey durch innerliche Kriege zertrümmerten Königreiche, bekriegten einander noch immer zu ihrem Verderben.

Wir haben gesehen, daß zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, Heinrich der IV, Richard dem II die Krone geraubt hatte: er besaß sie nicht ruhig. Immer in Gefahr, vom Throne gestürzet zu werden, hatte er kaum eine Zusammenverschwörung zerstreuet, als sich eine neue hervorthat. Während er mit dem Könige von Schottland Krieg führet, um ihn zu zwingen, daß er ihm huldige, empören sich die Einwohner des Herzogthumes Wallis; und die Franzosen, welche diese Umstände benutzen, nehmen ihm Städte in Guienne hinweg, und streifen bis an die englischen Küsten. Inzwischen erhielt Heinrich nur mit Schwierigkeit Subsidien; da er um so mehr Widerstand im Parlamente fand,

als

als er sich unumschränkt machen wollte; und durch seine Grausamkeit sich die Gemüther abgeneigt machte. So regierte er bis 1413, und hinterließ die Krone Heinrich dem V, seinem Sohne.

Heinrich erhob sich auf einmal zu einer Macht, wozu sein Vater nicht hatte gelangen können: er hatte sich aber auch ganz anders aufgeführt. Er entfernte von sich alle die, welche bisher Gesellen seiner Ergötzlichkeiten waren: er machte sich eine Schuldigkeit daraus, Leute an seinen Hof zu ziehen, deren Einsichten und Tugend bekannt waren: er besetzte mit ihnen seinen Rath, er gab dem Verdienst Aemter: endlich hielt er ein Parlement, nicht um seine Befehle als Gesetze annehmen zu lassen, sondern mit der Nation an Verbesserung der Mißbräuche einmüthiglich zu arbeiten. Dies waren seine Handlungen in dem ersten Jahre seiner Regierung. Es gab nur eine einige Zusammenverschwörung wider ihn, und sehr bald unterwarf man sich einem Könige, welcher nur zu regieren verlangte, um sein Volk glücklich zu machen. Heinrich wäre größer gewesen, wenn er bey diesem Gegenstande geblieben wäre. Aber seine Ehrbegierde, welche Frankreich betrübt seyn wird, mußte es auch Engelland seyn.

Ich müßte mich in zu genaue Umstände einlassen, wenn ich beschreiben wollte, wie unglücklich damals Frankreich war. Wir wollen sein Unglück in dessen Ursachen betrachten; dies wird

der kürzeste und am besten belehrende Weg seyn.

Während der Zeit, als die Könige auf einer Seite die Lehenregierung vernichteten, führten sie solche auf der andern wieder ein, indem sie ihren jüngern Söhnen, große Herrschaften mit allen Lehenrechten gaben. Sie hätten bey Zeiten eine große Gewalt erlangt, und sie wären vielen Unruhen zuvor gekommen, wenn sie, mit Beybehaltung aller Güter, welche sie mit der Krone vereinigten, den Prinzen vom Geblüte zu ihrem Unterhalte nur Ehrenstellen und Einkünfte gegeben hätten. Blind genug, anders zu handeln, zergliederten sie beständig ihre Erbherrschaften, um neue Vasallen und neue Feinde zu erschaffen. Aus einer unklugen Liebe, schien es, sie wollten ihre Söhne zu mächtigen Herren machen, und sie sahen nicht vor, daß die Ehrsucht die einen wider die andern aufbringen würde: noch daß die Macht so vieler Prinzen das Unglück des Volkes seyn, und zum Verderben der königlichen Familie selbst abzielen würde. Man sah die Folgen dieser Aufführung unter Karl dem VI: damals war das Königreich ein Schauplatz von Kriegen, Uebelthaten und Drangsalen; und die Prinzen vom Geblüte, da sie der Zwietracht sogar ihren eignen Nutzen aufopferten, setzten selbst die Krone Frankreichs auf ein fremdes Haupt.

Johann, Herzog von Berri, Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, Vatersbruder

des Königs, und Ludwig, Herzog von Orleans, sein Bruder, entrissen einander die Regentschaft. Der König war zu bedauern, das Volk war unglücklich, und die Regenten, immer in den Schlingen verwickelt, die sie einander wechselweise legten, waren nur Häupter der zu ihrem Untergange bewaffneten Aufrührer. Frankreich war getheilt: es rottirten sich Parteyen aller Orten: die Rotten zertrennten immer besonders die Hauptstadt: sie herrschten dort, eine nach der andern, und ertheilten Befehle, unter dem Namen eines Souverains, welchen sie einander hinwegnahmen. Man kann sich das Elend vorstellen, welches sie verursachten, wenn man erwäget, daß ihre Häupter Prinzen waren, welche Staaten und Kriegsheere hatten. Philipp der Kühne war besonders mächtig; denn er vereinigte mit Burgund die Grafschaften Flandern, Artois, Retel, Nevers, welche er durch die Margaretha, seine Gemahlinn, und einige Tochter des Grafen von Flandern, bekommen hatte.

Dieses waren nicht die Feinde allein, welche Frankreich in seinem Busen nährte. Isabella von Bayern, Gemahlinn Karls des VI, geizig, ehrsüchtig, rachgierig, unmenschlich, war noch eine größere Plage. Sie mischte sich in die Regierung, nahm Theil an allen Ränken, und opferte den Dauphin, ihren Sohn, ihrer Rache auf. Dies waren die Ursachen von Frankreichs Unglück, der Wahnsinn Karls des VI, welcher

cher das Werkzeug davon war, wäre nicht so schädlich gewesen, wenn die Prinzen vom Geblüte weniger Macht oder mehr Tugend gehabt hätten: aber sie kannten nur die Gewalt und die Laster.

Philipp der Kühne starb 1404. Johann, sein Sohn, der Unerschrockene (*) genannt, eben so ehrgeitzig, aber in dem Laster mehr verhärtet, war noch mächtiger; denn er hatte von seiner Gemahlinn, Margareth von Bayern, Hennegau, Holland, Seeland, u. s. w.

Obwohl in Frankreich damals alle Gewalt in den Händen des Herzogs von Orleans, und der Königinn Isabella war, so wurde ihnen doch schlecht gehorchet: man schrie aus vollem Halse wider ihre Regierungsverwesung; und das Mißvergnügen des Volkes zu Paris war ihnen so bekannt, daß sie, bey Annäherung des Herzogs von Burgund, sich nach Melün in Sicherheit begaben. Man trat in Unterhandlungen: Johann der Unerschrockene stellte sich, als wollte er sich versöhnen; und ließ bald hernach den Herzog von Orleans ermorden.

Der König, welcher nicht mächtig genug war, den Schuldigen zu bestrafen, ertheilte ihm einen Begnadigungsbrief: der Herzog von Burgund, Meister von Paris, wagte es nicht nur, diesen Meuchelmord zu bekennen, sondern er wagte auch, eine Versammlung halten zu lassen, in welcher ein Doktor, Johann Petit genannt,

(*) Sans-peur.

nannt, diesen Mord zu rechtfertigen unternahm. In diesen unglücklichen Zeiten hatte man sich mit den Lastern so sehr gemein gemacht, daß man allezeit Gründe und Doktores fand, sie zu rechtfertigen. Johann Petit behauptete, daß es Fälle gäbe, wo der Todschlag erlaubt sey; er bewies es mit zwölf Gründen, zur Ehre der zwölf Aposteln, und schloß, die Ermordung des Herzogs von Orleans sey gerecht und löblich gewesen.

Wie stark die Partey des Herzogs von Burgund war, so hatte Karl, der ältere Sohn des Herzogs von Orleans, dagegen eine beträchtliche, welche man die Rotte der Armagnaken hieß, von dem Namen des Grafen von Armagnac, Schwiegervater des Karl. Nun entzündete sich der bürgerliche Krieg, er dauerte mehrere Jahre, und der König, von einer Partey zu der andern geschlepet, marschirte mit dem Herzog von Burgund gegen den Herzog von Orleans, und hernach mit diesem gegen jenen.

Die Armagnaken, welche Karl den VI mit sich schlepten, hatten Vortheile. Die Parthey der Burgunder nahm ab, und Johann der Unerschrockene suchte zu gleicher Zeit von dem Könige von Engelland Hülfe, und von dem Könige von Frankreich den Frieden zu erhalten.

Dies war am Anfange der Regierung Heinrichs des V. Dieser Fürst, welcher die Wünsche seiner Nation vereinigte, konnte mächtig genug seyn, um während der Verwirrungen Frankreichs, wieder alles das zu erlangen, was seit

dem

dem Friedensschluß von Bretigni den Engelländern war hinweggenommen worden. Er ließ auch durch seine Abgesandten die Wiedererstattung davon fordern; und man wußte gar wohl, daß er sich in Stand gesetzet hatte, diesen Schritt mit den Waffen zu unterstützen. Es war also zu wünschen, daß die französischen Prinzen ihre Streitigkeiten zum wenigsten aufschoben. Zum Glücke erkannten sie für diesesmal ihre wahren Vortheile, und die Armagnaken gestatteten dem Könige, dem Herzog von Burgund den Frieden zu bewilligen.

Der Friede war zu rechter Zeit geschlossen worden. Denn in eben diesem Jahre that Heinrich einen Einfall in die Normandie, belagerte und nahm Harfleur ein. Aber sein Kriegsheer litt so sehr durch Krankheiten, daß, da er nicht glaubte, im Stande zu seyn, noch etwas zu unternehmen, er nach Calais gieng, um seine Winterquartiere zu beziehen, als die Franzosen ihm in der Ebene von Azincourt die Schlacht anboten.

Man bemerke hier, wie ein und dasselbe Volk bisweilen von sich selbst verschieden ist; und suche die Ursache davon auf. Vor Karl dem V erschienen die Franzosen vor den Engelländern nur um geschlagen zu werden. Alles änderte sich, als dieser Fürst auf dem Thron war: alles ändert sich abermals, da er nicht mehr darauf ist, und es gieng bey Azincourt, wie es bey Poitiers und Creci gegangen war. In dieser Schlacht wurden die Franzosen, abermals

in

in größerer Anzahl, abermals geschlagen, und die Niederlage war die nämliche.

Indessen war es nicht so leicht Frankreich zu erobern, als darin zu siegen. Heinrich konnte seine ersten Vortheile verlieren, weil Engelland ermüden konnte, immerfort Subsidien zu geben: es mußte zum wenigsten für seine Freyheit fürchten, wenn sein König als Eroberer eines großen Königreiches zurückkäme. Also in Engelland fand Heinrich die größten Hindernisse Frankreich zu erobern. Obwohl sein Kriegsheer siegend war, so war es doch zu Grunde gerichtet, und er genöthiget, wieder über das Meer zurückzukehren.

Das Mißverständniß der französischen Prinzen war sein vornehmstes Hülfsmittel. In der That erhielt er bald einen mächtigen Bundsgenossen an dem Herzog von Burgund, welcher ihn 14:6 für den König von Frankreich erkannte, und schwor, mit allen seinen Kräften beyzutragen, ihn zum Besitze dieses Königreiches zu bringen. Dieser Herzog welcher wirklich nichts versäumte, das Volk zum Aufstand zu bewegen, ergriff die Waffen, unter dem Vorwande, Karl den VI aus der Gefangenschaft zu erledigen, worin ihn die zurückhielten, welche die Regentschaft führten.

Indem dieses vorgieng, wurde Isabella eines Liebeshandels überzeugt, und nach Tours geschickt. Der Herzog von Burgund, den sie anruft, befreyet sie, und sogleich unternimmt sie

eine

eine alte Verordnung geltend zu machen: vermög welcher der König sie als Regentinn ernannt hatte: mit dem Herzog von Burgund vereiniget, wird sie eine offenbare Feindinn Karls, des Dauphin; sie war übrigens auf diesen Prinzen erzürnt, weil er zur Nothdurft des Staates die Schätze hinweggenommen, welche sie gesammelt hatte; und um sich zu rächen, schwor sie den Untergang ihres eignen Sohnes.

Frankreich hatte damals viele Herren, und eben so viele Feinde. Der Graf Armagnac, zum Kronfeldherrn und Oberaufseher der Finanzen gemacht, war zu Paris, wo er unter dem Namen Karls des VI regierte. Heinrich der V, der sich König von Frankreich nannte, eroberte oder verheerte die Normandie; und während Johann der Unerschrockene selbst, oder durch seine Generals in mehrern Provinzen Kriege führte, setzte Isabella, als Regentinn, den Kanzler, den Kronfeldherrn, und das Parlement zu Paris ab, und wählte andere Kronbediente, und andere Obergerichte.

Unterdessen machte sich der Herzog von Burgund Meister von Paris. Er hält seinen Einzug mit der Königinn. Der Graf von Armagnac nebst allen seinen Anhängern werden ermordet. Der Dauphin, welcher entwischet, flieht nach Melün, und Karl der VI ist unter der Gewalt der Isabella, die er verbannt hatte.

Der Dauphin, welcher den Titel eines Generalleutenant annahm, den ihm sein Vater das

vor-

vorhergehende Jahr beygelegt hatte, setzte sich zu Poitiers fest. Er schuf daselbst ein Parlement; und von da aus durchstrich er alle Provinzen, wo er einiges Ansehen behielt. Es gab aber fast aller Orten widrige Parteyen.

Die Verwirrung, welche in dem Königreiche herrschte, schien es dem Könige von Engelland zu überliefern; als der Herzog von Burgund, dem über seine wahren Vortheile die Augen aufgiengen, sich mit dem Dauphin versöhnte, und er wurde das Opfer seines Vertrauens. Denn als er sich einige Zeit hernach nach Montereau in Champagne begeben hatte, um die Mittel abzureden, wie die Engelländer zurück zu treiben seyen, wurde er durch die Leute des Dauphin, und in seiner Gegenwart ermordet. Diese Mordthat wird so unterschiedlich erzählet, daß man nicht versichern kann, der Dauphin habe daran Antheil gehabt: aber es wäre noch schwerer, das Gegentheil zu beweisen.

Zum wenigsten war er in den Augen seiner Feinde schuldig. Die Burgunder, Meister von mehrern Städten, herrschten besonders in Paris. Die vornehmsten Herren des Hofes, des Parlements und der Stadt, welche ihre Ergebenheit für den letzten Herzog von Burgund gezeiget hatten, mußten fürchten, die Gewalt in den Händen eines Prinzen zu sehen, gegen welchen sie sich öffentlich erklärt hatten. Sie beschworen daher den Untergang des Dauphin, und boten sich Philipp dem Guten, Herzog von

Bur-

Burgund an, welcher den Tod eines Vaters zu rächen hatte.

Alles dieses hätte einen bürgerlichen Krieg hervorgebracht; und vielleicht hätte Heinrich der V nur Eroberungen gemacht, um sich zu erschöpfen, und die Franzosen endlich zu nöthigen, sich wider den gemeinen Feind zu vereinigen. Aber Isabella vergab einem Sohne nicht, welchen sie beleidiget hatte, weil sie nicht glaubte, daß dieser Sohn selbst ihr vergeben könnte. Diese unnatürliche Mutter verband sich zugleich mit Philipp und Heinrich; und da sie diese Maschine von einem König, welchen sie nach ihrem Willen bewegte, mißbrauchte, nahm sie dem Dauphin die Krone hinweg, um sie auf das Haupt des Königs von Engelland zu setzen. Karl der VI gab Heinrichen seine Tochter Margaretha, erklärte ihn für seinen Nachfolger und rechtmäßigen Erben, mit Ausschluß des Dauphin und der königlichen Familie, und trug ihm zu gleicher Zeit die Regierung des Königreiches auf. Dieser seltsame Vertrag wurde 1420 zu Troyes unterzeichnet, und sogar von den Ständen gutgeheissen; so sehr hatten die vorhergehenden Unordnungen die Rechte und Begriffe verwirrt. Isabella, welche diesen Traktat diktirt hatte, überlebte ihn, zu ihrer Schande, noch funzehn Jahre, von den Franzosen gehaßt, und von den Engelländern verachtet.

Heinrich der V und Karl der VI starben in dem Laufe des 1422 Jahres, da sie den Dau-

phin bekriegten. Die beyden Brüder des Königs von Engelland bekamen die Reichsverwaltung, der Herzog von Bedfort zu Paris, und der Herzog von Glocester zu Londen. Ihr Neffe, Heinrich der VI, ein Kind von neun Monathen, wurde in beyden Königreichen als König ausgerufen: der Dauphin, Karl der VII, ließ sich zu Poitiers krönen. Während der Unruhen der Regierung Karls des VI ist das Parlement, welchem Philipp der Schöne einen beständigen Aufenthalt bestimmt hat, immerwährend geworden, weil es von sich selbst ohne Aufhören gehalten wurde.

Der Krieg wurde mit wechselweisen Vortheilen geführt, die aber auf Seiten der Engelländer viel größer waren, als zwischen dem Herzog von Burgund und dem Herzog von Bedfort ein Mißverständniß ausbrach. Es entstand durch Jakobina, Gräfinn von Hennegau und Holland, welche, des Herzogs von Brabant, ihres Gemahls überdrüßig, sich entführen ließ; und nachdem auf ihr Begehren ihre Ehe durch den Afterpapst Benedikt den XIII aufgehoben worden, sich mit dem Herzog von Glocester, Bruder des Herzogs von Bedfort, Regenten von Engelland verheurathete. Der Krieg, welchen der Herzog von Glocester unternahm, um sich des Hennegau zu bemächtigen, war Frankreich um so mehr vortheilhaft, als der Herzog von Burgund die Partey des Herzogs von Brabant, seines leiblichen Geschwisterkindes, ergriff. Zudem erhielt der

Herzog von Bedfort keine Hülfe mehr von Engelland, welches seine Macht ins Hennegau gezogen hatte. Endlich hatte die Minderjährigkeit Heinrichs des VI Zwistigkeiten hervorgebracht, welche große Unordnungen zubereiteten.

Inzwischen war das belagerte Orleans auf dem Punkt, in die Gewalt der Engelländer zu fallen, und Karl hätte kein anderes Mittel mehr gehabt, als sich über die Loire zurück zu ziehen; als Johanna von Arc, unter dem Namen das Mädchen von Orleans bekannt, sagte, sie sey von Gott gesandt, um die Belagerung dieser Stadt aufzuheben, und den König zu Rheims salben zu lassen. Sie hielt 1429 wirklich ihr Wort; und der König wurde im August des nämlichen Jahres gesalbet. Man erinnere sich bey dieser Gelegenheit des Neptuns, des ersten Afrikaners, und der weisen Hirschkuh des Sertorius.

Diese Heldinn, deren Herzhaftigkeit zum wenigsten verdiente geehret zu werden, fiel einige Zeit hernach den Engelländern in die Hände; welche der gesunden Vernunft, und zugleich des Völkerrechts vergassen, und sie als eine Zauberinn verbrennen liessen. Es ist wahr, die Franzosen waren nicht weniger dumm: denn man hatte die Krankheit Karls des VI der Zauberey zugeschrieben, und einen Zauberer kommen lassen, um ihn gesund zu machen.

Die Umstände werden täglich für den König von Frankreich günstiger werden. Der Her-

Herzog von Burgund wird sich mit ihm versöhnen, und die Engelländer werden den Herzog von Bedfort verlieren, welcher allein fähig war, den Krieg zu unterhalten. Einige Jahre hernach wird der Herzog von Gloceſter der Partey unterliegen, die ihm zuwider iſt, und in ſeinem Gefängniß erwürgt werden. Man wird nicht aufhören, ſich über die Miniſter zu beſchweren. Es wird ein langer und blutiger Krieg, zwiſchen dem Hauſe von Lancaſter und von York, entſtehen, welche beyde von Eduard dem III abſtammen. Heinrich wird von dem Throne in den Tower kommen, und der Herzog von York wird gekrönet werden. Hier ſind die vornehmſten Urſachen der Revolution, welche die Krone Frankreich ihrem rechtmäßigen Herrn wieder bringen wird: man muß ſie in Engelland ſuchen. Karl der VII wird ſein Königreich wieder erobern, oder richtiger zu reden, die Engelländer werden es verlieren, und nur Calais behalten.

Karl ſtarb 1461, in eben dem Jahre, wo Heinrich vom Throne geſtoſſen wurde. Wenn er im Anfange unglücklich war, ward er hernach glücklich: dies iſt alles, was man ſagen kann. In der That, er war ſo glücklich, daß er, der ſein Vergnügen ſeinen Pflichten vorzog, eine Maitreße bekam, die für ſeinen Ruhm beſorgt war. Sie hieß Agnes Sorel; ſie hat Lob verdienet, das man ihr nicht verſagen kann. Sie hatte die Ehrbegierde von einem Kö-

nige geliebt zu werden, dies ist eine Schwachheit: aber sie hatte noch mehr Ehrgeitz, ihren Liebhaber des Thrones würdig zu machen: sie leitete ihn, wider seinen Willen, zu großen Thaten, und verwies ihm, die Liebe der Ehre vorzuziehen. Wenn Agnes nun wie Else Perres gedacht hätte, wie wäre es Karln ergangen?

II. Kapitel.

Von dem, was das Concilium zu Costnitz zur Austilgung der Ketzereyen und der Mißbräuche der Kirche verordnet hat.

Die Kriege sind nicht das einzige Unglück, welches die Strittigkeiten zwischen dem Priesterthume und dem Reiche hervorbringen mußten; es mußten auch dadurch Ketzereyen entstehen. Die Päpste genossen fast ohne Widerspruch der Rechte, die sie sich zugeeignet hatten. Der Gebrauch war für sie ein hinlängliches Recht, in Zeiten, wo die Unwissenheit nicht gestattete, zu den ersten Jahrhunderten der Kirche hinauf zu steigen, wo man folglich die Mißbräuche, welche man begehen sah, für die Rechte selbst hielt; und wo gemeiniglich die einige Regel war: Dies hat man gethan, folglich kann man es wieder thun.

Die Päpste hätten mit Behutsamkeit ihre Gewalt gebrauchen sollen, weil sie auf so schwachen Gründen ruhete. Sie mußten fürchten, die

die Leute endlich zu zwingen, Einsichten zu suchen. Wie haben sie sich einbilden können, immer ungestraft von einer Ungerechtigkeit zu der andern zu schreiten? War es so schwer vorzusehen, daß wenigstens der Geitz ihnen Hindernisse machen würde? Unterdessen haben wir die Unternehmungen Bonifacius des VIII wider Philipp den Schönen, und Johann des XXII wider Ludwig von Bayern gesehen. Damals mußte man Widerstand thun: man mußte also Kenntnisse einholen: und man suchte den beyden Mächten Gränzen zu setzen.

Die Päpste begnügten sich nicht, die Fürsten genöthiget zu haben, Rechte zu vertheidigen, welche sie so oft dem päpstlichen Stuhle überlassen hatten: sie machten sich über dies die Geistlichkeit abgeneigt, weil seit Clemens dem V, die Erpressungen immer beschwerlicher wurden, und sie ärgerten durch einen schimpflichen Handel mit den heiligsten Sachen die, welchen noch gesunde Begriffe verblieben. Es mußte also eine Zeit kommen, wo der Papst wider alle allein seyn würde.

Aber man war nicht aufgeklärt genug, um über so schwere Fragen nachzudenken, welche in die Finsternisse so vieler Jahrhunderte eingehüllt, durch die Leidenschaften noch mehr verfinstert wurden, die desto blinder waren, je grösser das Interesse war, das sie bewegte. Man fiel also von einer Ausschweifung in die andere:

um die unrechtmäßige Gewalt der Päpste zu bestreiten, stritt man die Gewalt an, welche ihnen rechtmässig gehört, und da man von einem Irrthum auf den andern kam, griff man die Glaubenslehre an, weil die Päpste sie vertheidigten.

Marsilius von Padua und Johann von Gent, welche zur Vertheidigung der Rechte Ludwigs von Bayern schrieben, verneinten das Primat des Papstes, behaupteten, alle Bischöfe seyn gleich, haben eine gleiche Gewalt, und gaben vor, es komme dem Kaiser zu, die Päpste zu bestrafen, sie abzusetzen, und während der Erledigung des päpstlichen Stuhles die Kirche zu regieren. Johann der XXII verdammte diese Lehre, welche die geistliche Hierarchie vernichtet, und die Vorzüge des Priesterthumes auf den Kaiser überträgt. Aber er verdammte auch diesen Satz: **Weder der Papst, noch die Kirche kann ohne Erlaubniß des Kaisers zu Zwangstrafen schreiten.** Unterdessen ist es gewiß, daß die Zwangstrafen nur zur weltlichen Gewalt gehören, und daß Jesus Christus sie der Kirche nicht gegeben hat.

Je mehr man den Päpsten ihre Forderungen bestritt, desto mehr bemüheten sie sich, sie fest zu setzen; deßwegen machten sie ohne Aufhören, neue Verordnungen. Clemens der V, zum Beyspiele, hatte eine große Sammlung von den Verordnungen herausgegeben, welche er gemacht hatte.

hatte. Inzwischen, als er dem Tode nahe war, befahl er, sie zu unterdrücken, weil er sie der apostolischen Einfalt zusehr zuwider hielt. Aber dieses war eine Ursache für seinen Nachfolger, Johann den XXII, sie beyzubehalten, denn sie billigten alle seine Erpressungen. Daher befahl er durch eine Bulle, sie in allen Schulen zu lehren. Er machte selbst einige Verordnungen, die er nützlich und heilsam nannte, wegen des großen Nutzens, den sie seinem Hofe brachten (*); und weil er sie ohne Ordnung zu den clementinischen hinzusetzte, hat man sie Extravagantes genannt. Diese Gattung der Decretalen vermehrten sich noch in den folgenden Zeiten: sie waren nach den Grundsätzen des Gratian verfaßt, und ihr Endzweck war, Mißbräuche zu heiligen.

Alle diese Schritte der Päpste waren sehr unklug, zu einer Zeit, wo die Souverains mit Verdruß den Despotismus des römischen Hofes ertrugen, wo die Völker wider die Reichthümer und den Pracht der Geistlichkeit sich empörten, wo die Geistlichkeit selbst müd war, von den Päpsten ausgesaugt zu werden; und wo man anfienge, die Rechte des päpstlichen Stuhles zu untersuchen. Sie mußten natürlich die Begierde erregen, Mißbräuche zu bestreiten, welche von Tage zu Tage sich vermehrten, und

(*) A cagion dell' utilità grande, che recavano alla sua corte, sagt Gianonne.

folglich der Gefahr aussetzen, freventlich sogar den Altar anzugreifen.

In Engelland besonders war die Herrschaft der Päpste verhaßt geworden. Die königliche Macht war daselbst nicht vor ihren Unternehmungen sicher. Das Volk murrete über den St. Peterspfennig, und über die andern Auflagen des päpstlichen Stuhles. Die Parlemente erinnerten sich, daß die Päpste die Könige von dem Eide, die Freyheiten der Nation ungekränkt zu erhalten, losgesprochen hatten; sie sahen sie für die Stützen des Despotismus an. Endlich die Großen, welche sich der Kirchengüter bemächtiget hatten, hätten gewünschet, nicht mehr die Bannstrafen zu fürchten: man war also versichert, sich einen großen Anhang zu machen, wenn man sich den Ansprüchen des Papstes und der Geistlichkeit widersetzte. Man müßte sich verwundern, wenn bey dergleichen Umständen sie nicht wären angegriffen worden, und noch wunderbarer wäre es, wenn man in den rechten Schranken geblieben wäre.

Um das Ende der Regierung Eduards des III, und einige Zeit vor dem Schisma war es, daß Johann Wiklef, Doktor zu Oxfort, die Gerichtsbarkeit der Bischöfe, und die Gewalt, deren die Päpste sich über das Zeitliche anmaßten, angriff. Er gieng noch weiter als Marsilius von Padua, Johann von Gent und alle die, welche wider die geistliche Gewalt geschrieben hatten.

Da er die Reichthümer der Geistlichen, und die Wege, durch welche sie dieselben an sich gebracht haben, erwäget, behauptet er, es sey wider die heilige Schrift, daß sie zeitliche Güter besitzen; der Fürst könne sie ihnen aus rechtmäßigen Ursachen hinweg nehmen; er solle sie zur Nothdurft des Staates viel eher verwenden, als das Volk mit Steuern belegen, und man müße die Geistlichkeit auf ihre erste Armuth zurück bringen.

Da er ferners die Mißbräuche erwog, welche er bey den Mönchsorden bemerkte; sagte er, daß, wenn man ein Mönch werde, man weniger fähig werde die Gebote Gottes zu beobachten; daß man aufhöre ein Christ zu seyn; und daß die Heiligen, welche Mönchsorden gestiftet, gesündiget haben. Bald wußte er nicht mehr, wo er aufhören sollte, und läugnete die wirkliche Gegenwart in dem Sacrament des Altars. Unterdessen wurde er vom Adel und dem Volke so sehr unterstützet, daß die zwey ersten Concilien, welche in Engelland sind gehalten worden, seine Lehre zu untersuchen, nichts wider ihn zu sprechen wagten. Er wurde erst in dem dritten 1382, und in dem vierten 1396 gehaltenen Concilium verurtheilt, welche die nach seinem Tode herausgekommenen Werke dieses Erzketzers untersucht haben. Eines dieser Concilien verwarf vier und zwanzig Sätze, zehn als kezerisch, vierzehn als irrig, und das andere verwarf achtzehn.

Inzwischen machten die Wiklefiten, sonst Lollards genannt, eine beträchtliche Partey, welche oft Aufruhren verursachte. Ihre Grundsätze wider die Reichthümer und die Gewalt der Geistlichen mußten dem Volke gefallen. Es trug auch seit dieser Zeit die Kammer der Gemeinen dem Könige oft vor, sich der Güter der Geistlichkeit zu bemächtigen.

Nachdem die Schriften des Wiklefs nach Böhmen gebracht worden, fanden sie bald Anhänger auf der hohen Schule zu Prag, welche der Kaiser Karl der IV gestiftet hatte. Johannes Huß war der erste, welcher sich für die Meynung dieses Erzketzers wider die Geistlichkeit erklärte. Der Papst, die Kardinäle und die Bischöfe waren die Gegenstände seiner Reden, und als Johann der XXIII 1412 einen Kreuzzug wider Ladislaus verkündigte, ergriff Johann Huß diese Gelegenheit, um wider die Kreuzzüge und die Ablässe zu schreiben und zu predigen.

Es ist kein Zweifel, daß es damals Mißbräuche gegeben, und daß er mehrere mit Grunde getadelt habe: aber anstatt allein die Laster der Geistlichen, ihre unrechtmäßigen Besitzungen, und den schlimmen Gebrauch, welchen sie von ihrer Gewalt machten, anzugreifen, griff er die Rechte der Kirche selbst an. Sogar seine Uebertreibungen machten ihm mehrere Anhänger, als eine mäßigere Aufführung nicht würde gethan haben; weil seit langer Zeit die Gemüther wider die Geistlichkeit aufgebracht waren. Er zog

in

in seine Partey das Volk und den Adel, und er war das Haupt einer Sekte, welche große Unordnungen hervorbrachte.

Von dem Concilium zu Costnitz vorgefordert, welches die Irrthümer des Wiklef verdammte, stellte er sich daselbst, nachdem er von dem Kaiser Sigmund einen Geleitsbrief erhalten hatte, vermög dessen er frey dahin zu gehen, und davon zurück zu kehren die Erlaubniß hatte. Unterdessen wurde er, einige Tage nach seiner Ankunft, in das Gefängniß gesetzt, und, da er sich dem Urtheile des Concilium nicht unterwerfen wollte, zum Feuer verurtheilet, und mit einer papiernen Insel verbrannt, auf welcher Teufel gemalt waren.

Alsdann schwor sein Jünger, Hieronymus von Prag, welcher auch gefangen saß, seine Irrthümer ab. Nachdem er aber sogleich seine Unterwerfung, als eine Zaghaftigkeit, sich vorwarf, nahm er sein Wort zurück, und gieng eben so standhaft wie Johannes Huß, zum Tode. Unterdessen ergriff der böhmische und mährische Adel die Waffen, um den Tod dieser zwey Männer zu rächen, Die Kirchen wurden ausgeraubt und zerstört: man begieng alle Arten von Gewaltthaten: und dieser innerliche Krieg beunruhigte Deutschland mehrere Jahre hindurch.

Die Mißbräuche der Kirche waren der große Gegenstand des Concilium, und auch ihr schwerester, weil es darauf ankam, sie an Haupt und Gliedern zu verbessern. Der Kaiser, die Deutschen

schen und die Engelländer wollten, man sollte anfangen hierüber die nothwendigen Verordnungen zu machen, ehe man zur Wahl eines Papstes schritte, weil sie besorgten, in einem erwählten Papste Hindernisse bey Verbesserung der Kardinäle und des römischen Hofes zu finden. Aus eben der Ursache, aber unter dem Vorwande, es komme dem Haupt der Kirche zu, sie zu verbessern, wollten die Kardinäle mit der Papstwahl anfangen. Dieser Vorwand scheint inzwischen sehr seicht zu seyn. War es vernünftig, sich hierin auf den Papst zu verlassen, den man doch selbst verbessern wollte? Zudem, wenn der Papst verbunden war, den Schlüßen des Concilium, die Verbesserung betreffend, zu gehorchen, so ist es klar, daß dem Concilium, und nicht dem Papst, die Reformation der Kirche zustand. Nun hatten die Väter erkläret, daß das Concilium, als ein allgemeines, unmittelbar von Jesus Christus eine Gewalt habe, welcher der Papst selbst gehorchen müsse, in dem, was den Glauben, die Ausrottung der Religionstrennung, und die Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern angehet. Wie konnte man, nach dieser Erklärung, die Kardinäle anhören, welche dem Papste allein das Recht, die Kirche zu verbessern, zueigneten, und wohl wußten, wie viel ihm daran gelegen war, eines solchen Rechtes sich nicht zu bedienen? Nichts destoweniger überwog ihre Meynung, weil die Gemüther sich zu besänftigen anfiengen. Anfangs hatte ein allgemei-

gemeines Geschrey verlangt, man solle die Kirche verbessern, und die Geistlichkeit selbst schien es zu wünschen, weil sie kein anderes Mittel wußte, sich den Gelderpressungen des römischen Hofes zu entziehen, aber sie fürchtete diese Erpressungen weniger, seitdem sie den päpstlichen Stuhl gedemüthiget hatte, und mehrere ihrer Glieder fürchteten, ohne Zweifel, eine Reformation viel mehr.

Um inzwischen wenigstens den Schein zu haben, man wolle den schlimmen Folgen vorkommen, welche man voraus sah, so verordnete das Concilium, daß vor seiner Endigung, der künftige Papst zugleich mit den Vätern, oder mit den Deputirten von jeder Nation, die Kirche in ihrem Haupte, in ihren Gliedern, und in dem römischen Hofe verbessern sollte. Es schrieb sogar die Artikel vor, welche der Gegenstand dieser Verbesserung seyn sollten. Dergleichen waren die Vorbehaltungen des päpstlichen Stuhles, die Annaten, die Vergebungen der Pfründen, die Anwartschaften, das Apelliren an den römischen Hof, die Simonien, die Ablässe, die Zehenten, u. s. w. Es waren achtzehn Artikel.

Ueber die Annaten wurde besonders hitzig gestritten. Auf der einen Seite stimmten alle Nationen überein, sie zu verbannen; und auf der andern appellirten die Kardinäle, welche sie vertheidigten, an den künftigen Papst. Hauptsächlich in Frankreich waren die Päpste im Be-

sitze,

sitze, des ersten Jahres der Einkünfte der Pfründen zu geniessen. Sie hatten sich dieses Rechtes fast ohne Schwierigkeit angemaßet, unter Königen, welche die Beute von der Geistlichkeit mit ihnen zu theilen schienen, und in Deutschland, Engelland noch selbst in Spanien war es ihnen nicht ganz so leicht gelungen. Die Franzosen, welche mehr als die andern, das Gewicht dieser Auflagen fühlten, behandelten diese Materie also mit mehr Lebhaftigkeit. Sie behaupteten, die Annaten seyn keine Schuldigkeiten; sie protestirten gegen die Appellation der Kardinäle an den künftigen Papst; und sie erklärten, daß sie die Abschaffung dieses Mißbrauches, in dem Concilium, und sonst aller Orten, wo es nöthig wäre, betreiben würden.

Die Väter zu Costnitz, welche die allgemeinen Concilien als das dienlichste Mittel ansahen, die Mißbräuche abzustellen, und den Trennungen und Ketzereyen vorzukommen, oder sie auszurotten, verordneten, daß ein Concilium in fünf Jahren, ein anderes in sieben Jahren, von dem Ende des letzten zu rechnen, sollte gehalten werden; und daß man hernach alle zehn Jahre in Zukunft eines halten sollte, in den Städten, welche der Papst am Ende jedes Concilium, mit Einwilligung und Gutheissen des Concilium selbst, ansagen würde. Sie verordneten ferner, daß für diesesmal allein, man von jeder der fünf Nationen, sechs Prälaten, oder andere ansehnliche Geistliche erwählen sollte, um mit den Kardinälen zur Wahl eines Papstes zu

schrei-

schreiten. Durch diese letzte Verordnung, welche ist beobachtet worden, scheint es, das Concilium habe das Herkommen der Kardinäle, den Papst zu erwählen, als ein Recht anerkannt.

Ungeachtet der Vorsicht, welche die Väter genommen hatten, um den Papst zu zwingen, daß er zur Verbesserung der Kirche Hand anlege, verbesserte Martin der V weder die Kardinäle, noch den Hof zu Rom, wo die Hauptquelle der Mißbräuche war. Von den achtzehn von dem Concilium vorgelegten Artikeln, waren nur sechs, über welche er einige Verordnungen machte. Er nahm sich besonders wohl in Acht, über die Annaten eine Entscheidung zu geben. Er wollte sie nicht abschaffen; und er hätte zu viel Widerstand gefunden, wenn er ein Decret gemacht hätte, sie festzusetzen. Inzwischen erklärte er, daß er allen wegen der Reformation vorgeschriebenen Artikeln genug gethan habe, und folglich machte er dem Concilium ein Ende.

Johann Charlier Gerson, Deputirter der hohen Schule zu Paris, und Abgesandter von Frankreich bey dem Concilium, stellte vor, es seyen noch mehrere Artikel zu erörtern. Eben so berühmt wegen seiner Gelahrtheit, als durch den Eifer, mit welchem er an der Austilgung der Religionstrennung gearbeitet hatte, genoß er einer großen Hochschätzung bey dem Concilium, und hielt daselbst mehrere Reden über die zu machenden Verbesserungen. Niemand waren die Gränzen

zen und Mißbräuche der geistlichen Macht bes-
ser bekannt.

Er hatte sich besonders wider die Lehre des Johann Petit hervorgethan, und neun Sätze herausgezogen, welche die Facultät zu Paris verdammt hatte. Das Concilium, von welchem er ein Urtheil begehrte, hatte sich begnügt, im allgemeinen den Satz zu verdammen, daß man erlaubterweise einen Tyrannen tödten kann, und daß man es sogar schuldig ist. Und da hatte es noch vermieden, den Urheber dieser Lehre zu nennen, weil es den Herzog von Burgund schonen zu müssen glaubte, welcher den Johann Petit beschützte. Vergeblich suchte Gerson eine Entscheidung über jeden der neun Sätze: vergeblich gebrauchte er alle Gründe, welche zum wenigsten hätten bewegen sollen, sie zu untersuchen: der Papst gab auf seine Vorstellungen nicht acht.

Eben so vergeblich drangen die Pohlen auf die Verdammung eines Buches, dessen Inhalt abzielte, in Pohlen Unruhen zu verursachen. Da sie sahen, daß sie nicht gehört wurden, appellirten sie an ein künftiges Concilium; sie gaben aber dem Martin nur Gelegenheit durch ein Dekret zu erklären, daß man in keinem Falle von dem Urtheile des Papstes appelliren könne: ein Ausspruch, welcher dem ganz und gar entgegen war, was in dem Concilium zu Costnitz selbst war entschieden worden. Gerson zeigte den Ungrund desselben und bewies daß die Unfehlbarkeit nur der allgemeinen Kirche, oder dem Concilium,

cilium, welches sie vorstellet, zukomme. Dieser berühmte Mann, verfolgt von dem Herzoge von Burgund, durfte nicht nach Paris zurückkehren, und wurde gezwungen in Deutschland seinen Aufenthalt zu nehmen.

Nachdem man bey dem Concilium zu Costnitz alle Mißbräuche untersucht hatte, zeigten die größten Geister alle Mittel an, welche man dagegen brauchen könnte, und man wendete davon sehr wenige an. Es blieb also noch vieles zu verbessern übrig. Es schien, daß, da man an der Verbesserung der Kirche arbeiten wollte, man nur das Andenken der Laster verewiget habe, worüber man sich beschwerte. Man wird sich noch lange Zeit vergeblich bemühen, weil die Päpste, weit entfernt, sich aufrichtig mit der Verbesserung der Kirche zu beschäfftigen, alle Mittel hervorsuchen werden, die Verordnungen des Concilium zu Costnitz kraftlos zu machen. Wenigstens wird man aber mehr Einsichten haben, ihnen zu widerstehen; und dies ist schon ein Hauptpunkt, der festgesetzet worden, daß, die Ansprüche des römischen Hofes mögen seyn, wie sie wollen, der Papst einen Obern und Richter hat.

III. Kapitel.

Von Neapel, von der Kirche und von Deutschland, nach dem Concilium zu Costnitz, bis gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.

Während langer Zeit waren in dem Königreiche Neapel nur wenige Baronen, noch weniger Grafen, keine Markisen; und der herzogliche Titel wurde selten ausser den Prinzen vom Geblüte gegeben. Aber seit dem Tode Johanna der I, verschafften die Verwirrungen den Herren, welche eigene Kriegsvölker hatten, die Gelegenheit, sich in ihren Herrschaften Rechte und Titel anzumaßen, wie sie es für gut fanden. Es war ihnen um so leichter, sich in ihren unrechtmäßigen Besitzungen zu behaupten, weil der, welcher auf den Thron Anspruch machte, den Souverain in die Nothwendigkeit versetzte, ihrer zu schonen.

Weit entfernt diesen Mißbräuchen abzuhelfen, vermehrte sie Ladislaus noch. Um Geld zu erhalten, zertrümmerte er seine Erbherrschaften, und verkaufte sehr wohlfeil Baronien, Grafschaften und Herzogthümer; da er sich durch dieses Mittel auf eine Zeit lang Hülfe verschaffte, und sich zu Grund richtete. Ausser dem machte die Vermehrung der Vasallen, daß die Lehnsregierung tiefere Wurzeln faßte. Dies war also eine Quelle neuer Unordnungen. Deren waren doch vorher schon so viele.

Die Kriege, welche seit so langer Zeit dauerten, hatten den Ackerbau die Handlung und alle Künste zu grund gerichtet; und die Neapolitaner wußten nichts als die Waffen zu führen: inzwischen waren sie so, wie Ladislaus sie wollte, welcher, ehrgeizig Italien zu erobern, gewünschet hätte, nur Soldaten zu Unterthanen zu haben. Man vermuthet also, daß dieser Fürst alle seine Sorgfalt auf die Kriegszucht wird verwendet, und alle andere Theile der Regierung vernachläßiget haben. In der That war dieses sein Betragen. Er machte zwar Eroberungen; aber er hätte vorsehen sollen, daß seine Macht, welche hinlänglich zu Eroberungen seyn konnte, zu schwach war, um sie zu erhalten. Er hätte zum wenigsten begreifen sollen, daß die Lehnsregierung, welche er befestigte, seiner Ehrbegierde ein Hinderniß sey; und daß ein Eroberer, welcher keine andere Kriegsvölker als seiner Vasallen die ihrigen hat, mitten in seinem Fortgange kann aufgehalten werden.

Nach seinem Tode setzten die Soldaten, auf welche er alle seine Sorgfalt verwendet hatte, das Königreich in die größte Verwirrung. Weil sie keinen Sold mehr erhielten, zerstreueten und ergaben sie sich den Vasallen, welche sie bezahlen konnten, oder fremden Fürsten. Seine Schwester, Johanna die II, welche ihm in der Regierung folgte, wurde Königinn mit wenig Einkünften, wenig Soldaten und mit noch we-

niger Tugend. Von allen Eroberungen ihres Bruders konnte sie nichts als Ostia und die Engelsburg zu Rom behalten.

Er scheint die Liebe müsse fast allezeit den gekrönten Häuptern unglücklich seyn. Denn haben sich die Fürsten vor den Frauenzimmern zu fürchten, so sind die Mannspersonen den Prinzessinnen nicht weniger gefährlich: unter andern dienet die Johanna zu einem Beyspiele davon.

Seit langer Zeit in Pandulph Alapo, ihren Haushofmeister verliebt, machte sie ihn zu ihrem Kammerherrn, so bald sie den Thron bestieg. Pandulph, welcher, vermög dieses Titels, die Einkünfte zu besorgen hatte, wurde bald Meister von allem, unter einer Königinn, die ihrem Vertrauen keine Gränzen setzte, weil sie ihren Leidenschaften keine zu setzen wußte. Die Klugen tadelten die unanständige Aufführung dieser Prinzessinn die Herren, welche zu alt waren, als daß sie sich schmeicheln könnten, ihr zu gefallen, schienen wie die Klugen zu denken: und die Jüngern mißbilligten nur ihre Wahl. Sie liebten die Lustbarkeiten, welche sie oft ihrem Hofe gab. Ehrbegierig dabey oft zu glänzen, und ihre Blicke auf sich zu ziehen, machte ein jeder von ihnen sich schon zum Helden eines Romans, und baute sein Glück auf die Schwachheiten der Königinn. Unterdessen vergifteten die Intriquen, die Eifersucht und die Unruhen diese ärgerlichen Ergötzlichkeiten, und

man sah vorher, daß der nahe Untergang dieses verdorbenen Hofes, dem Königreiche großes Elend zubereitete. Schon hatte Pandulph, unter dem Vorwande einer erdichteten Verrätherey, den Sforza einkerkern lassen, welcher ihm Verdacht erweckte, weil er der Königinn zu sehr gefiel. Dieser Schritt allein konnte einen innerlichen Krieg erregen: denn Sforza, schon durch sich selbst mächtig, interessirte durch sein Schicksal alle die, welche das Glück seines Mitbuhlers beneideten, und, da sie die Sprache eines Patrioten zu führen sich stellten, sagten, wie nothwendig die Talente dieses Kriegers dem Staate seyn. Man beschwerte sich, daß man so leichterdings einen Mann gefangen genommen habe, welcher die Nation zum Richter haben sollte. Mit einem Worte, das Murren war allgemein; und die Königinn, durch die Vorstellungen erschreckt, war gezwungen nachzugeben, und die Erkenntniß von dieser Sache einem Rechtsgelehrten, welchen man ihr nannte, zu übertragen.

Pandulph, der Gegenstand des öffentlichen Unwillens geworden, denket auf Mittel, diese Sache beyzulegen, und suchet sogar eine Stütze an dem, dessen Untergang er entworfen hatte. Er zerstreuet mit Geschicklichkeit allen Verdacht des Sforza, zieht ihn aus der Gefangenschaft, und giebt ihm seine Schwester zur Ehe, und die Würde eines Kronfeldherrn zum Heurathgut. Aber ein Feind, den er gewinnet, erwecket ihm andere.

Julius Cäsar von Capua, welcher einen großen Theil der Kriegsvölker des Ladislaus in seinem Solde hatte, und die Vereinigung des Pandulph und Sforza als ein Hinderniß seiner Ehrsucht ansah, dachte auf die Vernichtung dieses Duumvirats. Jakob von Bourbon, Graf von la Marche, kam damals nach Neapel, die Königin zu heurathen. Diese Heurath war ein Glück für diesen von der Krone Frankreich sehr entfernten Prinzen. Dieses war auch eine der Ursachen, warum ihn Johanna gewählet hatte, weil sie glaubte, er werde weniger Ansprüche machen, und man war übereingekommen, daß er auf die königliche Würde Verzicht thun, und sich begnügen sollte, das Königreich mit dem Grafentitel zu regieren.

Julius Cäsar nahm über sich, dem Grafen von la Marche entgegen zu gehen, er grüßte ihn als König, gab ihm Nachricht von dem schlimmen Zustande des Königreiches, und ließ ihm nichts verborgen von der unanständigen Aufführung der Königinn.

Da mehrere andere Baronen sich beeiferten, den Grafen la Marche auch als König zu erkennen, so verheelte die Johanna ihren Verdruß, und gab den Neapolitanern Befehl, diesen Prinzen als ihren König zu empfangen. Er verweilte nicht, sich alles Ansehens zu bemächtigen. Die Feste wegen des Beylagers waren noch nicht geendet, als er den Pandulph fest setzen, und ihm den Kopf herunterschlagen ließ, nachdem

er

er durch die Folter ihm das Bekänntniß von allem dem herausgepreßt, was er wissen wollte. Hernach verjagte er alle junge Hofleute, welche den Hofstaat der Königinn ausmachten, und übergab sie selbst der Aufsicht eines alten Franzosen, der niemand einen Umgang mit ihr gestattete.

Vielleicht hätten sich die Neapolitaner um das Schicksal der Königinn wenig bekümmert, wenn Jakob sich dieselben nicht abgeneigt gemacht hätte, da er alle Aemter den Franzosen gab. Aber da der Neid über diese Fremden sich unter den Empfindungen des Mitleidens verhüllte, so ward man bald verdrüßlich, eine Prinzessinn nicht mehr zu sehen, welche man bisher mit Aergerniß gesehen hatte. Ueber das waren mehrere Familien durch die Sparsamkeit, welche der König eingeführt hatte, verdorben, und die sämmtliche Jugend seufzete nach jenen Festen, wo man unter den Ergötzlichkeiten sein Glück machte. Schon drey Monathe war Johanna nicht öffentlich erschienen, als eine Menge Neapolitaner zum Schlosse kamen, sie zu sehen begehrten, und sagten, sie wollten, daß sie behandelt werde, wie es einer Königinn gebühre.

Julius Cäsar, damals einer von den Mißvergnügten, weil er an den Gnaden des Königs keinen Antheil bekommen hatte, machte den Entwurf sie zu befreyen; indem er sich schmeichelte, den Platz des Pandulph einnehmen zu können. Er wollte mit ihr die Mittel dazu ver-

abreden; und da das Vertrauen, welches man in ihn setzte, ihm in die Zimmer der Königinn einen freyen Zutritt gestattete, bot er sich an, dem Könige das Leben zu nehmen.

Johanna, weil sie sich ihrem Angeber nicht vertrauen konnte, glaubte, daß man ihr eine Falle stellte; und indem sie die Gelegenheit ergriff, sich bey ihrem Gemahl ein Verdienst zu machen, entdeckte sie ihm die Absichten des Julius Cäsar, und ließ ihn hinter die Tapeten verstecken, um davon selbst ein Zeuge zu seyn. Julius Cäsar wurde in Verhaft genommen, und enthauptet. Alle diese Begebenheiten trugen sich 1425 in den fünf ersten Monathen der Regierung des Jakob zu.

Dieser Prinz, durch das Verfahren der Königinn gerührt, hielt sie etwas weniger eingeschränkt: er erlaubte ihr sogar einige Zeit hernach in dem Garten eines Florentiners zu Mittage zu speisen. Sobald man wußte, daß sie ausgieng, lief der Adel und das Volk mit Eifer auf ihren Weg. Ihre betrübte Mine, ihre Augen, bereit in Thränen zu schwimmen, ihre Blicke, welche sie ihrer Unruhe überließ, oder mit Furcht zurück hielt, alles nahm für ihren Zustand ein, sogar ihre Bemühungen, ihren Schmerz zu verbergen, welchen sie doch an Tag legen wollte.

Die Unglücklichen haben ein Recht auf das menschliche Herz. Johanna, welche dieses Recht nur aus diesem Grunde hatte, rührte also das

Volk

Volk, welches ihr mit Stillschweigen bis zu dem Hause des Florentiners folgte. Bis daher war es nur noch Mitleiden: aber Ottino Caraccioło und Annechino Mormile, wiegelten den Adel und die Bürgerschaft auf; und nachdem sie sich an die Spitze eines gewaffneten Haufens gestellt hatten, als die Königinn nach dem Pallaste zurückkehrte, führten sie dieselbe in den erzbischöflichen Pallast, unter dem Zurufen des Volkes. Man schrie, man müsse den König in einem Schlosse belagern, wohin er sich geflüchtet hatte, als die klügsten, welche vorsahen, daß die Königinn sich wieder einem neuen Favoriten überlassen würde, und an dem Könige einen Zaum für die Leidenschaften dieser Prinzessinn zu finden glaubten, auf Mittel dachten, diesen Aufruhr in seiner Geburt zu ersticken. Man pflog Unterhandlung. Auf der einen Seite verglich man sich dahin, daß Jakob den königlichen Titel beybehalten sollte, mit einem jährlichen Einkommen von vierzig tausend Dukaten, zur Unterhaltung seines Hauses, und auf der andern, daß Johanna, als die rechtmäßige Souverainiinn des Königreiches sollte erkannt werden: und sich einen ihrem Stande anständigen Hofstaat erwählen könnte. Dieser Vertrag wurde geschlossen unter der Garantie der Stadt Neapel.

Der neue Hof der Königinn, wie der erste, voll Liebeshändel und Ränke, ward wieder eine Quelle von Unruhen. Während Sergiani

Carraccioli, welcher diese Prinzessinn wegen des Verlustes des Pandulph tröstete, unter verschiedenem Vorwande alle die entfernte, welche zu viel gefallen konnten; machte sie sich durch Gnadenbezeigungen den Adel und die Vornehmsten des Volkes ergeben. Bald kam die Reihe an den König Jakob, daß er in seinem Pallast ein Gefangener wurde, und man jagte alle Franzosen aus dem Königreiche.

Unterdessen murrte man über die Aufführung der Königinn, und empörte sich gegen den Sergiani; als Sforza, welcher besondere Ursachen hatte, über diesen Minister mißvergnügt zu seyn, dessen Verweisung verlangte. Man mußte sie ihm zugestehen, denn er war bewaffnet; mehrere Baronen waren mit ihren Truppen zu ihm gestossen, und Neapel schien geneigt zu seyn, für ihn sich zu erklären.

Indem dieses vorgieng, begehrte Martin der V, welcher so eben in dem Concilium zu Costnitz war erwählet worden, die Loslassung des Königs Jakob, auf das Anhalten des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund. Aber dieser König, welcher nicht der geringsten Achtung genoß, und müde war, blos die Krone zu tragen, um ein Zeuge von den Unordnungen seiner Frau zu seyn, schiffte sich heimlich ein, und kam nach Frankreich zurück, wo er ein Mönch wurde.

Alsdann erschien Sergiani wieder in seiner vorigen Gunst zu Neapel; und Sforza, welcher

cher neue Ursachen hatte, sich über einen mehr als jemals wider ihn feindlich gesinnten Favoriten zu beschweren, lud Ludwig von Anjou, den Sohn Ludwigs des II, welcher den Titel des Königs von Neapel gehabt hatte, ein, von diesem Königreiche Besitz zu nehmen.

Johanna ruft Alphons, König von Sicilien und Aragonien zu Hülfe, und nimmt ihn an Kindesstatt an, um ihn zu verbinden, mit aller seiner Macht zu kommen. Diese zwey Mitwerber verheeren um die Wette ein Königreich, das sie einander nehmen wollen. Bald hernach macht die Königinn selbst Anschläge wider Alphons, welcher die Oberhand hatte, und bereuete, daß sie ihm zuviel Gewalt eingeräumet: diese Anschläge wenden sich wider sie und ihren Favoriten: Der beleidigte König von Aragonien läßt Sergiani gefangen nehmen, den er für die Ursache der Veränderung der Königinn in Ansehung seiner hält.

Sforza fliegt zur Hülfe der Johanna, welche sonst keine, als ihn, hatte. Ueberwinder des Alphons, erlangt er die Freyheit des Carracciolo: durch diese Wohlthat versöhnt er sich mit diesem Favoriten. Alle beyde vereiniget, bewegen die Königinn, den Ludwig von Anjou vorzuziehen: sie nimmt ihn an Kindesstatt an, und Alphons kehrt nach Spanien zurück.

Nachdem Ludwig mit Tod abgieng, setzte 1435 die Johanna, welche das folgende Jahr auch starb, Renatus, den Bruder Ludwigs,

zu ihrem Erben ein. In ihr ist das erste Haus von Anjou erloschen, welches zu Neapel regieret hat.

Es war nicht genug, daß diese Prinzessinn diesem Königreiche zwey Prätendenten gegeben hatte. Eugen der IV, Nachfolger Martins des V, verwarf beyde, und wollte noch einen dritten geben; oder wenigstens wollte er sich der Regierung bemächtigen, bis er die Krone vergeben hätte, wie er behauptete, dazu das Recht zu haben. Die Neapolitaner sahen nicht auf seine Ansprüche.

Alphons wird sich von dem Königreiche Neapel Meister machen. Renatus eben so unglücklich, als seine Vorfahren, wird nur daselbst erscheinen, um seine Hoffnung scheitern zu sehen. Wenn er durch Florenz wieder zurück reiset, wird er dort den Papst antreffen, der ihn belehnen wird. Er wird nach Frankreich mit dem Titel eines Königs zurück kommen. Seine Rechte werden nur Frankreich und Spanien gegen einander bewaffnen, und mit der Zeit neue Kriege verursachen.

Johanna die II, hatte 1414, eben in dem Jahre, wo das Concilium zu Costnitz eröffnet worden, den Thron bestiegen. Damals fieng jener leidige Krieg an, welchen Heinrich der V gegen Karl den VI führte. Also wissen wir die Lage von Engelland und Frankreich, während der Regierung der Johanna zu Neapel. Es ist uns noch übrig, die Augen auf das zu

wer-

werfen, was in Deutschland und in der Kirche vorgieng.

Ich werde den Hußiten nicht in ihren Verheerungen folgen, welche sie in Böhmen, Ungarn, Sicilien, Mähren, Oesterreich, u. s. w. anrichteten. Diese Leute, welche der Fanatismus bewaffnete, waren um so furchtbarer, als sie einen großen Helden zu ihrem Führer hatten. Johann von Trosnow, Kämmerer des Königs Wenzeslaus, aber mehr unter dem Namen Ziska bekannt, welcher in der böhmischen Sprache einäugig bedeutet, und den man ihm gab, als er in einer Schlacht ein Aug verlor, Johann Ziska, sage ich, lehrte diese Leute den Krieg, welche sich auf gut Glück zusammen rotteten, um den Tod des Johannes Huß zu rächen, und machte daraus vortreffliche Soldaten.

Da Wenzeslaus 1419, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben, war sein Bruder Sigmund sein Erb; aber Ziska erklärte, dieser Kaiser sey, nachdem er in die Hinrichtung des Johannes Huß gewilliget habe, unwürdig die böhmische Krone zu tragen; er unterstützte diesen Grund mit dem Fortgange seiner Waffen. Er schlug Sigmunden in vier regulären Schlachten. Nachdem er hernach sein noch einiges Aug verloren, als er einen Ort betrachtete, wollte er vergeblich das Kommando niederlegen, seine Soldaten setzten sich dawider. Also genöthiget zu kommandiren, fuhr er fort zu siegen, und gewann noch vier große Schlachten.

Der

Der Kaiser in der Verzweiflung, Böhmen zu erobern, ließ dem Ziska die Statthalterschaft dieses Königreiches, das Kommando der Kriegsheere, die Rechte und Einkünfte der Krone anbieten, und begehrte allein, von dem Volke für den rechtmäßigen Souverain erkannt zu werden, und den Titel als König zu führen. Der General der Hussiten nahm dieses an, er hatte sogar Ansehen genug bey seiner Partey, zu machen, daß man diese Vorschläge sich gefallen ließ. Wie er aber auf dem Wege war, sich bey dem Sigmund einzufinden, starb er 1424 an der Pest. Seine letzten Worte waren der Befehl, man solle ihm die Haut abziehen, und davon eine Trummel machen; indem er versicherte, daß der Schall dieses kriegerischen Instruments die Feinde zur Flucht bringen würde. Er urtheilte nicht ohne Grund also: denn er konnte vorsehen, daß diese Trummel sehr geschickt wäre, den Fanatismus in der Seele seiner Soldaten zu unterhalten. In der That, die Reichsvölker, welche seit langer Zeit nicht mehr sich vor den Hussiten trauten sehen zu lassen, wurden noch mehrmalen überwunden, obwohl die Rebellen in zwey Parteyen sich getheilet hatten. Es ist wahr, sie fanden wieder einen großen Feldherrn an dem Prokopius.

1423 war das Jahr, welches die Väter zu Costnitz angekündiget hatten, um ein allgemeines Concilium zu Pavia zu halten. Es wurde wirklich den 22 Junius eröffnet: aber

fast sogleich nach Siena, der Pest wegen, verlegt; und dann eilte Martin der V, unter dem Vorwande, daß wenige Prälaten gekommen waren, es aufzuheben. Es ist wahr, daß die Unruhen, welche aller Orten herrschten, nur wenigen Kirchen gestattet hatten, Abgeordnete dahin zu schicken. Aber die wahre Ursache Martins ist, daß er ein Gericht fürchtete, welches sich vornahm, die Kirche in Haupt und Gliedern zu verbessern

Basel wurde erwählet, um dort in sieben Jahren ein anderes allgemeines Concilium zu halten. Dieses war wider die Verordnung zu Costnitz: denn gewiß die Meynung war nicht gewesen, die Bischöfe zu versammeln, um sie sogleich wieder von einander gehen zu lassen. Mehrere beschwerten sich, daß Martin der Verbesserung der Kirche sich widersetzte. Dies war vergeblich: man mußte den Bullen gehorchen, und man gieng auseinander.

Das Concilium zu Basel wurde 1431 eröffnet, als Eugenius der IV so eben auf den Martin gefolget war. Da es fürchtete, der Papst möchte es zu trennen, oder zu verlegen suchen, so erklärte es, daß, da es die Kirche vorstelle, es seine Gewalt unmittelbar von Jesus Christus habe; daß der Papst selbst ihm zu gehorchen verbunden sey; daß er würde gestraft werden, wenn er zu gehorchen sich weigerte; und daß alles, was er zu der Aufhebung des Concilium thun könnte, als nichtig würde angesehen werden.

Alsbald erschienen eine Bulle, durch welche Eugenius die Aufhebung des Concilium befahl, und Decrete des Concilium, welche dem Eugenius die Widerrufung seiner Bulle vorschrieben. Dieser Streit dauerte bis 1434. Da unterdessen der Papst, welcher in diesem Zwischenraume Kriege mit den Colonna, und mit dem Herzoge von Mayland gehabt hatte, und das vorhergehende Jahr von dem Volke aus Rom war gejagt worden, fürchtete, von dem Concilium als ein Hartnäckiger behandelt zu werden, so widerrief er seine Bulle, und erklärte es als rechtmäßig versammelt.

Alsdann beschäfftigte sich das Concilium mit der Verbesserung der Kirche, besonders in ihrem Oberhaupte. Denn es vergaß nicht die Mißbräuche des römischen Hofes, und unter andern die Rechte, deren er sich über die Pfründen anmaßte. Es that mehr: es befahl dem Papste zu erscheinen, um auf die Klagen der Simonie, und andere, welche man wider ihn machte, zu antworten.

Der Papst gab eine Bulle heraus, durch welche er das Concilium nach Ferrara verlegte, wenn die Väter zu Basel fortschreiten würden, wider ihn zu verfahr n. Unterdessen schritten sie fort, und forderten sogar von ihm, diese Bulle zu widerrufen. Er that es nicht, und 1438 versammelte sich zu Ferrara ein anderes Concilium, welches aus einigen italiänischen Bischö-

fen

sen bestand, und das folgende Jahr nach Florenz verlegt wurde.

Die griechischen Kaiser, welche aus dem Vergangenen von dem Gegenwärtigen urtheilten, bildeten sich ein, die Päbste vermöchten noch alles, was sie vermocht hatten, und daß sie folglich mit der Macht von Europa nach Belieben schalten könnten. Daher, in der Hoffnung gegen die Ungläubigen Hülfe zu erhalten, welche ihnen die Päbste nicht verschaffen konnten, waren sie seit langer Zeit in Unterhandlungen wegen der Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen. Da nun das Concilium zu Ferrara eine günstige Gelegenheit zu dieser Absicht zu verschaffen schien, begab sich Johann Emmanuel Paleologus, welcher damals regierte, mit dem Patriarchen und andern vornehmen Geistlichen dahin. Man stritt lang und viel, endlich glaubte man Erklärungen gefunden zu haben, die tauglich wären, die beyden Kirchen zu vereinigen, und man gieng von einander in der Zuversicht die Spaltung gehoben zu haben. Aber zu Konstantinopel billigte man nichts von dem, was der Kaiser und diese Prälaten gemacht hatten. Man löschte seinen Namen aus den Dyptiken, man sonderte sich von denen ab, welche die Vereinigung unterschrieben hatten, und mehrere widerriefen sogar.

Unterdessen belegten beyde Concilien einander mit dem Kirchenbanne, und erklärten eines des andern Decrete für nichtig. Endlich setzte

das Concilium zu Basel, welches damals aus neun und dreyßig Prälaten, und bey nahe aus hundert Geistlichen vom zweyten Range bestand, den Eugenius als einen Ungehorsamen, Simoniaken, Meineidigen, Schismatiker, Ketzer ꝛc. ab, und erwählten als Papst, Amadeus, Herzog von Savoyen, welcher sich damals an dem Ufer des Genfersees in eine Einöde begeben hatte, wo er als ein Einsiedler lebte. Amadeus nannte sich Felix den V.

Durch die Hindernisse also, welche der Papst der Verbesserung in Weg legte, wurde das Concilium selbst die Gelegenheit zu einer Religionsspaltung, die abermals die ganze Christenheit zu trennen bedrohete. Diesem Unglücke kam die kluge Aufführung der vornehmsten europäischen Mächte vor.

Nach den Berathschlagungen der zu Bourges versammelten Prälaten, erklärte Karl der VII, daß er das Concilium zu Ferrara nicht erkenne, daß er das zu Basel für allein rechtmäßig versammelt halte, und daß er zu gleicher Zeit den dem Eugenius schuldigen Gehorsam ihm nicht entziehen wollte, und fortfahre, ihn als rechtmäßigen Papst zu erkennen.

Die Deutschen ergriffen auch auf mehrern Reichstägen die Neutralität; mit der Erklärung, daß sie gleichfalls den Eugenius und das Concilium zu Basel erkennen, und weder die Verordnungen des Concilium wider den Eugenius, noch die Bullen des Eugenius wider das Concilium annehmen. Engelland führte sich eben

so

so auf, und nahm fast keinen Antheil an diesem Schisma, weil es keine Abgeordnete nach Basel geschicket hatte. Die Kirche von Schottland that den Felix und das Concilium, welches ihn erwählet hatte, in den Kirchenbann. Alphons von Aragonien, damals mit Renatus von Anjou im Kriege begriffen, verhielt sich hierbey sehr listig, da er den beyden Päpsten Vorschläge machte, und sich für keinen erklärte, um den einen und den andern in die Nothwendigkeit zu versetzen, ihn zu schonen. Das übrige von Italien, Piemont und Savoyen ausgenommen, war für den Eugenius. Pohlen und Ungarn hiengen aus besondern Ursachen dem Felix an; so wie die hohe Schule zu Paris, und die Universitäten Deutschlands, welche vieles schrieben, um das Ansehen des Concilium zu Basel zu beweisen.

Es ist wahr, daß das Concilium zu Basel für rechtmäßig erkennen, so viel war, als es für den Richter des Papstes erkennen; und man fiel folglich in einen Widerspruch, wenn man sich ihm, und doch nicht dem Urtheile unterwarf, welches dasselbe wider den Eugenius fällte: es war aber besser sich widersprechen, als eine neue Religionstrennung zu verursachen. Zum Glücke machten die, welche sich erklärten, von beyden Seiten nur schwache Parteyen aus. Vergeblich suchten die zwey Päpste alle Höfe zu gewinnen: die Neutralität fuhr fort zu überwiegen, und die Concilien von Basel und Florenz

hörten 1443 aus Ermüdung auf. Da keines dem andern nachgeben wollte, gieng man auseinander, ohne den Frieden hergestellt zu haben. Man beschloß allein, daß man in drey Jahren ein allgemeines Concilium zu Lyon halten würde, und man hielt dieses Concilium nicht. Diese Trennung dauerte bis zu dem 1457 erfolgten Tod des Eugenius. Das folgende Jahr darauf erlosch sie unter Nikolaus dem I, durch die Sorgfalt der christlichen Fürsten, und besonders Karls des VII, und der französischen Kirche. Felix, welchem man vortheihafte Vorschläge machte, legte seine Würde ab, und diese Abdankung wurde von einigen Prälaten gutgeheissen, welche mit ihm zu Lausanne waren, und daselbst das Concilium zu Basel fortzusetzen glaubten.

Die französische Kirche war die einige, welche aus den Verordnungen des Concilium zu Basel etliche Vortheile gezogen. Die Prälaten, die zu Bourges versammelt waren, um dieselben zu untersuchen, nahmen sie mit einigen Einschränkungen an, und baten Karl den VII durch ein Gesetz zu bestättigen, was sie beschlossen hatten. Dieses Gesetz wurde ihnen unter dem Namen der pragmatischen Sanction bewilliget. Es befestigte die Gewalt eines allgemeinen Concilium über den Papst: es nahm ihm fast gänzlich den Besitz hinweg, worin er war, zu den Pfründen zu ernennen, und in geistlichen Dingen in dem Königreiche ein Urtheil zu sprechen: es führte

wieder die Wahlen ein, so wie sie ungefähr vor den Anmassungen des römischen Hofes gewesen waren: endlich schaffte es die Anwartschaften ab, die Annaten, welche für Simonien erklärt wurden, und andere Erpressungen, wovon zu reden ich Gelegenheit gehabt habe. Dies sind die vornehmsten Punkte dieser pragmatischen Sanction.

Während der Verwirrungen der Kirche gieng der Aufruhr der Hussiten fort, und endigte sich erst 1436. Nur durch Hülfe der Zwistigkeiten, welche unter ihnen sich hervorthaten, gelang es dem Sigmund, als König von Böhmen anerkannt zu werden. Er stellte den Frieden her, und betrieb sogar mit Fortgang bey dem Concilium zu Basel die Aussöhnung der Hussiten mit der Kirche.

Als er 1437 gestorben war, bekam er zu seinem Nachfolger im Reiche Albrecht den II, Herzog von Oesterreich, seinen Tochtermann und Erben, und folglich König von Böhmen und Ungarn. Seit Albrecht, welcher 1439 starb, ist das Reich allezeit bey dem Hause Oesterreich verblieben. Friederich der III, sein leiblich Geschwisterkind, wurde 1440 erwählt, und regierte bis 1493.

IV. Kapitel.

Ende des griechischen Reiches.

Die Franzosen richteten mit ihrer Lehnsregierung und ihrer Barbarey, denn damals waren sie noch sehr barbarisch, das griechische Reich gänzlich zu grunde. Es war eben so leicht ihnen dasselbe hinweg zu nehmen, als es ihnen leicht gewesen war, solches zu erobern: es war aber nicht mehr das alte Reich, welches man ihnen wieder abnahm. In Asien sehr eingeschränkt, war es in Europa in eine Menge Herrschaften abgetheilet.

Bey vieler Herzhaftigkeit arbeiteten die Franzosen um so mehr einander zu verderben, als sie ganz und gar ohne Zucht waren. Soldaten, und nichts anders, vollendeten sie den Untergang der Künste und der Handlung. Das verarmte Konstantinopel hatte kein Seewesen mehr, es konnte es nicht haben, und inzwischen war es dessen benöthiget, seine Küsten wider die Ungläubigen zu beschützen: So waren die Reste dieses Reiches beschaffen, woraus Michael Paleologus 1261. die Franzosen verjagte.

Seit dieser Zeit scheinen die Unordnungen immer zuzunehmen, und die bürgerlichen Kriege sich zu vermehren, und grausamer zu werden, nach dem Maß, als die Türken mehr Fortgang machen. Weit entfernt, gegen den gemeinen Feind sich zu vereinigen, verbinden sich die unterschiedlichen Parteyen wechselweise mit den

Sulta-

Sultanen; und um einander zu verderben, richten sie sich alle zu grunde.

Die Mönche hatten die vornehmsten Sitze an sich gerissen, sie waren die einige Geistlichkeit, seit dem Theodora die Verehrung der Bilder wieder eingeführt hatte. Durch ihre Stiftung von der Welt abgesondert, näherten sie sich ihr wieder aus einem ganz verschiedenen Geiste, und regierten sie um sie zu verwirren. Sie giengen in den Rath des Fürsten, sie mischten sich in die Zusammenkünfte, und in die Aufruhren des Pöbels: mit einem Worte, Krieg und Friede, alles wurde durch sie gemacht.

Sie beschäfftigten die Griechen, von Natur zu Sophistereyen aufgelegt, mit tausend Subtilitäten, welche oft keine Gemeinschaft mit der Glaubenslehre hatten, und die man inzwischen als wesentlich behandelte. Die Kaiser, welche Mönche wurden, weil sie unter Mönchen lebten, beschäfftigten sich gleichfalls mit diesen Subtilitäten. Mehrere hätten sich sogar für strafbar gehalten, wenn sie sie aus der acht gelassen hätten, um die Regierung zu besorgen. So erweckte der, der Religion so wie dem Staate widrige Aberglaube, ohne Aufhören neue Streite, welche immer Trennungen hervorbrachten; und da er die Sekten wider einander aufbrachte, so entstanden daraus um so schädlichere Unordnungen, als sie der einige Gegenstand der Regierung wurden.

Sechzig Jahre über, als die Lateiner von Konstantinopel Meister waren, hatten sie eine neue Schiedwand zwischen den beyden Kirchen errichtet, weil sie die Griechen jemehr und mehr abwendig gemacht haben. Die Mönche insbesondere, wollten von der Vereinigung nichts hören; sie kannten gar zu wohl die Gewalt der Päpste; und die Mönche regierten das Volk. Auch haben sich die Kaiser ihren Unterthanen allemal verhaßt gemacht, wenn sie sich mit den Lateinern zu vereinigen gesucht haben. Wenn sie aufrichtig, und der Religion wegen darauf dachten, kann man sie nicht genug loben: wenn es aber aus Politik geschah, wie man Ursache zu glauben hat, so mußten sie sehr blind gewesen seyn. Was für eine große Hülfe konnten sie von den christlichen Fürsten im vierzehnten Jahrhunderte erwarten. Unterdessen warfen sie sich zu den Füßen der Päpste, durchwanderten Europa, und bettelten um Hülfe, welche man ihnen nicht geben konnte. Alles verkündigte also den Untergang eines Reiches, welches, seit langer Zeit schlecht regiert, sich nicht mehr durch sich selbst erhalten konnte. Ich gehe geschwind die innerlichen Ursachen seines Verfalles vorbey, weil man sie anderswo vollkommen entwickelt sehen wird (*), und ich komme auf die äußerlichen Ursachen.

Als

(*) Conſidérations für les cauſes de la grandeur des Romains & de leur décadence, par Monſ. de Montesquieu: wovon auch eine deutſche Ueberſetzung erſchienen iſt.

Als die Nachfolger des Gengis-Kan den Theil von dem kleinern Asien eroberten, welchen die seljucidischen Türken von Iconium besassen, zogen mehrere türkische Emire sich in das Gebirge, um dem Joche der Ueberwinder zu entgehen. Zwischen diesen Felsen bereiteten sie sich selbst Eroberer zu werden, da sie die Mäßigkeit und ein rauhes Leben gewöhnten; und sie verließen sie zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, um die morgenländischen Provinzen des griechischen Reiches zu verheeren und anzufallen. Ottomann, einer dieser Emire, ist es, der sich am meisten hervorthat, und seinen Namen einem neuen Reiche geben sollte. Orchanes, sein Sohn, der ihm 1326 in der Regierung folgte, machte neue Eroberungen, während Konstantinopel durch die Ehrsucht des Statthalters von Thessalonika beunruhiget wurde: Meister von Nicäa, machte er sie zur Hauptstadt seiner Staaten, und nahm sich vor über den Bosphorus zu setzen.

Cantacuzenus, welcher die Waffen ergriffen, und den Kaiser, Johann Paleologus, genöthiget hatte, ihn für seinen Mitregenten anzunehmen, verschob die Entwürfe des Orchanes, da er seine Tochter an ihn verheurathete. Als er aber einige Zeit hernach die Neigung des Volkes für den Johann Paleologus erkannte, legte er die Mitregierung nieder, und begab sich in ein Kloster. Folglich war er zugleich ein Mönch, und Schwiegervater eines Türken. Die kurze

Zeit über, da er regierte, bemühete er sich zum wenigsten das Seewesen wieder herzustellen. Er hat uns seine von ihm selbst geschriebene Lebensgeschichte, und einige andere Werke hinterlassen.

Auf die Niederlegung der Würde dieses Fürsten, folgten einige Unruhen; und Orchanes, welcher mit dem Paleologus kein Bündniß gemacht hatte, ließ seine Truppen nach Europa hinüber setzen, und machte sich Meister von der Provinz Charipolis. Amurath, sein Sohn, hatte noch größere Vortheile. Er nahm Adrianopel und Philippopolis ein, und machte sich Macedonien, Albanien, und ganz Thessalien unterwürfig, Salonichi ausgenommen. Bajazeth, sein Sohn, mit dem Beynamen Ilderim oder der Donnerkeil, folgte auf ihn.

Die Unruhen vermehrten sich zu Konstantinopel. Andronikus, welchem die Leidenschaft zu regieren, das entsetzliche Vorhaben, seinen Vater, Johann Paleologus, zu erwürgen, eingeflößt hatte, entwischet aus dem Gefängniß, und nachdem er sich zu dem Bajazeth begeben, erhält er von diesem Hülfe, mit welcher er Konstantinopel erobert. Johann Paleologus und Emmanuel, sein zweyter Sohn, werden 1386 in das Gefängniß geschleppet, worin zuvor Andronikus war eingesperret worden.

Zwey und ein halbes Jahr darauf, entwischen auch diese beyden. Sie erhalten von dem Bajazeth gleichfalls Hülfe, mit welcher sie den Thron wieder erlangen. Sie werden diesem

Sultane zinsbar. Sie verbinden sich ihn bey seinen Feldzügen zu begleiten; und sie selbst nöthigen die von ihnen abhängigen Städte, sich den Türken zu ergeben. Als 1391 Johann Paleologus starb, bestand fast das ganze griechische Reich blos in der einigen Stadt Konstantinopel.

Emmanuel, welcher damals an dem Hofe des Bajazeth war, entflieht heimlich, und kömmt nach Konstantinopel, wo er als Kaiser erkannt wird. Der Sultan, welcher sich Meister von dieser Hauptstadt machen will, verheeret die umliegende Gegend, und verhindert Lebensmittel dahin zu bringen.

Dieses war zu Anfang der Regierung Sigmunds in Ungarn. Dieser Fürst, da er erwog, daß die Türken, Meister von Bulgarien und der Wallachey, seine Staaten bedroheten, hielt billig dafür, es liege ihm daran den gänzlichen Untergang des griechischen Reiches zu verhindern. Er hatte die Festung Raab eingenommen, und belagerte Nikopolis, als Bajazeth diesem Orte zu Hülfe kam.

Eine große Menge französischer Herren hatten Sigmunden Völker zugeführt, und machten ein beträchtliches Heer. Ihre Tapferkeit hätte viel nutzen können, wenn sie mehr Gehorsam bezeigt hätten: aber sie verachteten den Rath des Königs von Ungarn, welcher besser als sie wußte, wie man mit den Türken schlagen mußte. Sie thaten also Wunder der Tapferkeit, und zu

gleicher Zeit rissen sie die ganze Armee mit in ihre Niederlage hinein. Diese Gerechtigkeit läßt die Geschichte ihrer Herzhaftigkeit und ihrer Unbesonnenheit wiederfahren.

Bajazeth ließ alle Gefangene jämmerlich erwürgen, die ausgenommen, von denen er ein großes Lösegeld hoffte: man muß aber bekennen, daß vor der Schlacht, die Franzosen selbst von dieser Grausamkeit ihm das Beyspiel gegeben hatten.

Sigmund, schon durch die Strenge verhaßt geworden, mit welcher er die Anhänger des Karl von Duras, Königs von Sicilien verfolget hatte, machte sich auch verächtlich, da er seine Pflichten den Ergötzlichkeiten zu einer Zeit aufopferte, wo er einen so unglücklichen Stoß erlitten hatte. Er ist ein Exempel von dem, was die Fürsten werden, wenn sie, durch eine falsche Größe geblendet, glauben, es sey ihnen alles erlaubt, und wenn sie, unglücklich geworden, sich vom Unglück belehren lassen. Man sieht ihn von einer Provinz in die andere herumirren: er wird von seinen eigenen Unterthanen in ein Gefängniß eingesperrt: er erlangt wieder die Freyheit und die Krone: er wird zum Reiche erhoben: und er wird groß, weil er besser zu schätzen weiß, was er ist. Man hat ihn der Kirche den Frieden verschaffen gesehen.

Bajazeth, Ueberwinder des Sigmund, näherte sich bald Konstantinopel. Er verheerte die Gegend und die Vorstädte. Da er es nicht bezwin-

bezwingen konnte, kam er das folgende Jahr wieder. So fuhr er zehn Jahre über fort, und setzte dieser Stadt so heftig zu, daß er sie in die äusserste Noth versetzte. Er bereitete sich zu einem Sturm, als ihm sein Großvezier vorstellte, daß die Eroberung von Konstantinopel die ganze Christenheit wider ihn waffnen würde; und daß es klüger wäre, dem Kaiser den Frieden anzubieten in einem Zustande, wo er ihm Gesetze geben könnte. Es muß dieser Vezier den wirklichen Zustand der christlichen Fürsten, ihr Unvermögen, ihre Mißhälligkeiten, und ihre Unwissenheit von ihren wahren Vortheilen sehr schlecht gekannt haben. Inzwischen folgte Bajazeth diesem Rathe, und bewilligte dem Emmanuel einen Waffenstillstand auf zehn Jahre; mit der Bedingung, daß man ihm einen Tribut von zehn tausend Goldstücken bezahlen, zu Konstantinopel eine Moschee erbauen, und ein Cadis daselbst stets wohnen sollte, um die Obrigkeit der Mahometaner zu seyn.

Nachdem Andronikus, der ältere Bruder des Emmanuel, mit Tode abgegangen war, bot der Sultan dem Johann Paleologus, Sohn dieses Fürsten an, seine Rechte zum Reiche zu unterstützen, wenn er ihm verspräche, Konstantinopel gegen Morea zu vertauschen. Johann nahm das Anerbiethen an, bestieg den Thron, und weigerte den Tausch zu bewerkstelligen. Was den Emmanuel anlangt, verließ er, genöthiget den Befehlen des Bajazeth zu gehorchen, seine

Staa-

Staaten; und bettelte um Hülfe in Italien, Frankreich, und Engelland: aber die Geschichtschreiber melden nur, wie er aller Orten prächtig empfangen wurde.

Bajazeth fieng also an, in Konstantinopel zu befehlen, er erweiterte sein Reich, und er schien nur noch wenig furchtbare Feinde zu haben, als der Lauf seines Glückes auf einmal gehemmet wurde.

Damals eroberte ein Tartar Persien, Indien, Syrien und mehrere andere Provinzen. Tamerlan, so nennen wir ihn, zog von Sogdiana aus, das heut zu Tage das Land der Usbecken ist. Obwohl ohne Länder gebohren, gleichten seine Eroberungen fast denen des Gengis-Kan, von dem er auf weiblicher Seite abstammen soll. Durch die türkischen Emire, und durch den Emmanuel angerufen, schickte er Abgesandte an den Bajazeth, ihm den Krieg anzukünden, wenn er die Länder nicht wieder zurückgäbe, deren er sich unrechtmäßig bemächtiget hatte. Mitten unter den Verwüstungen, welche er selbst anrichtete, wollte er, daß die Gerechtigkeit einmal auf seiner Seite zu seyn schien. Bajazeth rückte gegen diesen neuen Feind an, wurde überwunden, gefangen und starb bald aus Verdruß in seinem Gefängniß. Man giebt die Zahl der Todten auf mehr als dreymal hundert vierzigtausend an. Diese große Schlacht wurde bey Cäsarea 1402 geliefert.

Emmanuel, als er den Sieg des Tamerlan vernommen hatte, kehrte nach Konstantinopel zurück. Der Kaiser Johann, welcher daraus gejagt wurde, erhielt hernach die Stadt Salonichi, und wurde gegen das Ende seines Lebens ein Mönch. Tamerlan, welcher seine Waffen auf eine andere Seite kehrte, starb wenige Jahre hernach, in einem großen Alter. Endlich die türkischen Emire, in ihren Besitzungen wieder eingesetzt, zerrissen das ottomanische Reich, da indessen die Söhne des Bajazeth, einer wider den andern bewaffnet, sich das übrige streitig machten. Dieser Krieg dauerte bis 1413, als Mahomet, Ueberwinder des Moyses, seines Bruders, von neuem die Macht des ottomanischen Reiches befestigte. Dies sind die Ursachen, welche den Untergang des griechischen Reiches verschoben. Emmanuel lebte sogar im Frieden mit Mahomet, welchem er wider den Moyses beygestanden war.

Der Krieg fieng unter Amurath dem III, Sohn des Mahomet, wieder an. Emanuel wurde in Konstantinopel belagert, weil er Uneinigkeit unter den Türken hatte ausstreuen wollen. Diese Stadt war an dem, eingenommen zu werden. Die Griechen, welche sie herzhaft vertheidigten, sagten, sie hätten die heilige Jungfrau an ihrer Spitze streiten gesehen, und sie habe unter den Türken, welche sie auch gesehen hätten, Schrecken verbreitet. Emmanuel erhielt 1422 den Frieden, und starb in eben diesem Jah-

re in einer Mönchskutte, und mit dem Namen Matthäus, welchen er zwey Tage vor seinem Tode annahm. Johann Paleologus, sein Sohn und Nachfolger, ist eben der, welchen wir bey dem Concilium zu Ferrara und Florenz gesehen haben.

Nach dem Tode Albrechts von Oesterreich, Kaisers und Königs von Böhmen und Ungarn, hatten die Ungarn, mit Ausschließung des nach seinem Tode gebohrnen Sohnes, die Krone Ladislaus, dem Könige von Pohlen, gegeben. Fast zu gleicher Zeit zog Ladislaus die Türken in seine neue Staaten, und das belagerte Belgrad wurde 1442 nur durch die Tapferkeit und Klugheit Johann Hunniades, des Statthalters von Siebenbürgen, errettet. Amurath kam das folgende Jahr wieder: aber vom Hunniades immer geschlagen, wurde er endlich genöthiget, den Frieden zu begehren, und man machte auf zehn Jahre einen Stillstand. Der Sultan, welcher die Einsamkeit aller Hoheit vorzog, legte die Regierung nieder, und ließ die Krone seinem Sohne Mahomet dem II.

Die Türken beobachteten genau den mit dem Ladislaus gemachten Stillstand, und da sie auf eine gleiche Treue von Seiten der Christen rechneten, hatten sie ihre europäischen Staaten von Truppen entblöset, und den größten Theil ihrer Macht nach Asien gezogen. Johann Paleologus hielt diesen Zeitpunkt für günstig, die Ungläubigen über den Bosphorus zurück zu trei-

ben. Eugenius der IV dachte eben so, wie auch der Kardinal Julian, Legat von Deutschschland, berühmt durch den Eifer, mit welchem er die Hußiten verfolget, und durch die Niederlage der Kriegeheere, welche er gegen sie angeführt hatte.

Unterdessen machten sich die Ungarn ein Gewissen, den bey dem Evangelium beschwornen Stillstand zu brechen, der Kardinal Legat beruhigte sie, da er ihnen bewies, daß sie sich nicht bekümmern sollten, einen dem Vortheile der christlichen Fürsten widrigen Vertrag zu halten, welcher ohne Wissen des Papstes gemacht sey, und ungültig werde, sobald ihn der Papst mißbillige. Er bewies sogar, daß es Treulosigkeit wäre, diesen gottlosen Vertrag zu halten; so nannte er ihn. Es scheinet, Julian habe zum wenigsten diese Schlüsse gar zu spät gemacht: denn er war bey diesem gottlosen Vertrage gegenwärtig gewesen, und hatte, obschon mit einigem Widerwillen, seine Einwilligung dazu gegeben. Zur Unterstützung der Schlüsse des Legaten kamen die Befehle des Papstes: Eugenius der IV befahl den Stillstand zu brechen, da er den Ladislaus von allen Eiden lossprach; und man griff zu den Waffen.

Weil Mahomet noch jung war, luden die Türken den Amurath ein, die Krone und die Befehlshaberstelle wieder anzunehmen. Dieser Fürst verließ also seine Einsamkeit, setzte über das Meer, und schlug 1444 die Ungarn in Bulgarien bey Varna. Ladislaus und Julian

verloren das Leben. Amurath legte, nach diesem Sieg, die Regierung zum zweytenmal nieder; aber ein neuer Krieg nöthigte ihn bald, die Krone wieder zu übernehmen.

Bajazeth, nachdem er Albanien erobert hatte, führte als Geisel, Georg Castriot, den Sohn eines Herrn des Landes, hinweg. Dieses, an dem ottomannischen Hofe erzogene Kind, vereinigte mit einer schönen Bildung, Geist, Muth und Geschicklichkeit. Die Janitscharen schätzten und liebten ihn: sie nannten ihn Skanderbeg, ein Name aus dem Namen des Alexanders zusammen gesetzt, und Amurath schenkte ihm unvermerkt täglich mehr sein Vertrauen.

Mittlerweile, da der Vater des Skanderbeg mit Tode abgieng, unterfängt sich dieser junge Mensch den Entwurf zu machen, die Stadt Croja, welche ihm zugehörte, wieder zu erlangen. Er erpresset von dem Sekretär des Beziers einen Befehl an den Commendanten, ihm diesen Ort zu überlassen. Er entwischet, kommt nach Croja, erwürget die ottomannische Garnison, und setzet die Stadt in einen Vertheidigungsstand. Amurath fand sich sehr bald vor Croja ein; zweymal belagert er sie, und zweymal wird er genöthiget die Belagerung aufzuheben, und stirbt, ohne daß er sie erobert hatte.

Johann Paleologus starb 1445, und hinterließ kein Kind. Seine Brüder, welche während seines Lebens das Reich beunruhiget hatten, fuhren fort es zu beunruhigen. Endlich wurde

Constantin seinen Brüdern, Thomas und Demetrius, überlegen, welchen er doch die Staaten überlassen mußte, die sie vor seiner Thronbestetigung innen hatten. Man sieht, daß die Griechen von den Franzosen erlernet hatten, Herrschaften den Prinzen vom Geblüte zu geben; und daß dieser Gebrauch, das Reich zu zertheilen, just um die Zeit eingeführt worden, wo die Provinzen von den Türken angefallen wurden.

Endlich wird Konstantinopel von Mahomet dem II belagert. Paleologus wird auf der Bresche getödtet. Die Stadt wird mit Sturm erobert; und alle, welche dem Schwert der Ottomannen entgehen, werden zu Sklaven gemacht.

Die Griechen vertheidigten sich mit der Tapferkeit, welche die Verzweiflung einflösset. Man muß aber nicht vergessen zu bemerken, daß so gar in der Zeit, wo der Tod oder die Sklaverey ihnen drohete, diejenigen, welche die Vereinigung mit der lateinischen Kirche wollten, und die, welche dagegen waren, noch zwey Parteyen machten, die einander verfluchten, ohne zu erwägen, daß Mahomet bald diesem Streite ein Ende machen werde. So groß war die Wuth, mit welcher dieses Volk mit seinen Disputationen sich immer beschäfftigte.

Mahomet machte noch grosse Eroberungen in Europa und Asien. Unterdessen unterlagen seine Waffen allezeit dem Skanderbeg. Sie hatten auch Verlust wider die rhodischen Ritter, heut zu

Tage die Maltheserritter, und Hunniades zwang ihn die Belagerung von Belgrad aufzuheben.

Da Mahomet sich von der Insel Rhodus nicht Meister machen konnte, schickte er nach Apulien ein Kriegsheer, welches Otranto belagerte. Dieser Ort wurde 1480 mit Sturm eingenommen. Als aber der Sultan das folgende Jahr mit Tod abgieng, eroberte Ferdinand, ein natürlicher Sohn und Nachfolger des Alphons ihn wieder, und bewilligte den Türken eine anständige Kapitulation.

V. Kapitel.

Betrachtungen über die europäischen Völker, von dem Verfalle des abendländischen Reiches bis zum Verfall des griechischen Reiches.

Jeder seinen eigenen Kräften überlaßene Mensch, fühlet seine ganze Schwäche, und dieses Gefühl setzet ihn in die Nothwendigkeit, sich mit andern zu vereinigen. Die Horden bilden sich also; aber zwey Dinge bestimmen ungefähr die Anzahl der Personen, welche sie in sich begreifen sollen: auf der einen Seite muß die Anzahl groß genug seyn, damit eine jede in der Empfindung von ihrer Stärke die Zuversicht finde, mit Vortheil anzugreifen; und auf der andern muß diese Anzahl nach den Ländern mehr oder weniger eingeschränkt seyn, damit der ganze Haufe in den

Oertern, wo er herumschweift, bestehen könne. Wenn die zu viel angewachsene Bevölkerung dieses Verhältniß in Unordnung bringet, entstehet eine Veränderung nach der andern, die Haufen stossen sich, theilen sich, vereinigen sich wieder, und überschwemmen alle Orte.

Die Horden haben keine Erfahrung, um sich in Umständen zu regieren, welche von denen so unterschieden sind, worin sie zuvor waren: nichts destoweniger behalten sie noch eben die Zuversicht; da sie sich nach dem Instinkt betragen, wie sie sich immer betragen haben, und nicht mehr den vorigen Fortgang machen. Wenn mitten unter diesen Unordnungen ein Haupt mit diesem Instinkt ein wenig mehr Nachdenken als andere vereinigt, wird es ihm leicht seyn, mehrere Horden zu zwingen, daß sie ihm gehorchen, und ein Eroberer zu werden: aber diese Barbaren werden in den eroberten Landen, worin sie sich gesetzt haben, eben die seyn, die sie in den weitläuftigen Feldern waren, wo sie herumschweiften: das ist, unfähig ihrer neuen Lage nachzudenken, werden sie auch da noch nur ihren Instinkt zur Regel nehmen: darum hat Europa seit dem Verfalle des abendländischen Reiches so viel Mühe gehabt, gesittet zu werden.

In Griechenland haben die nämlichen Unordnungen ganz unterschiedene Folgen gehabt; denn die Völker, des Krieges müde, waren bey Zeiten bedacht, sich Gesetze zu geben: sie verlangen welche, und sie unterwarfen sich wenigstens

ohne Widersetzung denen, die ihnen angeboten wurden: ganz mit der Sorgfalt beschäfftiget, eine bessere Regierungsform einzuführen, machten sie, daß sich mehrere Gesetzgeber hervorthaten; und sie wurden bis auf den Grad gesittet, daß ungeachtet der Menge der auf unterschiedliche Weise regierten Städte, sie eine Zeit über einander als eine Gesellschaft von Mitbürgern ansahen. Warum nun haben die Europäer nicht, wie die Griechen, die Nothwendigkeit der Gesetze gefühlt? Es scheinet, daß, da die Unordnungen nach dem Verhältniß der Größe der Länder wachsen, diese Nothwendigkeit für sie noch fühlbarer seyn sollte.

Die Ursache ist, weil die Griechen arm, und die Europäer reich waren. Es war natürlich, daß die Griechen ohne Geitz, weil sie ohne Reichthümer waren, den Frieden dem verderblichen Kriege vorzogen; und daß, im Gegentheile, die Europäer, welche der Gebrauch der Reichthümer geitzig gemacht hatte, den Krieg vorzogen, der sie bereichert hatte, und der sie noch mehr bereichern zu können schien. Auf einmal reich geworden, weil sie die überwundenen Völker ausgeraubt hatten, mußten sie wohl, in der Hoffnung neue Reichthümer zu erlangen, beständig zu den Waffen greifen, um sich einander selbst auszurauben.

Die Barbarey, die sich, nach dem Verfall des abendländischen Reiches, in Europa verbreitet, ist also sehr von der unterschieden, die wir in Griechenland gesehen haben, weil sie alle Gebre-

chen der Nationen an sich hat, welche der Luxus verdorben: alle diese Barbaren bewegen sich nur aus einem blinden Instinkt, wie die Heerden wilder Thiere. Das Geld ist der einzige Raub, welcher sie herziehet; und sie zerreissen einander, um es einander hinwegzunehmen. Wenn sie verschiedene Nationen machen, welche sich durch Gewohnheiten oder Gesetze zu regieren scheinen; so wissen diese Nationen nicht, was sie einander schuldig sind: sie sind noch, die einen in Ansehung der andern, so wild, als sie es seyn konnten, da sie in den nordischen Wäldern herumirrende Horden waren.

Dieser wilde Geist pflanzt sich von einem Jahrhundert auf das andere fort: die Habsucht nährt ihn: eine falsche Ehre giebt ihm neue Kräfte: und die besten Gemüther werden von dem barbarischen Instinkte fortgerißen, welcher alle Völker bewaffnet. Karl der grosse, dieser grosse Gesetzgeber, welcher die Franzosen auf eine kurze Zeit gesittet gemacht hat, betrug sich gegen die Sachsen noch als ein Wilder: der gerechteste der Könige, der heil. Ludwig .... Ich unterstehe mich nicht fortzufahren, ich ehre an ihm einen Fehler, der nur sein Jahrhundert schändet.

Die Klugheit Karls des grossen vergehet mit ihm. Gleichwie jedes Volk, so gar jeder Körper sich für stark hält, so wird die Stärke, worin man seine ganze Zuversicht setzt, auch die einzige Regel. Weit entfernt, das Bedürfniß der Gesetze zu empfinden, läßt man sie ausser acht, verban-

net die, welche man hat, und fürchtet sich neue zu machen. So wachsen die Unordnungen und vermehren sich.

Aber diese Barbaren, mehr habsüchtig als ehrgeizig, werden zum wenigsten ihre Unternehmungen mit einiger Einsicht ausführen? Nein! auch hier leitet sie der Instinkt. Bewaffnet ohne einen bestimmten Gegenstand zu haben, kennen sie weder ihre Hülfsmittel noch die Hülfsmittel ihrer Feinde: sie denken nicht den Mitteln nach, Hindernisse zu übersteigen, welche sie nicht vorsehen: sie wissen weder die Zeit zu erwarten, noch den Augenblick, thätig zu seyn, zu ergreifen, noch ihre Vortheile zu benutzen, um einen vortheilhaften Frieden zu machen: oft wird ihnen der Fortgang ihrer Waffen so schädlich, als ein unglücklicher Krieg, und nachdem sie sich geschlagen haben, um sich zu schlagen, verlassen sie die Waffen aus Ermüdung, um sie bald wieder zur Unzeit zu ergreifen.

Schließen sie Traktaten, so ist es nicht die Gerechtigkeit, welche ihnen die Artikel dazu diktirt: sie kennen sie nicht: sie suchen sich zu hintergehen, der schwächere weicht dem stärkern: sie verehren nicht die heiligsten Verbindungen: sie machen sich eine so grosse Gewohnheit daraus, ihre Schwüre zu verletzen, daß es ihnen ganz natürlich vorkommt, sie zu verletzen; und sie nehmen sich dieses vor, in dem Augenblicke, da sie Verbindungen eingehen. Wenn es schimpflich ist, von seinem Feinde Gesetze anzunehmen, wenn es noch schim-

pflicher

pflicher ist, die geschworne Treue zu verletzen, wenn es noch schimpflicher ist, die Religion zu mißbrauchen um meineidig zu seyn, wo ist die Nation in Europa, die nicht mit Schimpfe bedeckt ist?

Die Völker glaubten also nicht gegenseitige Pflichten zu erfüllen zu haben: aber die Bürger, wenn man diesen Namen den in Europa sich fest gesetzten Wilden geben kann, glaubten eben so wenig, daß es ihr Vortheil sey, sich durch wechselweise Pflichten zu verbinden, Der König, die Geistlichkeit, der Adel und das Volk, alle waren Feinde; und oft bewaffnete das Haupt einer Religion des Friedens, nach und nach den einen und den andern feind, selbst die ganze Christenheit. Mitten in diesen Unordnungen besitzt jedermann unrechtmäßiges Gut, niemand kennt seine Rechte. Die Forderungen entstehen auf allen Seiten. Man überläßt, was man vertheidigen, man vertheidiget, was man überlassen sollte; und die Verwirrung kömmt dahin, daß es scheinet, es sey weder Staat noch Religion mehr. Die Ursache ist, weil es keine Sitten gab, und zum Unglücke, war es schwer, daß sie gebildet wurden.

Die ganze Geschichte beweist, daß es mehr Sitten bey einem Volke giebt, nach dem Maß, als es weniger Ungleichheit unter den Bürgern giebt. Griechenland liefert mehrere Beyspiele davon; und Lacedemonien, wo die Güter gemeinschaftlich waren, behielt seine Tugend, wäh-

rend mehrerer Jahrhunderte. Nicht, daß man unternehmen solle, eine vollkommene Gleichheit zu allen Zeiten, und besonders in großen Reichen einzuführen. Dieser Entwurf würde neue Verwirrungen verursachen; und kaum würde er bewerkstelliget werden, so würde er von sich selbst wieder eingehen. Wenn aber ein jeder Bürger alles dessen genießt, was zu seinem Stande nöthig ist; wenn, anstatt unter der unumschränkten Herrschaft eines andern Menschen zu stehen, er nur obrigkeitlichen Personen gehorchet, welche selbst den Gesetzen gehorchen: so wird alsdann unter ihnen genug Gleichheit seyn, weil die Gesetze allein herrschen werden, und weil ein jeder, unter ihrem Schutze vor aller Ungerechtigkeit bewahret, mit dem, was ihm das Glück oder sein Fleiß zugetheilet hat, nach Belieben wird schalten können.

Bey der Verjagung der Tarquinier blieb eine verhaßte Ungleichheit zwischen den Patriziern und dem gemeinen Volke übrig. Wenn sie sich erhalten hätte, wäre Rom bey Zeiten zu grunde gegangen, und sein Name vielleicht nicht bis zu uns gekommen. Diese Ungleichheit verschwand; nach dem Maße, als sich die Gemeinen zu obrigkeitlichen Aemtern hinauf schwangen, und alsdann erlangten die Römer jene Tugenden, welche sie zur Eroberung der Welt zubereiteten. Inzwischen führte die Beute der besiegten Völker eine noch schädlichere Ungleichheit ein: es giebt nur noch reiche und arme:

die

die Sitten werden verdorben, sie bringen der Republick den Untergang; sie werden noch mehr verdorben, und das Reich ist nicht mehr.

Aber eine noch größere Ungleichheit ist die, welche durch die Lehnsregierung eingeführt wurde. Das ganze Volk, obschon in der Knechtschaft, war es nicht aller Orten in gleichem Grade. Die Herren konnten mit allem nach Willkühr verfahren, ihr Wille war statt der Gesetze: aber immer ungleich unter sich, wurden sie wechselweise größer und kleiner, und tausend Ursachen veränderten ihre gegenseitige Lage. Die Geistlichkeit sah sich, über oder unter den weltlichen Herren; nachdem man die Kirchenstrafen verachtete, oder fürchtete, und von dem Geize oder Aberglauben geleitet wurde. Endlich eine Menge Ordensstände machten in dem Staate durch die Reichthümer oder durch das Ansehen, dessen sie genossen, ungleiche Körper aus. Sie gehörten eigentlich weder zu der Klasse der Geistlichkeit, noch zu der Klasse des Adels, noch zu der Klasse des Pöbels: sie selbst machten mehrere unterschiedliche Klassen, unter sich eifersüchtige Feinde von allen andern, und ehrsüchtig sich zu allem zu erheben. Sie mischen sich in die Händel, welche die Mächte gegen einander aufbringen: oft sogar verwirren sie die Welt mit eiteln und lächerlichen Fragen. Wenn es so viele Klassen, und unter diesen so viele Ungleichheit giebt, darf man sich wundern, wenn die verschiedenen Interessen sich immer verführen und durch-

durchkreutzen? Unterdessen ist eine Nation nur in so weit wirklich gesittet, als sie einen durch ein gemeinschaftliches Interesse vereinigten Körper von Bürgern formirt.

Der Begriff, welchen man sich in diesen Zeiten von dem Adel machte, beweiset noch mehr, wie barbarisch man war. Daß obrigkeitliche Aemter denen, welche sie verwaltet haben, ein Ansehen geben, daß dieses Ansehen sogar von den Vätern auf die Söhne komme; das muß natürlich überall eingeführt werden, wo Menschen sind, die sich des Vaterlandes annehmen. Es wird also berühmtere Familien geben, weil sie mehrere obrigkeitliche Personen werden hervorgebracht haben: aber diese Unterscheidung wird einen Nacheifer erwecken, ohne die Gleichheit zu verderben; weil man in diesen Familien, wie in den andern, nur als ein bloßer Bürger auf die Welt kommen, und die Geburt keinen Titel, keine Freyheit, kein Recht geben wird. So war der Adel bey den Römern beschaffen. Die Enkel des August selbst waren nur schlechte Privatpersonen; und sie hatten keinen Titel, als nur wenn man sie zu den Fürsten der Jugend gemacht hat. Tiber, nach seiner Aufnehmung an Kindesstatt, gieng wieder in die Klasse der Bürger, wenn er nicht mit der Zunftmeistergewalt bekleidet war. Claudius, obschon ein Anverwandter der Kaiser, obschon von einer langen Reihe Vorältern und obrigkeitlichen Personen entsprossen, war nichts, bis auf die Zeit,

wo

wo ihn Caligula zum Bürgermeister machte. Aber mehrere Exempel anzuführen ist unnöthig, nur unter den morgenländischen Kaisern haben eitle, ohne Beurtheilung vermehrte Titel angefangen, in einigen Geschlechtern erblich zu werden.

Die Lehnsregierung führte unvermerkt eine noch ungereimtere Art zu denken ein. Ein befestigtes Schloß gab den Adel einem Räuber, dem es zum Schlupfort diente; und so lang dieses Schloß bey einer Familie verblieb, so brachte es den Adel von den Vätern auf die Söhne; man wurde also adelich gebohren, weil man als ein Räuber gebohren wurde.

Im Anfange scheinet es, die Herren hätten alle Achtung dem Kriegsstande und der Verwaltung der Gerechtigkeit beylegen sollen; weil sie selbst kein anderes Handwerk als den Krieg verstanden, und weil sie das Recht ihren Unterthanen eine gewisse Art von Gerechtigkeit zu verschaffen, sich allein zugeeignet hatten: weil sie aber ihre Länder behielten, zu der Zeit, wo sie ihr Recht Krieg zu führen und ihre Gerichte verloren, so geschah es, daß das Land allein den Edelmann machte, und daß die Kriegs, und Civildienste keinen Adel mehr geben konnten. Vergeblich zählte man unter seinen Vorältern Generals und obrigkeitliche Personen vom ersten Range: man war ein gemeiner Mann, wenn man nicht von einem Herrn abstammte, welcher zum wenigsten ein Schloß gehabt hatte. Die Titel eines Herzogs, Grafen,

sen, u. s. w. welche anfänglich Titel der obrigkeitlichen Aemter waren, gehörten nur noch denen Herren, welche, da sie große Länder besaßen, als die ersten des Staates angesehen wurden: unterdessen wurde, durch einen lächerlichen Widerspruch, dieser hohe Adel in den Parlementen von den obrigkeitlichen Personen gerichtet, welche sie für gemeine Leute hielten.

Dieser Adel, welchen ein Geschlecht von seinem Gut hat, ohne jemals dem Staate einigen Dienst geleistet zu haben, ist gewiß das abgeschmackteste von allen Vorurtheilen. Er ist auch der Ursprung von der verhaßtesten Ungleichheit: denn jemehr sich diese unnützen Edelleute für etwas großes halten, desto mehr werden sie die geringern Stände verachten; und jemehr sich diese verachtet sehen, desto mehr werden sie den Adel hassen. Wir haben gesehen, wie Obrigkeiten sich immer damit beschäfftigten, die Edelleute zu demüthigen, und bisweilen griff der Pöbel zu den Waffen, sie auszutilgen.

Wenn wir die Barbaren zu der Zeit betrachten, wo sie die Provinzen des Reiches anfallen, finden wir sie, die einen in Ansehung der andern, weniger wild und grausam: denn alle genoßen der nämlichen Rechte, sie waren gleich, und wußten nichts von jenen demüthigenden Unterscheidungen, welche machen, daß die Menschen von der Wiege an von unterschiedlichen Gattungen sind.

Alle diese Wilden sind demnach ärger geworden, als sie sich festgesetzet haben. Von Mißbräu-

bräuchen zu Mißbräuchen, von Lastern zu Lastern, machen sie sich Rechte durch Uebelthaten. Der Instinkt, der sie treibet, erlaubt ihnen nicht aus ihrem Unglück Lehren zu ziehen. In einer tiefen Unwissenheit des vergangenen, und sogar des gegenwärtigen, begehen sie die nämlichen Fehler, weil sie solche begangen haben. Wie viele vom Throne gestossene Könige in Engelland! unterdessen sind sie es alle, weil sie eine gleiche Aufführung hatten. Philipp der Schöne veruneinigt und verderbet Frankreich: seine Nachfolger veruneinigen und verderben es. Sie werden falsche Münzer, und sie glauben auf das treuherzigste, sie bedienen sich nur eines Rechtes, welches man ihnen nicht streitig machen kann. Sie hüten sich wohl, den heiligen Ludwig zum Muster zu nehmen: wenn sie ein verwirrtes Andenken von diesem gerechten Könige behalten, so wissen sie nicht, was er gethan hat, und statt den Weg zu betreten, welchen er ihnen gezeiget hat, gehen sie nach dem Willen ihrer Leidenschaften, und folglich nach dem Ungefähr. Die so sehr gerühmte Politik der Päpste ist nicht erleuchteter. Sie bedienen sich der Excommunicationen, so, wie alle Thiere sich der Waffen bedienen, welche ihnen die Natur gegeben hat: und noch dazu wissen sie ihre Kräfte nicht zu schätzen. Wenn es ihnen gelungen hat, weil sie wenig Widerstand gefunden haben; so versuchen sie größere Unternehmungen, die ihnen fehl schlagen: sie versuchen sie wieder,

sie

sie schlagen ihnen abermals fehl: der, welcher auf sie folget, weiß sich nach den falschen Schritten seines Vorfahren nicht zu bessern. Sie ärgern die ganze Christenheit, sie bringen sie wider sie zum Aufstand: sie haben einen Richter an den Concilien, sie sind genöthiget sie zusammen zu berufen, und sie betteln um Schutz bey denen Souverains, welche sie zuvor für Unterthanen des päpstlichen Stuhles hielten. Die Geistlichkeit, den Päpsten, den Königen, dem Adel, den Mönchen und dem Pöbel ausgesetzt, führet sich eben so unbedachtsam auf, und weiß weder das, was sie mit Recht, noch das, was sie unrechtmäßig besitzt, zu erhalten. Der Adel endlich, welchen die Habsucht und der Aberglaube wechselweise kühn und furchtsam machet, thut alles zur Unzeit, und fällt unter die Gewalt der obrigkeitlichen Personen, welche er verachtet. Kann der, welcher diese Unordnungen betrachtet, sich verwundern, wenn die Päpste, die Könige, die Geistlichkeit, die Lehnsherren, die Herren und alle Völker unaufhörlichen Veränderungen ausgesetzt sind? Das Glück muß sich wohl immerfort verändern; weil man sich aller Orten ohne Grundsätze aufführet, und es nirgends Sitten giebt.

In diesen barbarischen Zeiten sind die am wenigsten gesitteten Leute, ohne Zweifel die, welche wir die Großen nennen: sie haben die Unwissenheit der Wilden, sie haben deren tollkühnen und räuberischen Muth, sie haben mit

einem

einem Worte, ihre Sitten; und sie vereinigen damit alle Laster, welche die mit der Gewalt vereinbarten Reichthümer geben. Man wird sie aber viel eher zu grund richten, als gesittet machen, weil das Vertrauen, welches sie in ihre Kräfte setzen, ihnen nicht gestattet, die Nothwendigkeit der Gesetze zu empfinden; und weil die Schmeichler, die sie umgeben, ihnen noch weniger gestatten, die Nothwendigkeit zu empfinden, Einsichten zu erlangen.

Unterdessen bereichert die Handlung einige Städte Italiens: ein neuer Luxus verbreitet sich. Die Päpste bringen ihn nach Frankreich. Ihre Abgesandte hinterlassen ihn an allen Höfen; und die Völker werden verfeinert, ohne gesitteter und besser regiert zu werden. Laßt uns suchen, uns deutlichere Begriffe zu machen.

Ein Volk wird gesittet, nach dem Maß, als es die Sitten verläßt, welche es hatte, da es barbarisch war. Es wird gut regiert, wenn es den Gesetzen gehorcht, welche den Unordnungen zuvorkommen, und die gesellige Tugenden sich zur Gewohnheit macht. Es wird endlich verfeinert, wenn es sich einer gewissen Zierlichkeit in allem, was es thut, befleißiget. Die Griechen fiengen an gesittet zu werden vor dem Lykurg und Solon, sie wurden gut regiert, in den Zeiten dieser zwey Gesetzgeber, und sie verfeinerten sich zur Zeit des Perikles.

Die Zeiten des Atticismus, der Urbanität und der Zierlichkeit, die verfeinerten Zeiten, wel-

che man für die blühendesten hält, sind also die Epoche des Verfalles der Sitten und der Staaten. Alsdann regiert wirklich der Luxus: die Hochachtung wird nur den Reichthümern erwiesen: folglich will ein jeder sich durch den Pracht der Kleider, der Equipagen, u. s. w. auszeichnen. Weil Künste und Wissenschaften blühen, hat man Sammlungen von Gemälden, deren Werth man nicht kennt, und Bibliotheken, die man nicht liest: weil es zum artigen Wesen gehöret, sich aller Orten zu zeigen, trägt man seine Langweile von Haus zu Haus, um sie gegen die Langweile der andern zu vertauschen. Der Tag wird mit einem Nachtessen geendigt, wo die Gerichte ein niedlich zubereitetes Gift sind, und man gähnet, weil man nichts zu sagen weiß, und überdrüssig ist zuzuhören. Ach! die Unverdaulichkeit gehört für die gute Gesellschaft, hat ein großer Dichter gesagt: vrrmuthet man nicht daraus, daß die gute Gesellschaft traurig gute Mahlzeiten hält, und daß die Langeweile vieles zur Unverdaulichkeit beyträgt? Das sind inzwischen die Leute der verfeinerten Zeiten: je weichlicher sie werden, und sich verderben, destomehr frohlocken sie über ihre Laster. Es giebt kein gemeines Bestes, kein Vaterland mehr; sondern allein Mißbräuche, welche man tadelt, und die man vertheidiget. Der Leichtsinn, welcher allein den Ton giebt, gestattet nicht, sich mit ernsthaften Dingen zu beschäfftigen. Man redet davon auf das höchste, weil sie

noch

noch neu sind; man bekömmt fast alsobald Eckel daran; und man schreitet zu unbedeutenden Dingen, um sich Zeitvertreibe zu verschaffen, welche man immer suchet und selten findet. Doch ich entferne mich zu weit von unsern unglücklichen Vorfahren.

Sie waren nicht gesittet, weil sie das barbarische ihrer ersten Sitten beybehalten hatten. Sie waren nicht gesittet, weil ihnen die geselligen Tugenden nicht zur Gewohnheit geworden waren. Wenn nun der Atticismus und die Urbanität die Epoche von dem Verfall der Griechen und Römer waren, was wird in Europa die Zierlichkeit thun, welche sich unter Barbaren verbreitet?

Man erwartet es nicht; sie wird das Heil der Europäer seyn. Diese wilden Seelen, welche sich nicht unter das Joch der Gesetze beugen konnten, werden sich unter die Mängel des Luxus beugen: nach dem Maße, als sie Weichlinge werden, wird die Anarchie aufhören: glücklichere Zeiten werden anfangen; und klügere Regierungen werden entstehen. Auf diese Weise muß die Ordnung wieder hervorkommen. Man sieht vor, daß weil ihr Anfang fehlerhaft ist, sie selbst allezeit fehlerhaft seyn wird.

Uebrigens war diese Verfeinerung, welcher ich den Namen Zierlichkeit gebe, noch sehr plump. Denn der Ritterstand war die Schule davon; und die gesittetesten Leute des zwölften, dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts waren

jene Ritter, welche, in eisernen Rüstungen eingesperrt, die Welt durchwanderten, unter dem Vorwande, das den Bedrängten angethane Unrecht zu rächen. Diese Verfeinerung, welche unvermerkt eine Weichlichkeit der Sitten nach sich zog, war für sie Zierlichkeit. Man sah also, daß sie sich aus Pralerey zu bewaffnen anfiengen, und nicht mehr die Gefahren mit der vorigen Schwärmerey aufsuchten. Man sah auch, daß sie sich vermehrten, so wie es weniger schimpflich war, die Gefahr zu fliehen, und dieses ist eine neue Ursache, welche das Verderben der Ritterschaft zubereitete. Der Verfall davon ist mit Ende des vierzehnten Jahrhunderts schon merklich.

Als die Römer und Griechen sich nach jener Zierlichkeit bildeten, welche eine Gefährtinn des Luxus ist, verblieben noch Spuren der alten Sitten: man beschwerte sich über das anwachsende Verderben: man seufzete über die Unordnungen, welchen abzuhelfen man die Kräfte nicht hatte. Man rief, obschon vergeblich, die Gesetze an, man redete von Gerechtigkeit, man behielt zum wenigsten noch einen Begriff davon. Darum bildet sich, als Griechenland sich gegen seinen Untergang neiget, noch eine Republik darin, welche durch ihre Tugenden einnimmt; und darum können die Römer noch unter Kaisern, wie die Titus, Trajane und Antonine, glücklich seyn.

Es hatte mit den Europäern keine gleiche Beschaffenheit, welche sich verfeinert haben, ohne daß sie gesittet gemacht worden. Nach was für

ver-

verlornen Sitten konnten sie seufzen? Was für Gesetze hätten sie sollen anrufen? Hatten sie jemals einen Begriff von der Gerechtigkeit gehabt? Sie müßen sich also ganz blind neuen Fehlern überlassen, ohne das geringste voraus zu sehen, sogar ohne gewahr zu werden, daß sie schlimmer werden. Wie sollten die Philipp Auguste, die heil. Ludwige und Karl die V das Glück dieser dumm gewordenen Völker machen? Sie können, zum höchsten, die Unordnungen vermindern, oder ein vergängliches Gute hervorbringen.

Nichts ist seltsamer als die Verwirrung, worin wir Europa gesehen haben. Bisweilen weiß man nicht, was Rechte zum Throne verschaffet. Die königlichen Vorzüge haben nichts bestimmtes. Oft kann man nicht sagen, ob eine Nation, welche von Freyheiten redet, aufrührisch ist oder nicht. Das Volk, der Adel, die Geistlichkeit, der Papst, haben nur streitige Ansprüche, statt Rechte. Die zwey Mächte, haben sie Gränzen? Sind es die Päpste oder die Könige, welche Europa regieren sollen? Wem gehören die zeitlichen Güter der Kirchen? Gehören sie den Geistlichen? dem römischen Hofe, den Fürsten? Wer soll zu den erledigten Pfründen ernennen? Welche Bedingungen machen die Wahl des Nachfolgers des heiligen Peter canonisch? So groß war die Verwirrung, daß oft alle diese Fragen nicht ausgemacht wurden, oder oft nicht ausgemacht werden konnten,

als mit Gewalt; und man sah nur Gelegenheiten zum Kriege, zwischen dem Staate und der Kirche, der Nation und dem Souveraine, der Geistlichkeit, dem Adel und dem Volke.

Bey dieser Unordnung sind die Völker das Opfer von den Streitigkeiten der Fürsten. Sie sind der Raub, welchen sie sich entreissen: sie schalten darüber, wie mit ihrem Viehe, sie erlangen Rechte über sie durch Heurathen: diese fast immer zweydeutigen Rechte vermehren die Mitwerber; und um diese Mißbräuche auf das höchste zu bringen, nimmt Johanna die II zwey Prinzen an Kindsstatt an, und alle beyde glauben kraft dieser Annahme gehöre ihnen das Königreich Neapel.

Doch die Barbarey dieser Zeiten sey wie sie wolle, so findet man große Lehren darin, wenn man sie zu studiren weiß. Man wird sehen, daß die Menschen nur glücklich sind, in so ferne sie gerecht sind; daß die Gerechtigkeit die Wirkung der Mäßigkeit und der Arbeit ist; daß sie da nicht seyn kann, wo diese ersten Tugenden nicht sind: und daß die Reichthümer, weit entfernt ein Zeichen von dem Wohlstande der Staaten zu seyn, eine Vorbedeutung von ihrem nahen Verfalle sind. In der That, die verhaßte Ungleichheit, welche sie herbeybringen, zertrennet nothwendig alle Stände; sie schwächet sie folglich, und zielet sogar dahin ab, die einen durch die andern zu verderben,

wenn

wenn die Nation noch einigen Muth behält. Alsdann ist die Zeit zu großen Lasterthaten. Man begehet kühn die größten Laster, und der glückliche Erfolg scheinet sie zu rechtfertigen. Unterdessen entkräften die Weichlichkeit, der Müssiggang und andere Laster des Luxus, unvermerkt diese trotzigen Seelen. Man fängt an Höflichkeit und Zierlichkeit zeigen zu wollen; man klügelt über unbedeutende Dinge, und die verdorbenen Sitten scheinen sanfter geworden zu seyn; weil die Laster, welche herrschen, nur in feigen Seelen thronen. Wenn die Römer und Griechen kein Vaterland mehr gehabt haben, nachdem sie alle Achtung den Reichthümern zugestanden hatten, was konnten die Völker werden, welche zugleich Barbaren und reich waren? Man kann auch bemerken, daß bis zum funfzehnten Jahrhundert die Europäer die Freyheit nicht gekannt, und nur für die Ausgelassenheit gestritten haben. Selbst die Republiken, welche entstanden, sind ein Beweis davon; und wenn die Schweiz verdienet ausgenommen zu werden, so ist es, weil die Schweizer arm waren.

Jemehr man den Sitten von ganz Europa nachdenket, desto mehr fühlet man, wie schwer es war, die Völker davon mit Ruhm zu beherrschen. Gleichwohl hat man große Fürsten in Deutschland, Frankreich und Engelland gesehen. In den schwersten Zeiten kann demnach ein Souverain groß seyn; er kann es demnach zu allen Zeiten seyn. Es wäre also sehr unrecht, wenn er

das Glück der widrigen Zufälle wegen beschuldigte, welche das Unglück der Staaten nach sich ziehen. Die Glückseligkeit und das Elend des Volkes sind in seinen Händen. Der Wohlstand oder die Schande des Königreiches ist sein Werk und das widrige Schicksal ist nur die Unfähigkeit eines Regenten, ohne Talente und ohne Tugenden.

Deutschland und Engelland können belehren, daß, wenn man auf das Ausland Unternehmungen macht, man seine Länder verderbet, ohne neue zu erobern, oder wenn man welche erobert, sich noch mehr verderbet. Denn die Eroberungen, welche man gemacht hat, sind immerfort zu machen, und man hat um so mehr Mühe sie zu erhalten, als man schwächer wird, je ausgebreitetere Länder man besitzt. Der wahre Ruhm eines Souverains ist also, ein Volk mit Gerechtigkeit, mit Menschenliebe und mit der nothwendigen Einsicht zu regieren.

Wenn wir fragen, wie die Könige von innen sich haben befestigen, und von aussen mächtig werden können, so beschwöret die Geschichte von Engelland, um uns zu antworten, die Seelen derjenigen Fürsten, welchen man gehorchet hat, weil sie die Freyheiten der Nation in Ehren gehalten haben und derjenigen Fürsten, welche vom Throne sind gestürzet worden, weil sie aus Ehrgeiz gesucht haben, unumschränkt zu seyn. Philipp der Schöne und seine Nachfolger rufen den

Regen-

Regenten zu: Hütet euch, uns nachzuahmen, und die Stände des Staates zu zertrennen, um über alle zu herrschen, und sehet nicht als ein Mittel euch zu bereichern an, jene vergängliche Hülfsmittel, welche den Souverain verderben, nachdem sie das Volk verderbt haben. Karl der V, welcher diesen Zuruf gehört hatte, wußte mit Ruhm in den schwersten Zeiten zu regieren: aber das Feuer der Zwietracht, das nur gedämpfet war, entbrannte wieder unter Karln dem VI; und wenn Karl der VII glücklich war, so geschah es, weil damals Engelland mehr als Frankreich zerrüttet war. Inzwischen befand sich das Königreich in einem elenden Zustande: durch Kriege erschöpft, ward es noch mehr durch die unaufhörlichen Veränderungen erschöpft, welche Karl der VI und Karl der VII mit den Münzen gemacht hatten.

Alle Höfe lassen uns sehen, wozu eine Ehrsucht ohne Ordnung verleitet, wenn ein Fürst sich auf das Wort seiner Schmeichler zu allem berechtiget hält. Der römische Hof besonders giebt uns in dieser Sache grossen Unterricht.

Wenn man die Uneinigkeiten des Priesterthums und des Reiches untersuchet, wird man die Grundsätze der beyden Mächte erkennen. Wenn der Fürst aufmerksam ist, die Schranken nicht zu überschreiten, die ihm vorgeschrieben sind, wird er seine Rechte angesehener machen; seine Standhaftigkeit, durch die Gerechtigkeit gebilliget, wird sie mit besserm Fortgange ver-

theidigen, und die Diener der Kirche, in ihrer Schuldigkeit zurückgehalten, werden gezwungen seyn, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, wenn der Kaiser selbst Gott geben wird, was Gottes ist.

Mit einem Worte, ein Fürst muß die Unordnungen studiren, welche Europa beunruhiget haben; die Ursachen davon unterscheiden; den Mißbräuchen zuvorkommen, welche wieder entstehen können: diejenigen ausrotten, welche noch in seinen Staaten sind. Er muß aber allezeit sich der Behutsamkeit bedienen, welche die Umstände erfordern, und denken, daß oft Vorsicht vonnöthen ist, um mit Sicherheit Gutes zu thun. So lernt er die Kunst zu regieren, aus den Fehlern der Fürsten, und wird fähig, Karln den V, den heil. Ludwigen, den Philipp Augusten, und Karln den Großen nachzuahmen. Doch, daß auch deren ihre Fehler ihn belehren!

Ach-

Achtes Buch.

Von den Wissenschaften in dem mittlern Zeitalter.

Die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken hat in Europa eine grosse Geistesrevolution hervorgebracht: aber um davon zu urtheilen muß man sich einen Begriff von den Studien machen, auf welche man sich seit dem sechsten Jahrhundert legte. Wir werden fürs erste einen Blick auf die Araber werfen, welche unsre Lehrmeister gewesen sind.

I. Kapitel.

Wie die Araber die Wissenschaften getrieben haben.

Obwohl die Araber oder Sarazenen meistentheils Nomaden oder Sceniten waren, wie man sie auch nannte, weil sie sich unter Zelten lagerten, so hat Arabien bey Zeiten Städte gehabt wo sich die Einwohner besonders der Handlung widmeten, doch ohne der Strassenräuberey gänzlich zu entsagen. Diese Völker waren noch barbarisch um die Zeit, als Mahomet erschien. Sie rühmten sich einer Beredsamkeit, welche sehr rauh seyn mußte; und sie hatten Dichter, um das Andenken von den Begebenhei-

heiten zu erhalten, und die Männer zu preisen, die ihre Hochschätzung verdienten: aber kaum fiengen sie an das geschriebene zu verstehen. Zu Mecca, des Mahomets Vaterlande, konnte man nicht lesen; und dieser falsche Prophet, eben so unwissend als seine Mitbürger, schöpfte nur einen Theil seiner Lehre, aus dem alten und neuen Testamente, durch Hülfe der Juden und Christen, welche sich nach Arabien geflüchtet hatten. Deren waren besonders viele zu Medina.

Die Religion der Araber war die Abgötterey: sehr wenige von ihnen hatten die jüdische oder die christliche Religion angenommen. Sie glaubten an die Sterndeutung, weil sie nur eine seichte Kenntniß vom Himmel hatten, und das Gestirn anbeteten. Ohne einige persönliche Erkenntniß, lernten sie wenig von den Christen, welche unter ihnen wohnten; weil sie Ketzer waren, die mit den Griechen, dem damals allein unterrichteten Volke, keinen Umgang mehr hatten. Mit einem Worte, sie waren in einer, den Absichten des Mahomet vollkommen günstigen, Unwissenheit, und bey diesem Betrüger lag es nicht, wenn sie darin nicht versunken sind. Er verbannte die Wissenschaften, indem er vorgab, daß er alles, was zu wissen nützlich, in den Alkoran gebracht habe, und daß das, was er nicht da hineingebracht, unnützlich oder verwerflich sey.

Gegen das Ende des achten Jahrhunderts fiengen die Araber an, aus der Barbarey sich herauszuwinden, als die Abbaßiden, welche auf

die

die Ommiaden folgten, die Künste und Wissenschaften aufmunterten. Es sey aus Geschmak oder aus Politik, so wichen diese Kalifen hierin von dem Sinne des Mahomet ab. Christliche Aerzte, welche sie beriefen, und welche Glück hatten, können beygetragen haben, ihnen die Begierde sich zu unterrichten, einzuflössen; und es kann auch seyn, daß die Abbaßiden geglaubt haben, sie müssen die wilden Sitten der Araber mildern.

Es kam darauf an, die Wissenschaften wieder zurückzubringen, welche die Kalifen aus ihren Staaten verbannt hatten, und welche sogar zu Konstantinopel, seit langer Zeit ihrem einzigen Zufluchtsorte, in Verfall kamen. In dieser Absicht liessen die Abbaßiden die in den gelehrten Sprachen geschriebenen Bücher aufsuchen. Sie zogen in allen Gattungen gelehrte Leute herbey, und liessen die Schriftsteller, deren Werke man ihnen lobte, in das arabische übersetzen. Christen, welchen die Uebersetzung der griechischen Autoren aufgetragen worden, fiengen unter andern mit den Schriften des Aristoteles und des Galenus an, daher nahmen die Araber den Peripatetismus an, und legten sich auf die Arzneykunst, die einzige von ihnen bisher geschätzte Wissenschaft. Der Kalif Maimon, welcher zu Anfang des neunten Jahrhunderts regierte, brachte ihnen einen Geschmack für die Mathematik bey, deren er selbst sich mit Eifer und Fortgang befleissiate. Er versäumte nichts, Leo, den größten Mathema-

thematiker, welchen es zu Konstantinopel gab, an seinen Hof zu bringen. Er schickte Abgesandte mit Geschenken zu dem Kaiser Theophilus, mit welchem er in Krieg war: er bot ihm beträchtliche Summen, und einen ewigen Frieden an, wenn er dem Leo, nach Bagdad zu kommen, erlauben wollte: endlich entschuldigte er sich, daß er nicht selbst nach Konstantinopel komme, diesen Weltweisen auszubitten. Alle diese Schritte waren vergeblich: glücklicher in der Folge, erhielt er von den Nachfolgern des Theophilus die philosophischen Werke, welche die Griechen aufbehalten, und ließ sie übersetzen.

Nach dem Beyspiele des Maimon unterhielten mehrere andere Kalifen, und vermehrten so gar durch ihren Schutz, die Liebe zu den Wissenschaften. Sie verbreiteten sich in allen muselmännischen Staaten. Es gab in Asien, Afrika und Spanien Schulen, wo man die Arzneykunst die Astronomie, die Mathematik, und das, was man damals Philosophie nannte, lehrte: die Liebe zu den Wissenschaften erhielt sich so gar in Orient bis zum vierzehnten Jahrhundert, als Tamerlan, die Geisel der Künste, Asien verheerte.

Inzwischen konnten die Kenntniße nur sehr unvollkommen seyn: mehrere Ursachen beweisen es.

Sie fiengen zum Unglücke in Zeiten an, welche den Wissenschaften nicht günstig waren; denn um aus der Barbarey herauszukommen, mußten sie die Wissenschaften bey den Griechen suchen, wel-

welche selbst Barbaren geworden waren. Man übersetzte in der That die alten Schrift:steller, weil man aber die Materien, wovon sie handelten, nicht verstand, so war es nicht möglich, gute Uebersetzer zu finden; und die Fehler vermehrten sich um so mehr, weil, anstatt sie aus dem Grundtexte zu übersetzen, man sie oft nach den syrischen oder Hebräischen Uebersetzungen verdolmetschte. Die Uebersetzungen der Araber mußten sehr unvollkommen seyn, weil man Mühe hat den Euklides in der Uebersetzung zu erkennen, die sie von den Anfangsgründen dieses Meßkünstlers gegeben haben; dieser Autor war gleichwohl einer der leichtesten zu übersetzen.

Aristoteles ist der einzige Philosoph, dessen Meynungen die Araber anzunehmen glaubten. Sie verstanden ihn nicht. Wie hätten sie, Neulinge in der Philosophie, die Metaphysik und die Physik eines feinen Geistes begreifen können, welcher oft nur suchet sich einzuhüllen? Sie fühlten also, daß sie einen Wegweiser nöthig hatten; und sie zogen die Commentarien zu Rath, welche die Philosophen in Alexandrien über die Werke des Aristoteles herausgegeben hatten.

Aristoteles war in diesen Commentarien nicht mehr kenntlich: denn die Spitzfindigkeiten des Synkretismus, oder des Eklectismus, hatten ihn ganz und gar entstellt: aber eben diese Spitzfindigkeiten waren dem Geiste der Araber angemeßen, welchen die Allegorien nothwendig gefallen mußten, weil sie in einem hitzigen Clima wohn-

wohnten, und immer die Dichtkunst getrieben hatten. Sie subtilisirten, sie disputirten also, und wurden siebzigerley Sekten, wovon eine jede sich schmeichelte, den Gedanken des Aristoteles begriffen zu haben.

So viele unterschiedliche Meynungen konnten sich mit dem Alkoran nicht vertragen: inzwischen war es scharf verboten, im geringsten von der Lehre dieses Buches abzugehen. Hier dienten die Subtilitäten den Arabern wunderbar. Es war ihnen eben so leicht zu beweisen, daß sie von Mahomet nicht abwichen, als es ihnen leicht war zu beweisen, daß sie nach dem Aristoteles lehrten. Der Charakter ihres Geistes, ihre Religion, und die Quellen, woraus sie geschöpfet hatten, alles trug bey, sie zu subtilen, und folglich zu schlechten Philosophen zu machen.

Die Logik der Peripatetiker ist zugleich die scharfsinnigste, und die unnützlichste und fehlerhafteste Lehrart. Denn, anstatt bey den Begriffen zu bleiben, hält sie sich bey dem Mechanismus der Sätze auf, und sie scheinet die Kunst zu zeigen, vernunftmässig zu schliessen, da sie nur die Kunst zeiget, die Vernunftschlüsse zu mißbrauchen. Die Araber, welcher sie täglich nothwendiger war, machten daraus den Hauptgegenstand ihres Studiren. Dann wurde sie von ihnen mit neuen Spitzfindigkeiten ausgerüstet. Sie nahm eine ganz ausserordentliche Sprache an, und sie wurde auf einmal barbarisch.

Den Arabern glückte es besser in der Arzneykunde, in der Meßkunst und in der Sternkunde. Unterdessen haben sie das Wachsthum dieser Wissenschaften nicht befördert; weil sie, anstatt in dem Studium der Natur die Wahrheit zu suchen, von den Griechen sie zu wissen verlangten, deren Antwort sie nicht immer verstanden. Sie schienen vorauszusetzen, die Griechen haben alles gewußt, wie ehemals die Griechen voraus gesetzt hatten, die Egyptier wüßten alles. Sie legten sich also sonst auf nichts, als nur den Sinn der Lehrer zu faßen, welche sie erwählet hatten; und wenn sie ihnen mit Vertrauen folgten, so erreichten sie dieselben doch nicht allezeit.

Ich weiß nicht, ob wir den Arabern vieles zu danken haben. Es ist wahr, sie haben einen Schimmer von Wissenschaften in den Zeiten erhalten, wo dicke Finsterniß sich aller Orten ausbreitete. Ihre Werke sind uns daher auf einige Weise nützlich gewesen: aber ihre Lehrart und ihre Meynungen haben den menschlichen Geist gefesselt, und ich fürchte sehr, daß die Lehrer, welche heut zu Tag in unsern Schulen unterrichten, noch in einigen Punkten Araber sind. Was bleibt uns wirklich, wenn wir unsre Studien geendigt haben? Kleinigkeiten, welche man uns für Wissenschaften gegeben hat; eine tiefe Unwissenheit der Mittel uns zu belehren, und ein Abscheu vor allem, was Anstrengung erfordert.

II. Kapitel.

Von dem Zustande der Wissenschaften bey den Griechen, seit dem sechsten bis zum funfzehnten Jahrhundert.

Die Unwissenheit machte von einem Geschlechte zum andern große Schritte, als sie im sechsten Jahrhundert auf einmal die Reste des abendländischen Reiches bedeckte, und das morgenländische Reich von allen Seiten bedrohete. Welche Schranken konnten ihr die Griechen entgegen setzen, von Barbaren umgeben, sogar mit ihnen vermischt, von unwissenden Fürsten regiert, und immer durch äusserliche oder innerliche Kriege zerrüttet? Auch öffnen alsbald die Araber der Unwissenheit neue Länder: sie breitet sich jemehr und mehr aus, und die Wissenschaften fliehen nach Konstantinopel, wo sie nur einen schlecht gesicherten Schutz finden.

Um diese Zeit zog der gänzliche Sturz der Abgötterey den Sturz der verschiedenen Sekten der heidnischen Philosophen nach sich. Der Platonismus von Alexandrien, woher sie ihren Ursprung hatten, fiel mit ihnen, und konnte sich nicht mehr in die Höhe schwingen; weil er den Christen war verhaßt worden, welche ihn mit Recht als die Quelle vieler Ketzereyen ansahen. Es blieben nur in einigen Kirchenvätern, welche man wenig las, Spuren davon zurück. Origenes allein erhielt dem Platonismus noch Anhänger, welcher ihn selbst in mehrere Irrthümer gestür-

zet

zet hatte. Die Mönche hiengen besonders an seiner Lehre, weil sie der Strenge, welcher sie sich ergeben hatten, gleichförmiger war, und weil sie sie auf den Weg des beschaulichen Lebens zu führen schien. Ihre Einfalt wurde auch durch ein platonisches Werk betrogen, welches man fälschlich dem Dionysius Areopagita zuschrieb. Dergestalt, daß, da alles beytrug, sie irre zu machen, sie eine mystische Theologie erdachten, welche lehrte, sich durch Entzückungen zu Gott zu erheben. Man sieht, daß dieses eine sehr alte Thorheit war; sie wird nichts destoweniger noch fortwähren; sie wird sogar in unsern Zeiten wieder erscheinen. Es hält sehr schwer, daß wir unsere Irrthümer verlassen.

Nach dem Maß, als man des Plato überdrüssig wurde, ward man ein Anhänger des Aristoteles: denn es scheinet, die Menschen wollen hartnäckig nur durch anderer Augen sehen. Die Ketzer hatten sich der Logick wider die Rechtgläubigen zuerst bedient: diese glaubten daher, der Wahrheit einen großen Dienst zu thun, wenn sie eben diese Waffen gebrauchten. Sie studirten folglich die Logik: sie sahen sie bald als eine Vormauer der Religion an; und gaben unvermerkt der Gottesgelahrtheit eine ganz neue Gestalt. Diese Lehrart war schon bey mehrern Fragen besonders angewendet worden, als der heilige Johann Damascenus, welcher bis in die Mitte des achten Jahrhunderts gelebt hat,

ein vollständiges Werk von der peripatetischen Gottesgelahrtheit verfaßte.

Es ist kein Zweifel, daß man die Kunst zu schließen anwenden müsse, um die Wahrheit der Offenbarung zu befestigen, und die Scheingründe der Ketzer zu vernichten. Man müßte aber diese Kunst nicht in einer spitzfindigen Logick suchen, welche die Fragen vermehret, ohne davon eine aufzulösen; und unterdessen mußten sie die Griechen natürlich darin suchen. Zu allen Zeiten gebohren, über die Worte zu streiten, mußte ihnen jemehr und mehr eine Lehrart gefallen, welche den Wortgezänken eine freye Bahn eröffnete. Dies war das Verderben der Wissenschaften: denn so wie die Grüblereyen über die Worte mehr zur Mode wurden, so vernachläßigte man das Studium der Sachen. Nichts wurde ergründet: man schien sich nur auf die Wissenschaften zu legen, um von allem zu reden, ohne etwas zu wissen. Der Verstand, täglich spitzfindiger, und folglich täglich weniger richtig, machte sich nur verwirrte Begriffe, und beschäfftigte sich nur mit eiteln Fragen.

Unterdessen vertrieb die Barbarey sogar den schwachen Schein, welchen die Logik noch erhalten hatte; und die Griechen wurden vollkommen von den Finsternissen eingehüllet: dies wird man im Anfange des achten Jahrhunderts gewahr. Es ist wahr, der heil. Johann Damascenus hatte für seine Zeit, und in vielen Gattungen

gen, ausgebreitete Kenntniße genug: aber er ist der einige und der letzte. Im übrigen beweiset dieses Exempel nicht, daß es noch in dem griechischen Reiche Wissenschaften gab. Denn der heil. Johannes hatte sich unter den Sarazenen gebildet, welche sich damals auf die Wissenschaften legten. Er war zu Damasco von einem Vater gebohren, der des Kalifen Staatsrath war. Er folgte sogar auf ihn in diesem Amte; und nachdem er an diesem Hofe einer großen Hochachtung genossen hatte, erhielt er die Erlaubniß sich hinweg zu begeben, um nur dem Studiren und der Frömmigkeit seine übrige Zeit zu widmen.

Leo Isaurikus vollendete den Untergang der Wissenschaften, der durch die häuslichen Verwirrungen, die er vermehrte, und durch die unaufhörlichen Kriege mit den Sarazenen, schon sehr weit gekommen war. Dieser Kaiser, ein Feind der Wissenschaften, wie der Bilder, hörte nicht auf die Christen, die Gelehrten, oder die, welche es zu seyn schienen, zu verfolgen.

Die Barbarey blieb bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts, als Bardas, der Mitregente des Michael, versuchte die Wissenschaften wieder empor zu bringen. Photius ist ein Beweis, daß Konstantinopel gelehrte Männer hatte: aber besonders in dem zehnten Jahrhunderte machten die Wissenschaften den größten Fortgang; sie hatten ihn dem Konstantin Porphyrogeni-

rogenitus zu danken, und seit dem erhielten sie sich mit mehr oder weniger Glanz bis zu der Einnahme von Konstantinopel. Unterdessen fühlten sie immer die Wunden, welche die Barbarey ihnen geschlagen hatte.

III. Kapitel.

Von dem Zustande der Wissenschaften in Occident, seit dem sechsten Jahrhundert bis auf Karl den Großen.

In dem sechsten und siebenten Jahrhundert, half alles dazu die Finsternisse in Occident zu verbreiten. Athen, wo die Wissenschaften zu blühen fortgefahren hatten, und wohin die Lateiner, nach dem Exempel der Römer, zu studiren reisten, wurde selbst barbarisch; weil Justinian, da er der Abgötterey den letzten Streich beybringen wollte, die Schulen vollends zu Grund richtete, wo die Wissenschaften durch Heiden gelehret wurden. Es ist wahr, die Schule von Alexandrien wurde erhalten, und Christen hatten die Lehrstühle davon innen: aber die Lateiner waren wenig gewohnt, dahin zu gehen, und über das wurde sie im siebenten Jahrhundert vernichtet.

Alsdann waren keine berühmte Schulen mehr, und wenn es einige gegeben hätte, wären sie zum wenigsten denen unnützlich gewesen, welche davon entfernt waren: denn die Strassenräuber, welche die Wege aller Orten unsi-

unsicher machten, gestatteten nicht, lange Reisen zu unternehmen. Das Unvermögen in der Fremde Wissenschaften einzuholen, löschte demnach unvermerkt sogar die Begierde aus, sie zu erlangen; man hatte keinen Umgang mehr mit den Griechen; man vergaß ihre Sprache; die lateinische, welche sich beständig verschlimmerte, wurde sogar zu einer schwachen Hülfe, die alten Autoren zu verstehen; und das Lesen konnte den Fehler der Schulen nicht ersetzen. Wie konnte man so viele Schwierigkeiten übersteigen, welche die Unwissenheit zwischen ihr und den Wissenschaften erhoben hatte? Unter Herren, die alle Wissenschaften verachteten, konnten die Völker den Entwurf machen, sie zu treiben? Sie hatten dringendere Bedürfnisse.

Nicht allein der Geschmack der Wissenschaften wurde vertilget, sondern es entstand über das ein Vorurtheil, welches sie verhaßt machte, und sie auf ewig zu verbannen schien.

Seit langer Zeit gaben sich die Sterndeuter für Philosophen aus, und man sah sie für solche an; sie nahmen, und man gab ihnen den Namen Mathematiker; weil man alle die für Mathematiker hielt, welche schienen den Himmelslauf zu betrachten, und geheimnißvoll Zirkel, Dreyecke oder andere Figuren entwarfen. Das Volk und die Großen fragten diese Betrüger um Rath, aus Furcht oder aus Hoffnung: denn überhaupt zweifelte man nicht an der Gewißheit ihrer Kunst: Das Vertrauen war selbst so groß,

daß man bisweilen keinen Anstand nahm, die Waffen zu ergreifen, wenn sie den Tod des Kaisers vorgesagt, und das Reich einem Ehrgeitzigen versprochen hatten.

Die Unruhen, welche zu verursachen sie vermögend waren, haben oft veranlaßt, daß man sie aus Rom verjagte; weil sie aber noch fortfahren konnten, Wahrsagungen zu machen, wollte ihnen endlich die Schmeicheley zum wenigsten die Gewalt streitig machen, das Verhängniß der Kaiser zu wissen. Man ließ also zu, daß alle Privatpersonen dem Einflusse der Gestirne unterworfen seyn; und man behauptete, daß es mit dem Kaiser keine gleiche Beschaffenheit habe, weil er, sagte man, der Herr der Welt ist, so muß Gott allein sein Verhängniß ordnen. Inzwischen nahm diese Meynung, welche sich gegen das Ende des vierten Jahrhunderts zu befestigen bestrebte, nicht alle Unruhe hinweg; denn man war von Natur geneigt zu glauben, daß die merkwürdigen Erscheinungen in den Gegenden des Himmels, allezeit das Haupt eines Großen auf der Erde bedrohen. Daher fuhren die Sterndeuter fort, für eben so gefährliche als geschickte Männer angesehen zu werden.

Sie waren den Christen noch verhaßter, welche, da sie an die Sterndeutung, wie die andern glaubten, sie noch mit mehrerem Grunde verdammten; weil dieser Aberglaube einen dem Christenthume widrigen Vorwitz unterhält, weil

er

er auf heidnische Ceremonien abzielt, und weil er oft sträfliche Mittel gebraucht. Da aber die Sterndeuter sich Philosophen und Mathematiker nannten, so verabscheute man alle Philosophen in dem sechsten und siebenten Jahrhundert, worin man von den Sachen nur nach den Namen urtheilte; und der Eifer gieng so weit, daß man alle weltliche Studien verbannte.

Man sieht den Beweis davon an dem heil. Gregorius, einem sonst großen Papste, welcher in diesen Zeiten der Finsterniß die Kirche durch seine Tugenden regieret, und durch seine Werke erleuchtet hat. Er glaubte, die weltlichen Studien seyn der Religion so sehr zuwider, daß, nach ihm, es für einen frommen Layen sich nicht schicke, die Schulwissenschaften zu lehren. Er tadelt in einem Briefe, nachdrücklich einen Bischof, daß er einigen jungen Leuten die Sprachkunst gelehret hatte; weil man da Jupiter mit eben dem Munde lobet, welcher das Lob Jesus Christus singet, weil man Gotteslästerungen ausspricht. Gemäß dieser Art zu denken, bringet er selbst wenig Ordnung in die Materien, von welchen er handelt, obwohl er darin vortreffliche Dinge verbreitet; er macht sich unbestimmte Begriffe; er weiß nicht, sich Grundsätze zu machen, und sich daran zu halten: er fällt in Widersprüche; und vernachläßigt seine Schreibart so sehr, daß er es für überflüssig hält, die Fehler, welche ihm entgehen, zu verbessern. Weit entfernt, seine Werke mehr aus-

zuarbeiten, vermied er, im Gegentheile, mit Vorsatz alles, was nach der Kunst schmecket, sogar daß er Fehler wider die Sprachlehre machte. In einem Briefe, welcher seinen Moralen zur Vorrede dienet, erkläret er, daß er sich begnüge nützliche Dinge zu sagen, und die Ordnung und die Schreibart bey seite setze; daß er sich um die Regierung der Vorwörter, und um die Endungen der Nennwörter wenig bekümmere, und daß er glaube, es sey einem Christen gänzlich unanständig, die Worte der heiligen Schrift den Regeln der Sprachkunst zu unterwerfen. Wenn man dergleichen Grundsätze nach dem buchstäblichen Verstande befolgte, würde ein Christ schreiben, daß man ihn nicht verstehen könnte.

Man sagt, der heilige Gregorius habe, um die Christen zu zwingen, nur die Religionssachen zu studiren, die Ueberbleibsel der Bibliothek verbrannt, welche die Kaiser in dem Tempel des Apollo Palatinus errichtet hatten. Diese in Zweifel gezogene That, weil sie nur auf einer ungewissen Sage zu beruhen scheinet, ist inzwischen ziemlich dem gleichförmig, was ich oben von diesem Papste angemerket habe. Sie ist zum wenigsten ein Beweis, daß um die Zeit seines Papstthums, diese Bibliothek gänzlich zu Grunde gegangen, welches nicht hat geschehen können, ohne den Wissenschaften neuen Schaden zu bringen.

Das

Das Vorurtheil wider die Wissenschaften mußte sehr überhand genommen haben, um einen solchen Geist, als Gregorius, mit sich fortzureissen. Inzwischen mußte es durch das Ansehen eines so heiligen Papstes noch vermehret werden, dessen Werke von der ganzen Christenheit mit Beyfalle aufgenommen, wurden. Es war also nicht natürlich, daß man suchte aus einer Unwissenheit herauszukommen, welcher man gewohnt, und die so groß war, daß man seine Gemächlichkeit dabey fand; und welche die heiligsten Leute zur Erhaltung der Frömmigkeit nothwendig hielten.

Wenn es noch Leute gab, welche noch einige Reste von Vorwitz behielten, womit konnten sie sich in diesen Zeiten helfen, wo es weder Bibliotheken noch Schulen gab, und wo man alle Wissenschaften, von der Sprachkunst an, bis zur Philosophie, verachtete? Sie konnten nur im finstern herum tappen, ohne Wahl das lesen, was ihnen das Ungefähr darboth, da und dort unvollkommene, schwankende, verwirrte und falsche Begriffe sammeln, und einen Haufen von Erkenntnissen zusammen häufen, welche schlimmer waren als die Unwissenheit, der sie zu entgehen glaubten. Es haben auch die Zeiten, welche wir durchgehen, fast nichts als Copisten und Ausschreiber hervorgebracht.

Vielleicht aber hat die Kirche große Schriftsteller gehabt, weil man zum wenigsten das Studium der Religion empfahl? Die Unwis-

senheit in den Wissenschaften gestatteten es nicht. Daher sind die, welche damals den größten Beyfall fanden, weit unter den Vätern des vierten und fünften Jahrhunderts. Insgemein beschäfftigte man sich nur mit unnützen Fragen: man erklärte die Geheimnisse des Glaubens durch die Grundsätze der Logik. Was läppisch, was wunderbar, was unmöglich zu erkennen war, das erweckte die Neugierde. Daher entstanden zu gleicher Zeit hartnäckige Disputen, und eine unmäßige Leichtgläubigkeit. Man sah aller Orten Wunderwerke: die Gesichte und Erscheinungen waren gemein; und um die Wunder noch mehr zu vermehren, trieb man die Verehrung der Heiligen und der Reliquien weit über die billigen Schranken. Kurz, man schien das Wesentliche der Religion zu versäumen, und einige sehr gleichgültige Ceremonien zur Hauptsache zu machen.

Diese Unordnungen, welche man schon im sechsten Jahrhundert bemerket, vermehrten sich während des siebenten, und in dem folgenden stiegen sie auf das höchste. Es scheinet, daß es damals für einen Geistlichen genug war, im Chor singen zu können, um für gelehrt angesehen zu werden. Der Kirchengesang war wenigstens die vornehmste Wissenschaft, und es gab über diesen Gegenstand einen großen Streit zwischen den Römern, welchen der heilige Gregorius einen neuen Gesang gelehret hatte, und den Franzosen, die den alten durchaus nicht verlassen

lassen wollten: sie gaben sich einander die Titel, unwißende, stulti, rustici, indocti, bruta animalia. Man sieht hieraus, daß die, welche singen konnten, glaubten, sie haben nichts mehr zu lernen. So war in Occident die Unwissenheit, eben zu der Zeit, als sie Orient unter das Joch brachte: man hat Mühe zu begreifen, wie die Wissenschaften wieder werden entstehen können.

IV. Kapitel.

Von dem Zustande der Wissenschaften in Occident, von Karln dem Grossen bis zum Ende des eilften Jahrhunderts.

Ein so erhabener Geist, wie Karl der Grosse in dem achten Jahrhundert, ist ein grosses Wunder, und ein Beweis, daß die grossen Männer sich ganz allein in die Höhe schwingen.

Das Geräusch der Waffen ließ sich nur noch an den Enden des weitläuftigen Reiches Karls des Grossen hören, und die Franzosen, welche unter dem Schutze der Gesetze athmeten, die sie sich selbst geben lernten, fiengen an das Bedürfniß zu empfinden Kenntnisse zu erlangen: aber wo sollten sie diese Kenntniße hernehmen? Karl der Grosse, welcher mit Ehrbegierde sich bemühete, die Wissenschaften wieder zum Leben zu bringen, konnte noch nicht seinen Namen schreiben. Erzogen, wie alle die, welche man zum Krieg bestimm-

stimmte, war er zu eben dieser Unwissenheit verdammt worden. Die Geistlichen waren damals fast die einigen, welche lesen und schreiben konnten.

Dieser Fürst, der die Nothwendigkeit sich zu belehren einsah, eröffnete die Augen seiner Unterthanen über ihre Unwissenheit, und gab ihnen das Exempel vom Lernen. Es ist schön, diesen Gesetzgeber zu sehen, wie er sich nicht schämet, sich gewisser maßen wieder zur Kindheit herab zu lassen, und die Hand, welche so viele Völker überwunden hatte, im Buchstaben schreiben zu üben. Er hatte gewiß Ruhm genug erlangt, um über seine Unwissenheit nicht erröthen zu dürfen: aber grosse Seelen werden weniger der Talente gewahr, welche sie haben, als der, welche ihnen mangeln; und sie ermüden niemals, welche zu erlangen. Karl der Grosse verließ nie seine Schreibtafel; er führte sie aller Orten mit sich, er hatte sie unter dem Kopfküssen seines Bettes, und alle Augenblicke, die er seinen Geschäften entziehen konnte, benutzte er, um sich das Schreiben geläufig zu machen. Er hätte sich auch gerne in den Wissenschaften unterrichtet, aber die hierzu gehörige Hülfe mangelte ihm: er fand erst um das Jahr 794 einen Lehrer, das ist, ungefähr fünf und zwanzig Jahre nach seiner Thronbesteigung.

Der Zufall hatte gefüget, daß die von dem heiligen Gregorius nach Engelland geschickten Mönche nicht gänzlich unwissend waren. Sie hatten, ich sage nicht die Wissenschaften, sondern

dern einige aus ihren Trümmern gerettete Ueberbleibsel dahin gebracht, und seit dem sechsten Jahrhundert, hatten sich diese Ueberbleibsel in dieser Insel erhalten. Das achte Jahrhundert brachte den Flaccus Albinus Alcuinus, Diakon der Kirche von Yorck hervor, welcher einen grossen Ruhm erlangte. Er verstand und lehrte, sagt man, die lateinische, griechische, und hebräische Sprachen, die Rhetorik, die Logik, die Mathematik, die Astronomie und die Theologie; dergestalt, daß die Schriftsteller des mittlern Alters sich nicht scheuen, ihn mit den erleuchtesten Männern des Alterthums zu vergleichen. Aber ihre wenigen Einsichten nehmen ihren Lobsprüchen viel von ihrer Kraft, und es ist genug zu glauben, Alcuin habe etwas von so vielen Sprachen und Wissenschaften verstanden, und sey für seine Zeiten gelehrt gewesen.

Das rühmlichste für ihn ist, daß er der Lehrmeister Karls des Grossen war, welcher ihn 794 an seinen Hof zog; und daß er mit seinem vortrefflichen Schüler beygetragen hatte, bey den Franzosen den Geschmack an den Wissenschaften zu erwecken. Der König lernte bey seinem Lehrer die Rhetorik, die Logik und die Astronomie. Er wußte bald die lateinische Sprache, so, daß er sie eben so leicht als seine eigene redete, und er verstand die griechische. Man kann kaum begreifen, wie bey Besorgung eines grossen Reiches, dieser Fürst allen diesen Wissenschaften

habe

habe obliegen können. Aber den trägen Seelen entwischen die Augenblicke, ohne daß sie es gewahr werden, da die thätigen Seelen alle benutzen, und des Tags viele finden.

Die Art, wie Karl der Große regiert, hat uns gezeigt, was er durch sein eignes Nachdenken geworden ist. Wir werden bald Gelegenheit haben zu urtheilen, daß die Kenntnisse, welche er mit dem Alcuin zu erlangen glaubte, in ihrer Art weit unter denen waren, die er selbst in der Kunst zu regieren erlangt hatte.

Als er den Wissenschaften wieder aufhelfen wollte, mußte alles aufs neue erschaffen werden; denn die Schulen, welche bis dahin in den Hauptkirchen und Klöstern gewesen, weil die Geistlichen allein etwas lernten, waren aus den Ursachen, welche ich gemeldet habe, gänzlich zerfallen.

Die weltlichen Wissenschaften waren daraus verbannt, die heilige Schrift wurde darin nicht verstanden, und die Theologie war unbekannt, oder wenigstens hatte man von allem diesem nur eine sehr unvollkommene Kenntniß. Karl der Große selbst beklaget sich über die grobe Unwissenheit der Bischöfe und Aebte, und er urtheilte davon aus den Briefen, welche er von ihnen erhielt. Derowegen versäumte er nichts, den Eifer der Prälaten rege zu machen: er stellte ihnen ihre Pflichten vor: er schilderte ihnen lebhaft die Uebel, welche die Barbarey nach sich zieht: er munterte sie durch sein Beyspiel auf: und er

gieng

gieng ihnen mit allen erdenklichen Mitteln an handen, da er in den Schulen Männer anstellte, welche den Ruhm hatten, gelehrt zu seyn, ihnen ansehnliche Besoldungen gab, und besonderes Ansehen zugestand. Engelland und Irrland waren damals die Länder, welche die meisten Lehrer verschafften.

Er begnügte sich nicht, die alten Schulen wieder in Aufnahme zu bringen; er stiftete deren neue zu Paris, und in vielen andern Städten in Gallien und Germanien: die vornehmste aber war die, welche er in seinem Pallaste halten ließ, wo unter seinen Augen die Sprachen, die Rhethorik, die Logik, und alles das, was man Philosophie und Gottesgelahrtheit nannte, gelehret wurden. Folglich war sein Pallast zugleich die Schule der Kriegsübungen, der Wissenschaften und der Kunst zu regieren; und dieser König war, ohne Vergleichung, für die Sachen, welche er zeigen konnte, der geschickteste Lehrer. Wenn wir aber von den Lehrmeistern urtheilen wollen, mit welchen dieser Fürst glaubte sich selbst belehren zu können, werden wir die Quellen betrachten müssen, woraus sie schöpften. Wir werden bedauern, daß Karl der Große nicht in glücklichern Zeiten gebohren worden.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß man den Ursprung der Künste und Wissenschaften bey den Griechen und Römern hätte bemerken können; daß man wäre vermögend gewesen, ihrem Fortgange nach zu spüren, und daß man sich

in Stand gesetzt hätte, die besten Schriftsteller des Alterthumes zu lesen. Um so hoch hinaufzusteigen, wären Kenntnisse von vielen Gattungen nöthig gewesen; und man wußte nicht einmal die Anfangsgründe der Wissenschaften. Man kannte die Bücher nicht, welche man lesen sollte, oder man hatte sie nicht. Die Barbarey hatte, gleich einem Strome, alles mit fortgerissen, was gründlich war, und nur hin und wieder das, was wegen seiner Leichtigkeit oben schwamm, angesetzt.

Man las also, was man ungefähr fand, und zum Unglücke fand man, statt Anfangsgründen und vollkommnen Abhandlungen, überhaupt nur zerstreuete Stücke in unterschiedlichen Autoren, welche ohne Grundregeln den Leser nur irre machen konnten.

Capella, eine Art von Philosophen und Grammatikern, in Afrika im fünften Jahrhundert gebohren, war einer der vornehmsten Führer in diesen finstern Zeiten. Er hatte in lateinischer Sprache über die Künste und Wissenschaften geschrieben, um sie anzurühmen, und Regeln davon zu geben. Man fand in einem seiner Werke Sprachkunst, Rhetorik, Logik, Geometrie, Musik, Astronomie, und besonders viele Dunkelheit.

Man hatte auch über alle diese Künste ein Buch vom Cassiodorus, einem römischen Rathsherrn, welcher im sechsten Jahrhundert geschrieben hatte, das ist, in einer Zeit, wo sie schon

sehr unbekannt waren. Diese zwey Autoren waren indessen die besten von allen, welche man damals las.

Es ist wahr, man kannte viel bessere, als den Boëtius, Macrobius u. s. w. Aber sie konnten nicht als classische Schriftsteller studirt werden: denn, entweder hatten sie nur gelegentlich von den Künsten und Wissenschaften gehandelt, oder auf eine Art geschrieben, daß sie nur von darin geübten Lesern konnten verstanden werden.

Von allen Schriftstellern, welche damals gelesen wurden, konnte ganz gewiß der heil Augustin, der größte Geist des vierten und fünften Jahrhunderts, die meisten Einsichten verschaffen. Mit einem ausserordentlichen Verstande, Gedächtnisse und starker Einbildungskraft begabt, hatte er durch eine große Belesenheit Kenntnisse in allen Gattungen erlangt; und da er vor seiner Bekehrung, die Wahrheit in den vornehmsten Sekten gesucht hatte, kannte er besonders die Meynungen der verschiedenen Philosophen. Man wußte aber im mittlern Alter nicht genug von ihnen, um ihn mit Nutzen zu lesen, und da man ihm nicht in seinen vortrefflichen Eigenschaften nachahmen konnte, ahmte man ihm in seinen Fehlern nach.

Aus den Platonikern von Alexandrien schöpfte der heilige Augustin seine Philosophie: er nahm besonders ihre Logik an. Sein neugieriger Geist und seine lebhafte Einbildungskraft ge-

diese Abtheilung an, da er den ersten den Namen der Künste beybehält, und die andern die Wissenschaften nennt. Aus allen diesen schlecht bestimmten Begriffen, und deren Verschiedenheit vollkommen willkührlich ist, werden große Disputationen entstehen, und mehrere Jahrhunderte werden verstreichen, ohne zu wissen, ob zum Exempel, die Logik eine Kunst, oder eine Wissenschaft ist.

Nach dieser Eintheilung des heil. Augustin und Cassiodors hat man in dem mittlern Alter einen Schulplan entworfen. Man hat zweyerley Cursus gemacht: wovon man den einen Trivium nannte, worin die Sprachkunst, die Rhetorik und die Logik gelehrt wurden: in dem andern, Quadrivium genannt, lehrte man die Musik, die Rechenkunst und die Astronomie.

Aber von allen diesen Künsten machte man sich sehr unvollkommene Begriffe: denn man hatte keine Schulbücher, als nur eine schlimme Logik, welche man fälschlich dem heil. Augustin zuschrieb: die Schriften des Capella und Cassiodors, welche vielmehr ein Zusammengeschmier aus alten Autoren als ordentliche Abhandlungen waren; und die Werke des Victorinus, Boëtius, und anderer Philosophen, worin man unordentlich zerstreute Stücke des Platonismus, Stoicismus und Peripatetismus fand. Wenn Plato, Aristoteles und Zeno die Kunst vernunftmäßig zu schließen, zu wenig kannten, so urtheile man, wie man in diesen Zeiten schloß,

wo

wo man diese Philosophen so schlecht verstand, und wo man glaubte, sie zu Führern zu haben.

Karl der Große, welcher alles studirte, was man in dem Trivium und Quadrivium lehrte, legte sich besonders auf die Astronomie, ohne Zweifel, weil er unter schlimmen Vernunftschlüssen zum wenigsten einige, eines so richtigen Geistes würdige, Beobachtungen fand. Seinem Beyspiele wurde nicht gefolget. Die Layen giengen nicht in die Hauptkirche oder in die Klöster, Wissenschaften einzuholen, welche sie verachteten; und die Geistlichen, nachdem sie das Trivium kaum verlassen hatten, fiengen den zweyten Cursus nur an, um ihn alsbald wieder aufzugeben. Wenig neugierig, die Rechenkunst. die Geometrie und die Astronomie zu erlernen, hielten sie sich für geschickt genug, wenn sie in den Kirchen singen könnten; darauf schränkte man sich gemeiniglich ein, und die Schulen lieferten nur mittelmäßige Sänger und schlechte Logiker.

Karl der Große, welcher in andern Zeiten die Wissenschaften hätte blühen gemacht, konnte also kaum einigen Franzosen wegen ihrer Unwissenheit eine Schamröthe abzwingen. Man kann daraus urtheilen, was aus den Studien unter seinen Nachfolgern wurde. Ludwig der Fromme und Karl der Kahle versuchten, in der That, die Schulen zu schützen: was konnte aber der Schutz dieser Fürsten, welche sich alle Tage verächtlicher machten? Wenn man sich er-

innert, daß, während ihrer Regierung, das Volk in die Knechtschaft fiel; daß die Großen nur darauf dachten, sich neuer Rechte anzumaßen, und die Geistlichkeit, nachdem sie von der Regierung Meister geworden, anfieng über die Souverains Urtheile zu fällen; so wird man begreifen, daß unter so vielen Verwirrungen, das Bedürfniß, sich zu unterrichten, am wenigsten konnte gefühlt werden. War es nicht natürlich, daß die Geistlichen die Schulen vernachläßigten, und sich nur mit den Mitteln beschäfftigten, ihre Macht zu erweitern, und ihre zeitlichen Güter wider die Anmaßungen der weltlichen Herren zu beschützen? Die Unwissenheit mußte im neunten Jahrhundert sehr groß seyn, weil man den Bischöfen anbefahl, keinen zum Priesterthume zu erheben, bevor sie nicht würden versichert seyn, daß er das Evangelium recht lesen, und zum wenigsten es buchstäblich verstehen konnte. Unterdessen ermahnten die Concilien oft die Fürsten, für die Schulen Sorge zu tragen. Man stellte wieder einige her, man stiftete sogar neue, und man ließ Lehrer aus Griechenland, Irrland und von andern Orten kommen, wo die Wissenschaften noch nicht ganz verfallen waren.

Diese Bemühungen machten den Geschmack zu den Wissenschaften wieder aufleben, und gegen die Mitte dieses Jahrhunderts sammelte man die Früchte davon ein: aber mit allen Mißbräuchen, welche schlechte Schullehren hervor-

brin-

bringen, wo man ein undeutliches Gewäsch und Wortdrescherey für Gelehrsamkeit hält. Alles Uebel kam von jener elenden Logik her, wovon ich Meldung gethan habe, und welche, da sie täglich mehr Mode wurde, Streitigkeiten erhob, und in Irrthümer stürzte. Ein Mönch, Johann Scotus Erigena genannt, machte sich in dieser Gattung besonders berühmt. Die Kenntniß der griechischen Sprache hatte ihm eine neue Quelle der Philosophie in den Büchern der Platoniker eröffnet. Seine dadurch spitzfindiger gewordene Logik machte, daß man ihn für das Licht seiner Zeiten ansah; und seines Ruhmes wegen hatte ihn Karl der Kahle nach Frankreich berufen. Mußte er nicht bey einer Lehrart beharren, welche ihm so viel Glück brachte? Er wendete sie also, wie die andern, auf die Theologie an, wo die Fragen anfiengen sich mit den Spitzfindigkeiten zu vermehren, und verfiel bald in Ketzereyen, über die Gnade und über die Gnadenwahl, da er die Ketzereyen eines andern Mönchen, Gottschalk genannt, bestreiten wollte.

Ludwig der Fromme hatte von Michael dem Stammler, Kaiser von Konstantinopel ein Werk erhalten, welches dem Dionysius Areopagita fälschlich zugeschrieben wurde. Da man in Frankreich in dem Irrthume war, zu glauben, dieser Heilige sey eben der Dionysius, welcher der Apostel der Gallier gewesen; so trug Karl der Kahle, der sein Werk zu verstehen begierig war, dem Johann Scotus auf, es zu übersetzen: sei-

ne Neugierde diente nur, den Platonismus von Alexandrien in Frankreich einzuführen, und zwar unter einem Namen, welcher den Irrthum in Ansehen bringen mußte.

In der That, da Johann Scot die Meynungen des falschen Dionysius annahm, vermischte er ohne Beurtheilung die Lehren des Christenthums mit den Grundsätzen der Platoniker, und machte sich ein System, in welchem er jene Ausflüsse von der Gottheit erneuerte, welche von Orient nach Egypten, und von Egypten nach Griechenland gekommen waren, und bis dahin noch nicht in Occident hineingedrungen hatten. Was ich über diese Philosophen aus der alexandrinischen Schule gesagt habe, überhebt mich, in eine weitläuftige Beschreibung der Irrthümer dieses neuen Platoniker mich einzulassen: denn es liegt wenig daran zu wissen, was für eine Gestalt er diesem ungereimten System gegeben habe.

Das war das Schicksal der Wissenschaften in Frankreich, zu Ende des neunten Jahrhunderts, als Alfred der Große sie in Engelland beschützte, da er, wie Karl der Große, Schulen stiftete, wie er lernte, und selbst Werke schrieb. Aber kaum fiengen sie an zu blühen, als sie von den Dänen vernichtet wurden, welche in diese Insel oft einfielen.

Im zehnten Jahrhundert wurden sie in Deutschland von den Ottonen beschützet, aber mit schlechtem Erfolge; die Finsternisse vermehrten sich noch. Auch konnten die Umstände den Wis-

sen-

senschaften nicht ungünstiger seyn, weil die Laster, welche niemals allgemeiner und ausgebreiteter waren, aller Orten Unordnungen in der Christenheit hervorbrachten.

Die ärgerlichen Sitten der Geistlichen sind auch den Wissenschaften schädlich geworden. Man bildete sich ein, sie seyn lasterhaft, weil sie gelehrt waren; und die Layen, welche nicht weniger verdorben waren, wurden nicht müde zu schreyen, die Wissenschaften dienen nur, die Sitten zu verderben Unterdessen hielt es so schwer, sich auf diesem Weg zu verderben, daß Gerbert, hernach Papst unter dem Namen Sylvester der II, genöthiget war, nach Spanien zu gehen, um in den Schulen der Araber Wissenschaften zu holen. Wie er aber nach Frankreich zurükkam, hielt man ihn für einen Zauberer. Nichtsdestoweniger lehrte er in der Kirche zu Rheims; und er hatte unter seinen Schülern Robert, den Sohn Hugo Kapets, welcher keinen großen Fortgang machte. Er fand eine bessere Anlage bey Otto dem III; dessen Lehrmeister er hernach geworden.

Die Finsterniß herrschte auch in dem folgenden Jahrhundert. Neue Aberglauben entstanden aus der Barbarey, und man glaubte, daß die Trübsalen das Ende der Welt verkündigten. Es lohnte sich also nicht die Mühe, Wissenschaften zu erlangen: man fühlte nur das Bedürfniß der Ablässe, und die Kreuzzüge bothen sie an. Wenn noch einige Spuren der Wissenschaften geblieben wären, hätten sie nicht in dieser

läugnete. Als ein berühmter Logiker stritt er in zehn Concilien, welche ihn verurtheilten; und es war ein eilftes nöthig, um ihm einen Widerruf abzuzwingen, welchen man nicht für aufrichtig versichert.

Dergleichen Streitigkeiten brachten Ruhm; und die Liebe zuu Ruhme entscheidet oft von der Wahl der Studien und der Meynungen. Die Kunst zu disputiren war also die Leidenschaft aller derer, welche sich berühmt machen wollten. Die Schulen waren den Logikern das, was die Turniere den Rittern waren, das ist, Schauplätze, wo es ruhmwürdig war zu streiten und zu siegen; und man sah die Logiker sich von einer Schule zur andern zeigen, und über Dinge streiten, welche sie nicht verstanden, wie damals die Ritter sich bey einem Turnier nach dem andern zeigten, und oft für Schönheiten stritten, welche sie niemals gesehen hatten. Auf diese Weise erwarb sich Abälard einen grossen Ruhm, und hielt hernach eine Schule, wozu man aus Italien, Deutschland, Engelland, von allen Orten herbeylief.

Die Reichthümer eines solchen Lehrers vermehrten sich mit der Zahl seiner Schüler, und da sein Ruhm immer zunahm, konnte er endlich auf die ersten Würden der Kirche Anspruch machen: denn die Kunst auf eine listige Weise zu disputiren, wurde damals als das beste Recht dazu angesehen. Ruhm, Geitz, Ehrsucht, alles also unterhielt diese Raserey. Die Schulen vermehrten sich:

die

die Logik schien die einige Wissenschaft: man glaubte, sie sey hinlänglich, um alle Fragen der Philosophie aufzulösen: die Gottesgelahrheit hatte nichts als geheimes mehr: mit einem Worte, diese Kunst wurde allein erlernet, und ein Logiker, da er sich einen Philosophen und Gottesgelehrten betrachtet sah, hielt sich für gelehrt in allen Gattungen.

In dem zwölften Jahrhundert fängt man an zu bemerken, daß der Name Aristoteles schon von einem grossen Gewichte in Occident ist. Ich sage, der Name: denn wenn die Logiker sich pralten, nach seinen Grundsätzen zu schliessen, so wußten sie doch davon noch sehr wenig, weil sie die griechische Sprache nicht verstanden, und nur einige Schriften von diesem Philosophen hatten, welche von dem Boëtius und Viktorinus waren übersetzt worden.

Es gab damals zwey Gattungen von Logikern; die einen, welche fortfuhren den heil. Augustin vorzuziehen, dessen Logik sie zu haben glaubten; die andern, welche dem griechischen Philosophen den Vorzug gaben, den sie kaum kannten. Unterdessen nahmen alle im Nothfalle von dem einen und dem andern ihre Schlüsse her: aber dieses geschah mit so weniger Beurtheilung, daß, als sie sich eine Lehrart machten, welche weder des Aristoteles, noch des heil. Augustin die seinige war, sie es nichts destoweniger für deren eigen Werk erkannten, und dem Führer, welchen sie glaubten erwählt zu haben, die Ehre davon überließen. Uebrigens

ver-

versäumten sie nicht, ihre Lehrsätze mit dem Ansehen einiger Väter zu unterstützen, welche sie schlecht lasen. Sie brachten Sprüche von allen Orten her zusammen: sie machten schlecht gewählte Sammlungen; und ihre Werke waren ein verwirrtes Mischmasch von Gottesgelahrheit und Philosophie, wo das Theologische von dem Philosophischen nicht konnte unterschieden werden, und wo man oft weder das eine noch das andere fand.

Alsdann vermehrten sich die Fragen, um sich stets jemehr und mehr zu vermehren. Denn verschiedene von Logikern, welche nicht übereinstimmten, gegebene Auflösungen, brachten neue Fragen hervor, die, da sie wieder verschieden aufgelöst wurden, zu andern Gelegenheit gaben. Man sah kein Ende dieser vorwitzigen Spitzfindigkeiten: es gab aber auch in diesen Zeiten eine Menge Ketzereyen. Die sonderbarste war die Ketzerey eines britannischen Edelmannes, Eon mit Namen, der, als er in der Kirche singen gehöret, per eum qui venturus est judicare vivos & mortuos (*), versicherte, er sey der, welcher die Todten und Lebendigen richten sollte. Dieser Narr hatte Narren zu Jüngern, und zog den Pöbel nach sich. Es ist

(*) Die Worte per eum nämlich, gaben diesem Edelmann, freylich unschuldig, den Anlaß zu glauben: er, Eon, sey zum Richter der Lebendigen und Todten bestimmt. Der Uebers.

ist wahr, die Logik hatte seine Narrheit nicht verursachet: wenn aber diese Zeiten an neuen Meynungen nicht so fruchtbar gewesen wären, würde Eon wahrscheinlich nicht närrisch geworden seyn. Wir wollen auf die Logiker zurück kommen.

Nach dem Plato sind die allgemeinen Ideen Wesen, welche wirklich ausser den Dingen bestehen: er weist ihnen ihren Platz in dem göttlichen Verstand an, als eben so viel Gottheiten als sie Wesen sind; und wenn wir wollen die Körper erkennen, sind es nicht die Körper, welche wir beobachten müssen, diese Wesen sind es: und wir müssen die Mittel finden, uns bis zu ihnen zu erheben.

Aristoteles fand lächerlich, ausser den Körpern die Wesen selbst zu setzen, welche sie formen, und sie das zu seyn bestimmen, was sie sind. Er setzte sie derowegen in die Materie, und da er das Wort Idee verwarf, nannte r sie Formen. Also, nach ihm giebt es allgemeine Formen, welche, von Ewigkeit her in jedem Körper verborgen, machen, daß die Körper das sind, was sie sind.

Zeno spottete wieder des Aristoteles, wie Aristoteles des Plato gespottet hatte. Er sagte, daß diese allgemeinen Wesen, man möchte sie Formen oder Ideen nennen, nur in unserm Verstande existiren, und nur Namen sind welche wir den Begriffen geben, die wir uns

von ihnen machen, nach den verschiedenen Arten, wie wir die Dinge begreifen.

Die Platoniker von Alexandrien endlich welche immer den Namen haben wollten, alles zu vereinigen, und niemals etwas vereinigten, suchten vergeblich, Plato, Aristoteles und Zeno übereinstimmend zu machen: die Ideen oder allgemeinen Formen trennten die Philosophen Jahrhunderte hindurch. Man begreift, daß diese große Frage, welche mit der Philosophie verschwunden war, mit ihr wieder erscheinen mußte.

Die Logiker im eilften Jahrhunderte, folgten der Meynung des Aristoteles ohne Mißtrauen, als Roscelin sich wider sie mit allen Beweisen der Stoiker rüstete, und seine Lehre seinem Schüler Abälard hinterließ, welcher sie zu Anfange des zwölften Jahrhunderts lebhaft vertheidigte. Von beyden Seiten liebte man das Disputiren zu sehr, um, selbst vergeblich wie die Platoniker, Mittel zur Vereinigung zu suchen. Man disputirte also, und es entstanden zwey Sekten, die unter den Namen Realisten und Nominalisten bekannt sind, die jungen Leute wurden Nominalisten, weil dieses die neue Meynung war, und die alten blieben Realisten, weil sie es bisher gewesen waren. Diese schrien besonders, daß man alle Wissenschaften vernichte: in der That, man nahm ihnen die ihrige, weil sie nur von den allgemeinen Formen wußten, die man verwilgen wollte.

Die

Die Hitze, womit man seine Meynungen vertheidigt, kömmt nicht allezeit von der Wichtigkeit der Fragen her: im Gegentheile sind die nichtswürdigsten Streitigkeiten auch die heftigsten, so oft sie die Aufmerksamkeit des Publikum auf sich ziehen, und jede Partey alle ihre Ehre darin suchet zu überwinden. Wenn man sich auch mit wichtigen Gegenständen beschäfftiget, so geschieht es nicht allezeit, weil sie es wirklich sind, sondern oft, weil sie die Streitigkeiten mehr vervielfältigen. Alsdann giebt die Wichtigkeit des Gegenstandes den eitelsten Fragen ein Gewicht; und man erhitzet sich um so mehr auf beyden Seiten, als man einander die gefährlichsten Irrthümer vorwirft.

Es war daher natürlich, daß die Logiker über die Glaubenslehren zu klügeln suchten; daß sie alle Mühe anwendeten, um sie auf eine neue Art begreiflich zu machen, und daß sie zum wenigsten davon nicht wie die andern Menschen reden wollten. Daraus mußten nicht allein Ketzereyen entstehen, sondern auch Meynungen, welche, obschon an sich selbst rechtgläubig, wegen ihrer Ausdrücke für ketzerisch gehalten wurden.

Wenn der Eifer die Ketzer verfolgte, konnte nicht der Neid die Masque des Eifers annehmen, und jeden Vorwand ergreifen, berühmte Männer zu verfolgen? Die Ränke vereinigten sich mit den Spitzfindigkeiten, und alle bewaffneten sich wider diese neuen Ikarus, deren kühnem Fluge sie nicht nachkommen konnten. Be-

sonders richteten sie alle ihre Pfeile wider den Abälard, der unglücklicher weise zu sehr gemacht war, um berühmt und beneidet zu werden.

Eine ehrbegierige Seele eilet, sich in die Höhe zu schwingen. Bisweilen empfindet sie sich durch die Ueberlegung, wie eingeschlossen; und da sie nur noch dem Instinkte folgt, so schwingt sie sich, und sieht sonst nichts mehr, als das Ziel, welches ihr Ehrgeitz erreichen will. Sie kann viel schlimmes und viel gutes verursachen, und hierin ist sie von den gemeinen Seelen unterschieden, welche nicht einmal einer grossen Narrheit fähig sind.

So war die Seele des Abälard. Alles was eine heftige Empfindlichkeit unterhalten konnte, hatte ein tyrannisches Recht über sie. Sie konnte sich daher dem Ruhme nicht versagen, welcher unter der Gestalt der Logik sich ihr zeigte: eben so wenig konnte sie sich der Liebe versagen, welche, da sie sich mit den Zügen der Heloise darstellte, aus der Logik selbst sich ein Spiel machte; und man sieht vorher, daß die eine und die andere seinen Untergang nach sich zogen. Aber laßt uns seine Liebeshändel übergehen.

Abälard hätte in einem aufgeklärten Jahrhunderte das Licht verbreitet, und er verirrte sich in der Finsterniß seiner Zeiten. Weil die Logik sich ein weites Feld in der Theologie öffnete, wollte er ein Theolog seyn, und er wurde ein Ketzer, seinen Neidern zum wenigsten lag daran, ihn als einen solchen zu finden. Man

eilte

eilte, mehrere Sätze aus seinen Werken herauszuziehen. Einige läugnete er als die seinigen, die man wirklich darin nicht findet. Andere erklärte er; und überhaupt kann man ihn wenig beschuldigen, ausser daß er sich auf eine ganz neue Art ausgedrückt hat; ein Vorwurf, den alle Schriftsteller seiner Zeiten verdienen: aber er hatte viele Feinde, und er hatte deren mächtige: es mußten alle Sätze, welche man ihm zueignete, durchaus ketzerisch seyn: besonders wiegelte man den heil. Bernhard gegen ihn auf.

Die Gottesfurcht, welche desto gründlicher ist, jemehr sie alles Ansehen flieht, schien, in diesem verdorbenen Zeitalter, durch den Eifer selbst genöthiget zu seyn, öffentlichen Ruhm zu suchen. Ein Mann mit einer frommen und herzhaften Seele, durch die Umstände auf den Schauplatz der Welt gebracht, mußte er sich nicht laut wider die Laster auflehnen? Und wenn seine Talente, so wie seine Gottesfurcht, ihm einen Namen machten, konnte er gleichgültig ansehen, daß er Ruhm erworben? So war der heil. Bernhard: er liebte den Ruhm, er wußte es im geringsten nicht; weil er in dem Ruhm selbst nur den Fortgang seiner Frömmigkeit und seines Eifers sah: aber ich glaube, wenn dieser Ruhm nicht ohne sein Wissen zu seinem Herzen geredet hätte, würde er nicht bey den Mißbräuchen und der Ungerechtigkeit der Kreuzzüge blind gewesen seyn.

Man kann ihn nicht genug loben, wegen seiner Sorgfalt, die Zucht bey den Ordensständen wieder herzustellen, und wegen seiner Herzhaftigkeit, den Päpsten selbst Rathschläge gegen die Mißbräuche zu geben, welche sich am römischen Hofe einschlichen. Ein anderes Lob noch, welches man ihm nicht versagen kann, ein ganz besonderes für seine Zeit, ist, daß er zum wenigsten die Fehler der Logik eingesehen, und diese eitle Kunst so verachtet hat, daß er sich rühmte, nichts davon zu verstehen. Unterdessen muß ich bekennen, daß es nicht genug war, sie zu verachten, und daß er sie hätte studiren sollen, um sich in Stand zu setzen, sie andern verächtlich zu machen. Sokrates verachtete die Sophisten, aber er hatte sie studirt: daher hat er sie auch mit Vortheil bestritten.

Es ist wahr, der heil. Bernhard, da er die Philosophie seiner Zeit zu lernen nicht würdigte, wußte nur solche Sachen nicht, welche nicht verdienten, daß man sie wisse: inzwischen geschah es, daß, da er durch sich selbst davon nicht urtheilen konnte, er gezwungen war, sich dem Urtheile anderer zu überlassen. Dann war sein Eifer nur ein Werkzeug, dessen sich die Feinde des Abälards bedienten; und als er glaubte die Logiker zu bestreiten, war er in der That nur das Haupt einer Partey unter ihnen. Er war, ohne Zweifel, nicht unempfindlich bey dem Ruhm, die Religion wider den berühmtesten Mann zu vertheidigen, welchen man Neuerungen beschuldigte.

digte. Die Liebe des Ruhms ist allen grossen Männern gemein, und wenn sie sich vor ihren Augen verbirgt, so entdecket sie sich andern.

Man kann urtheilen, wie groß die Verbitterung beyder Parteyen war, wovon die Häupter einen gleichen Ruhm hatten. Es ist nicht meine Absicht, mich bey Beschreibungen dieser Gattung aufzuhalten: mir genügt zu sagen, daß Abälard unterlag, und daß die Eifersucht und der Haß sich deutlich bey der Verurtheilung zeigten, welche ihn betroffen hat.

Peter, mit dem Zunamen der Lombarder, weil er zu Novara in der Lombardie gebohren worden, war nach Paris gekommen, um daselbst, als auf der damals berühmtesten Schule, seine Studien zu vollenden. Er machte grossen Fortgang unter Abälard, wurde hernach selbst Professor, und endlich Bischof zu Paris. Philipp, Sohn Ludwigs des Dicken, und Bruder Ludwigs des jungen, welcher zu diesem Bißthume war ernannt worden, machte sich eine Ehre daraus, es einem Manne von Verdiensten, wie Peter der Lombarder, zu überlassen. Dies war aber auch nöthig, um diesen Fremdling zu dieser Würde zu erheben. Denn der Vorzug, welchen Peter der Logik des Aristoteles gegeben hatte, mißfiel sehr den Theologen zu Paris, welche durchgehends der Logik des heil. Augustin anhiengen.

Er nahm die Lehrart des Abälard, seines Lehrers an: aber, viel behutsamer, ließ er sich nicht

in eben die Ausschweifungen ein. Sein Sentenzenbuch, dieses ist der Titel, welchen man den theologischen Werken gab, schien gemacht worden zu seyn, um alle Fragen aufzulösen, welche man damals auf die Bahn brachte. Er bediente sich der Logik des Aristoteles, und machte sich es besonders zum Gesetz, seine Meynungen durch die Entscheidungen der Kirchenväter selbst zu bekräftigen: inzwischen geschah es nicht ohne viele Subtilität, daß er ihnen Fragen auflösen ließ, woran sie niemals gedacht hatten. Er klügelt, zum Exempel, lange Zeit, um zu wissen, ob Jesus Christus, als Mensch, etwas sey; und nachdem er viel Gründe für und wider angeführt, erkläret er sich endlich für die Verneinung: Dieser Satz wurde von dem Papst Alexander dem III verdammt.

Die Schule zu Paris verwarf auch einige seiner Meynungen. Nichts destoweniger hatte dieses Werk des Meisters der Sentenzen, so nannte man seit dem Peter den Lombarder, den größten Fortgang. Es wurde sehr bald das vornehmste Schulbuch, und man konnte kein Theolog seyn, ohne es studiret zu haben. Aber obwohl es den Ruhm hatte, klar zu seyn, so fanden doch alle, welche es studirten, nicht die nämlichen Sachen darin. Derowegen vermehrten sich die Ausleger, um es zu erklären, dann wurde dieses Werk wirklich dunkel, und gab Gelegenheit zu neuen Fragen, und zu neuen Spitzfindigkeiten.

Auf

Auf diese Weise verwirrte die Lehrart, welcher man folgte, alle Begriffe, und stürzte in viele Irrthümer, welche ich übergehe; als mit Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts die Metaphysik und die Physik des Aristoteles von Konstantinopel nach Paris gebracht, und in die lateinische Sprache übersetzet wurden. Diese Werke, welche nicht dienlich waren, Licht zu verbreiten, fanden die Gemüther nicht sehr geneigt, sie anzunehmen. Ein zu Paris 1209 gehaltenes Concilium verbot das Lesen derselben, unter der Strafe des Kirchenbannes, und verurtheilte sie zum Feuer. Einige Jahre hernach bestättigte der päpstliche Legat diese Verurtheilung, und gestattete dennoch die Logik des Aristoteles zu lesen.

Man ergriff sehr schlechte Mittel wider die Mißbräuche, worüber man sich beschwerte, da man die Logik, welche die Quelle davon war, in ihrer Kraft ließ, und die Metaphysik und Physik verwarf, die noch kein Uebel verursachet hatten. Aber man urtheilte blind von diesen Sachen; und weil man nichts Gutes in der Philosophie hatte, wußte man nicht genug, was man gestatten, noch was man verbieten sollte. In Wahrheit, das was hauptsächlich dem Aristoteles Feinde machte, war der Ruhm der Logiker, welche seine Philosophie zur Richtschnur genommen hatten. Die Ursache davon ist fühlbar: denn zu eben der Zeit, als man seine Werke in Frankreich verbrannte, war es erlaubt, sie an

allen den Orten zu lesen, wo seine Anhänger nicht wider eine eifersüchtige und mächtige Partey zu ringen hatten: das ist, in Engelland, Deutschland und Italien selbst. Dergleichen Verbote schienen also denen mehr Ruhm zu versprechen, welche nicht gehorchten: war es übrigens natürlich zu glauben, daß die Logiker den Spitzfindigkeiten entsagen würden, welche alle ihre Wissenschaft ausmachten, und die sie durch nichts ersetzen konnten?

Friederich der III, welcher in Deutschland regierte, beschleunigte besonders das Glück des Aristoteles. Die Kenntnisse, die er erlangt hatte, machten, daß er noch mehrere zu erlangen wünschte; daher beeiferte er sich zum Fortgange der Wissenschaften beyzutragen, und gab ihnen einen besondern Schutz. Er richtete wieder die alten Schulen auf, er stiftete neue, endlich ließ er alle Bücher aufsuchen und übersetzen, worin man einigen Unterricht zu finden glaubte.

Nach dem Gerbert hatten noch einige Personen die Wissenschaften bey den Arabern gesucht, und man hatte sogar einige ihrer Bücher von der Arzneykunde, von der Physik und Mathematik übersetzt. Unterdessen war die arabische Philosophie unter den Christen wenig bekannt: zum wenigsten wurde sie in den Schulen nicht gelehrt. Friederich machte sie durch Uebersetzungen bekannt, und ließ sie in Deutschland und Italien lehren.

Die

Die Logik des Aristoteles, schon an sich selbst schlecht, noch schlechter in den Quellen, woraus man sie bisher schöpfte, wurde also endlich aus den arabischen Auslegern erlernet; wo sie noch schlechter geworden. Das was ich von ihnen gesagt habe, läßt von den Kenntnissen urtheilen, welche dergleichen Lehrer ausbreiten konnten.

Der berühmteste von diesen Auslegern, Averroes, sah den Aristoteles als ein Genie an, welches Gott gegeben hatte, damit die Menschen alles wüßten, was gewußt werden kann: er machte sogar fast einen Gott aus ihm, der alles erkannt hatte, der nicht hatte irren können, und dessen Lehre die höchste Wahrheit war. Aber er gab Sachen Beyfall, die er nicht verstand; denn die, welche die Geduld gehabt haben, alle seine Auslegungen zu lesen, finden darin eben so viel Unwissenheit und Fehler, als Enthusiasmus. Das war inzwischen der classische Autor, welchen man am meisten studirte. Man trieb, so zu sagen, mit ihm Abgötterey auf dem Altare, welchen er dem griechischen Philosophen errichtet hatte, und man erzeigte ihm selbst fast eine gleiche Verehrung: es ist wahr, daß er diese Verehrung mit dem Avicenna, einem andern Ausleger, theilte, der eben so blos an Kenntnissen und Beurtheilungskraft ist.

Der Enthusiasmus, welcher sich der Sinnen bemächtigte, machte das Maß der Blind-

heit

heit voll; als Aristoteles, weniger verstanden als jemals, als das einige Orakel der Wahrheit angesehen wurde. Man suchte nicht mehr, was man denken sollte, sondern was dieser Philosoph gedacht hatte; sein Ansehen galt für eine Demonstration, und man verehrte es eben so sehr in der Theologie als in der Philosophie.

Unterdessen, dunkel an sich selbst, und noch dunkler durch die Bemühung seiner Ausleger, ließ er selten seinen Gedanken begreifen, und widersprach sich oft. Man schloß also, daß, wo er sich nicht genug erkläret, man nichts wissen konnte, und wo er von einer Sache ja und nein behauptet, man nichts gewisses versichern könne. Vergeblich klügelte man, vergeblich machte man unzählbare Fragen; man fand sich, etwas zu wissen, immer mehr entfernt. Derohalben mußte man zweifeln, und ein neuer Pyrrhonismus entstand nach dem Aristoteles selbst.

Der Peripatetismus der Araber wurde ausgebreitet durch Albert, einen Dominikaner, mit dem Zunamen der Grosse, seiner weitläuftigen Wissenschaften wegen; er wurde sogar nach Paris berufen, allwo er, ungeachtet des Verbotes, die Philosophie des Aristoteles lehrte; und wovon er einige Zeit hernach seine Schule nach Cölln verlegte.

Doch immer weise genug, um sich nicht auf die Subtilitäten der Logick und Metaphysik ein-

zuschränken, legte er sich auf die Mathematik und Mechanik; er scheinet einer der ersten zu seyn, welcher die Naturgeschichte studirt hat. Er erlangte in allen diesen Gattungen Kenntnisse, welche machten, daß man ihn für einen Zauberer hielt; und da dieser Ruf ihm blieb, haben die, welche nach ihm die Zauberey erlernen wollten, die Grundsätze davon in Werken gesucht, welche man ihm fälschlich zuschreibet. Man sagt, er habe dreyßig Jahre angewendet, einen Kopf zu machen, der redete, und der heil. Thomas von Aquin, sein Schüler, habe in dem Schrecken, den er darüber hatte, mit einem Stockstreiche ihn zerschlagen.

Es gab damals in Engelland einen andern Zauberer: Roger Bakon. Er hatte mit solchem Fortgange die Geometrie, Astronomie, Optik, Chymie, Mathematik, Mechanik, u. s. w. studiret, daß er die Möglichkeit vieler Sachen vorgesehen hat, welche zu seiner Zeit undurchdringliche Geheimnisse schienen, und wovon seitdem mehrere sind entdecket worden. Die Klugheit des Albert und des Bakon läßt uns bedauren, daß sie nicht in bessern Zeiten gekommen sind.

Es hat im dreyzehnten Jahrhundert noch drey berühmte Männer gegeben. Der erste ist der heil. Bonaventura, aus dem Franziskanerorden, gebohren in Toskana, mit dem Beynamen der seraphische Lehrer. Er gab der mystischen Gottesgelahrtheit den Vorzug, welche

er

er mit mehr Frömmigkeit als Neugierde behandelte, und worin er die fremden Fragen auf die Seite schaffte. Er vermied also die Spitzfindigkeit der Logiker; aber er konnte nicht den schwankenden Begriffen ausweichen, welche der mystischen Gottesgelahrtheit zu Grundsätzen dienen.

Der zweyte ist der heil. Thomas, mit dem Beynamen der englische Lehrer, aus dem Dominikanerorden. Aus dem Hause der Grafen von Aquin entsprossen, stammte er von den Königen von Sicilien und Aragonien ab. Er studirte unter Albert dem Großen zu Cölln, wurde zu Paris mit dem heil. Bonaventura Doktor, und kam nach Italien zurück, wo er auf mehreren Universitäten lehrte. So nannte man die Schulen, und die zu Paris war damals die berühmteste.

Der heil. Thomas hat über die Philosophie und über die Theologie geschrieben, und sich nach den Grundsätzen des neuen Peripatetismus gerichtet. Man glaubet, er wäre fähig gewesen bessere Werke zu machen, wenn das allgemeine Vorurtheil ihm erlaubt hätte, sein Urtheil dem Urtheil des arabischen Aristoteles vorzuziehen; aber er hätte in seinen Zeiten wahrscheinlich weniger Beyfall erhalten. Dieser große Beyfall nährte aber nur ein der Verbesserung des menschlichen Verstandes widriges Vorurtheil; und vollendete das Glück des Aristoteles. Die offenbarsten Feinde des Peripatetismus wagten es nicht mehr, einen

Philosophen zu verwerfen, welchem der heil. Thomas eine vollkommene Ergebenheit erzeigte. Aristoteles überwog aller Orten, sogar auf der Universität zu Paris, wo man bisher ihn ausschliessen gesucht hatte.

Johann Duns Scot, der dritte dieser berühmten Männer, wovon ich zu reden hatte, hat alle Peripatetiker an Spitzfindigkeit übertroffen, und den Namen des subtilen Doktors verdienet, welchen man ihm gemeiniglich beylegt. Da er sich Grundsätze gemacht hat, die von den Grundsätzen des heil. Thomas verschieden sind, und da die Franciscaner, deren Mitglied er war, seine Lehre angenommen haben, während die Dominikaner fortfuhren der Lehre des englischen Lehrers zu folgen; so entstanden in der Kirche zwey Sekten, welche noch bestehen, unter dem Namen der Thomisten und Skotisten bekannt sind, und wovon es genug seyn wird, nur die Namen zu wissen. Uebrigens brachten diese zwey Lehrer fast alle ihre Vorgänger in Vergessenheit.

Wenn man betrachtet, was der Gegenstand der Studien in dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert war, die Weise, mit welcher man sie trieb, der blinde Wahn, worin man für den Aristoteles, und für seine Ausleger beharrte, und die Eifersucht dieser vermeinten Philosophen, welche alle Wissenschaften in Spitzfindigkeiten setzten; so wird man begreifen, daß, jemehr man sich Mühe gab, destomehr man sich vom wah-

wahren Weg der Kenntnisse entfernte; und man wird Friederich den III beklagen, welcher den Fortgang des menschlichen Verstandes befördern wollte, und ihn nur gehemmet hat. Unterdessen war sein Schutz nicht ganz und gar unnützlich. Vielleicht war es nothwendig, sich in tausend dunkeln und krummen Abwegen zu verirren, um endlich einen sicherern und hellern Weg zu finden. Wie auf die Anarchie nur eine kluge Regierung folgt, wenn die aufs höchste gestiegenen Unordnungen endlich alle Bürger empören; eben so mußten die Ungereimtheiten ihr höchstes Ziel erreichen, um zur wahren Philosophie vorzubereiten, wenn endlich der gute Verstand sich empöret.

VI. Kapitel.

Von den Wissenschaften in dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert.

Die Mönschorden sind Republiken, worin sich der Geist des ersten Gesetzgebers nicht lang erhält: die Stifter überleben, wie Solon, die Regierungsform, welche sie eingeführt haben. Die Umstände sind es, die gleich anfangs machen, daß diese verschiedenen Orden eine neue Denkungsart ergreifen, und dieses geschieht den Umständen gemäß, die zu ihrem ersten Fortgange beytragen. Dann ziehen sie die Welt und die Vortheile, welche sie anbietet, den eingeschränkten Absichten eines Einsiedlers vor, der sie für

die

die Einsamkeit bestimmte; sie machten sich einen Plan, wie sie sich betragen sollen, um die Hochachtung und die Reichthümer zu erhalten, welche sie erlangt hatten, und um derer noch mehr zu erlangen. So hat der Charakter der Römer nach den Umständen sich gebildet, und nach und nach einen Regierungsplan eingeführt, welcher die Eroberung der Welt zubereitete. Diese Vergleichung ist so edel, daß man sie nicht sobald verlassen muß.

Gewiß, Romulus machte keine Entwürfe Afrika, Spanien, Gallien, Griechenland und Asien zu erobern: das Latium allein mußte ihm eine schwere Eroberung scheinen, und er dachte fast nur darauf, sich auf dem Berge Palatin zu vertheidigen. Aber die Ehrsucht ist mit dem Glücke gekommen; und die Römer, immer von einem Kriege in den andern fortgezogen, gewöhnten sich, alle benachbarte Völker als eben so viele Feinde, oder gar als rebellische Unterthanen anzusehen. Kurz, sie glaubten Rechte über alle Völker zu haben.

Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit den Mönchen. Es wäre ungereimt zu denken, sie seyn gestiftet worden, in der Absicht, einstens die Welt zu regieren; und daß sie im Anfange einen Plan gemacht haben, sie zu verwirren, um davon Meister zu werden. Aber jeder Körper hat einen republikanischen Geist, eine Art von Patriotismus, welcher ein jedes Glied bewegt, sich dem gemeinen Besten zu widmen,

und dieser Patriotismus ist um so stärker, je mehr Hochachtung damit verknüpfet ist, und je mehr Ehre dadurch jedem Glied zuzugehen scheinet. Wenn der Eifer einen gewissen Grad erreichet hat, hat ein solcher Körper keine andere Regel mehr als seinen Vortheil: er urtheilet von der Gerechtigkeit seiner Unternehmungen nach dem Nutzen, den er daraus ziehet. Er schränket sich also nicht ein, seine Gränzen zu vertheidigen; er trachtet, im Gegentheile, unaufhörlich darüber hinaus, und ergreifet jede günstige Gelegenheit.

Konnten also die Mönche der Ehrsucht ausweichen, als die Unwissenheit und der Aberglaube Reichthümer und Würden zu ihren Füßen legten. Sie mußten sich wohl angewöhnen zu glauben, diese Sachen seyn für sie, weil man sie ihnen gab. Sobald sie nun einmal so denken, werden sie bald glauben, Rechte anf das zu haben, was man ihnen nicht giebt; und wer sich unterfangen wird, ihre Forderungen streitig zu machen, wird als ein Rebell erkläret werden. Wenn Sparta, ich fahre immer fort, kleine Sachen durch große Vergleichungen zu erheben, wenn Sparta, sage ich, ungeachtet der klugen Vorsicht des Lykurg, endlich ehrsüchtig geworden ist, wer kann uns versichern, daß nicht die Kapuziner einstens die Ehrbegierde haben werden, die Welt zu regieren? Man lasse die Umstände kommen, und die Ehrsucht wird kommen. Man hat die Forderungen der Geistlich-

keit

keit und der Päpste gesehen: man hat gesehen, daß die zeitlichen Vortheile der Diener der Kirchen das höchste Gesetz waren; und daß der, welcher sich nicht unterwarf, als ein Feind der Religion selbst behandelt wurde. Nun sind die Ordensgeistlichen mehr als die Weltgeistlichen, die Seele dieser erstaunlichen Unternehmungen gewesen. Unterdessen ist nichts dem Geiste der Kirche mehr zu wider: so wahr ist es, daß jedes Institut immer die Grundsätze seiner ersten Stiftung vergessen wird.

Es ist der Vortheil der Mönche, die Unwissenheit zu unterhalten, welche die vornehmste Stütze ihres Ansehens ist. Folglich werden die Mönche sie unterhalten. Ich will nicht sagen, daß sie den Entwurf machen, der Ausbreitung des Lichts sich zu widersetzen. Sie sind zu unwissend hiezu, und sie sehen noch nicht vor, daß durch andere Wege andere Erkenntnisse als die ihrigen kommen könnten: im Gegentheile, glauben sie alles zu wissen, was man wissen kann. Aber wenn die Morgenröthe anbricht, werden sie die Gefahr erblicken, welche ihnen drohet, und den Tag fürchten. Dann werden sie die Nothwendigkeit der Finsternisse fühlen, dann werden sie den Himmel mit neuem Gewölke zu überziehen suchen.

Nun ist um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts diese Morgenröthe angebrochen; und doch war die Sonne noch sehr ferne zu scheinen: eine Nacht von mehrern Jahrhunderten hatte ge-

macht, daß sie ihren Lauf vergessen. So schwache Strahlen konnten also nicht in die düstern Schulwinkel hineindringen. Uber das waren sie ihnen verschlossen; denn die Augen konnten dieses fremde Licht nicht ertragen. In der That, die Studien blieben nicht allein so schlecht als zu vor; sondern sie wurden noch schlechter; und wenn verständige Männer eine Verbesserung vorschlugen, so ergriff der Haß aller Peripatetiker wider sie die Waffen.

Wirklich war der Peripatetismus der Geist der Mönchsorden geworden, welche ihn lehrten. Sie hatten ihm alle ihre Hochachtung und allen ihren Ruhm zu danken; sie waren nichts mehr, wenn diese Hydra unter den Streichen eines Herkules unterliegen würde: daher mußten sie ihn mit einem fanatischen Patriotismus vertheidigen.

Als der heil. Dominikus und der heil. Franziskus die Bettelorden stifteten, hatten sie, ohne Zweifel, nicht vermeint, Sekten der Peripatetiker zu errichten: aber diese Mönche bemächtigten sich geschickt der Schulen; und nachdem sie Schüler des Aristoteles, oder vielmehr des Averroes geworden, machten sie sich Meister von den Universitäten, von dem dreyzehnten Jahrhundert an, wo diese Orden ihren Anfang genommen hatten.

Sie sind es, welche dem Aristoteles endlich das Uebergewicht verschafften. Es ist wahr, es gab zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts

in

in der theologischen Fakultät zu Paris noch Doktores, welche den heil. Thomas tadelten, daß er die Glaubenslehren auf das Ansehen dieses Philosophen gegründet, und die christliche Lehre mit dem Peripatetismus vermischet habe: aber die Heiligsprechung des heil. Thomas, welche damals geschah, verschaffte den Dominikanern neue Waffen. In der That, sollte man sich fürchten, dem Beyspiele eines Heiligen zu folgen, und konnte man eine Lehrart tadeln, welche er erwählet hatte? Dieser Grund war stark zu einer Zeit, wo man nicht wußte, daß die Heiligen in den ersten Zeiten der Kirche den Aristoteles verworfen hatten.

Der römische Hof, durch das Ansehen des Heiligen, welchen er canonisirt hatte, selbst mit fortgerissen, und auf das Ansuchen der Dominikaner, hörte auf, das Lesen der Werke dieses Philosophen zu verbieten: er that noch mehr, er empfahl deren Studium. Der Legat, welcher um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts den Auftrag hatte, die Universität zu Paris zu verbessern, schärfte sehr ein, die Logik, Metaphysik, Physik und Moral dieses Philosophen zu lehren, und verbot die Grade denen mitzutheilen, welche darin nicht genugsam würden unterrichtet seyn. Es ist sonderbar genug, daß man in Schulen, wo es fast allein Geistliche gab, oder Leute, welche für die Kirche bestimmt waren, die schwankenden, durch einen Averroes ausgelegten Begriffe des Aristoteles, als eine

nothwendige Vorbereitung zur Gottesgelahrheit ansah. Wenn man glaubte, dieses da sey die wahre Quelle der Theologie, so hatte es denn bis dahin keine Theologie gegeben.

Aber eine Sache, welche nicht weniger sonderbar scheinet, und die unterdessen in dem Charakter des menschlichen Geistes sich befindet, ist, daß das Lesen dieser schlechten Philosophie, welche im dreyzehnten Jahrhundert war verbannet worden, ohne daß man genug wußte warum? in dem funfzehnten vorgeschrieben wurde, wo es verständige Leute gab, die sich, mit Einsicht der Sache, wider Aristoteles und Averroes auflehnten.

Sobald alle Lehrer verbunden waren, den Aristoteles zu lehren, hielt auch ein jeder dafür, er kenne sich des Rechts anmassen, ihn nach seiner Art auszulegen. Daraus entstand eine Menge peripatetischer Sekten, und man kann sich vorstellen, was die Philosophie und Theologie geworden sind. Die Spitzfindigkeiten der Franciskaner, in ihren Zwistigkeiten mit Johann dem XXII, welcher sie verwarf, sind hinlänglich, um über die Philosophen und Theologen des funfzehnten Jahrhunderts urtheilen zu können.

Ockam, einer dieser Franziskaner, ein Philosoph und Theolog, that sich in diesem Streite hervor. Ein offenbarer Feind des römischen Hofes, hatte er bereits für Philipp den Schönen geschrieben, er schrieb auch für Ludwig den Bayern, und man bemerket, daß er die Rechte

des

des Reiches nur mit Sophismen und Spitzfindigkeiten vertheidigte, eine Art zu schliessen, worin er alle Peripatetiker seiner Zeit übertraf.

Obwohl er von der Schule der Skotisten herkam, welche, so wie die Thomisten, Realisten waren, erneuerte er doch die Sekte der Nominalisten, die damals fast erloschen war; und brachte alle Franziskaner auf seine Meynung, welche ihn für ihr Haupt wider Johann den XXII genommen hatten. Damals machte diese Sekte in Deutschland starken Forgang, wo Ludwig der Bayer alle Mönche schützte, mit welchen er an dem Papste einen gemeinschaftlichen Feind hatte.

Die Nominalisten, allezeit den Thomisten und Skotisten verhaßt, welche sie beschuldigten, alle Wissenschaften zu zerstören, wurden also dem päpstlichen Stuhle verhaßt, wider welchen Ockam und seine Anhänger sich empöret hatten. Dieser Haß erregte wider sie eine lange Verfolgung, welche besonders ausbrach, nachdem die Päpste ihr Ansehen in Deutschland wieder erlangt hatten. Dann kam es zwischen den Nominalisten und Realisten zum öffentlichen Krieg: sie disputirten, sie vergossen Blut, sie verjagten einander von den hohen Schulen, und sie zogen endlich die Aufmerksamkeit der Souverains an sich, welche ihr Ansehen anwenden zu müssen glaubten, um sie zum Stillschweigen zu bringen. Ludwig, der Sohn und Nachfolger Karls des VII, verbot die Bücher der Nominalisten, und verjagte

von den Schulen in Frankreich alle von dieser Sekte. Inzwischen hörten diese elenden Streitigkeiten nicht auf. Sie währten sogar in dem Staube der Schulen fort, und sie werden fortdauern, so lang es Thomisten und Skotisten geben wird: zum Glücke beschäfftigen sie nicht mehr die Welt. Uebrigens muß man sich nicht verwundern, wenn die Nominalisten sind verworfen worden: sie hatten zuviel Feinde zu überwinden, und sie behaupteten einen guten Satz mit den erbärmlichsten Beweisen.

Man sieht, wie sehr die gelehrte Welt verwirrt war, und daß diese Verwirrungen noch aller Orten neue Unordnungen verbreiteten. Vergeblich empfahlen verständige Männer, denn es gab deren damals, die Sprachen, die Kirchenväter, die Tradition, die Kirchen- und Profangeschichte zu studiren: sie konnten die hohen Schulen nicht verbessern, allwo die Bettelmönche herrschten. Es war diesen Mönchen bequem, nur ein Buch nöthig zu haben, und voraus zu setzen, daß man alle Wissenschaften in dem heil. Thomas oder in dem Skotus finde.

Die öffentlichen Schulen wurden also immer schlechter, in dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert: aber zum Glück eröffneten die Zwistigkeiten zwischen dem Priesterthume und dem Reiche, und die Ketzereyen des Wiklef und Johannes Huß endlich die Augen über die Nothwendigkeit, die Studien besser einzurichten. Man erlernte die griechische, die hebräische, und die

lateinische Sprache, welche man schlecht verstand. Man untersuchte die Tradition, man las die Väter, man wollte die Geschichte wissen: mit einem Worte, man erkannte, daß das Alterthum verdiente studirt zu werden. Gerson ist unstreitig der, welcher sich am meisten hervorthat, in der kleinen Zahl jener, die versuchten nützliche Kenntnisse zu erlangen; und er ist es, der die Finsternisse zu zerstreuen anfieng, worin man die Theologie eingehüllet hatte.

Die Beredsamkeit und die Dichtkunst wurden auch in diesen zweyen Jahrhunderten betrieben: der Geschmack bildete sich, und war eine Vorbereitung vernünftiger zu urtheilen. Italien aber hat man diesen Anfang zu danken, und wir werden bald davon reden.

Es liegt wenig daran, die Fragen, die Irrthümer, die Ketzereyen, die Spitzfindigkeiten und das schlechte Studium des mittlern Alters aus dem Grunde zu wissen. Inzwischen wollte ich nicht ganz und gar alles übergehen. Man muß die Fehler des menschlichen Verstandes kennen, wenn man auf den Grund von vielen Uebeln kommen will; und wenn man diesen Fehlern abhelfen will, muß man auch deren Ursachen wissen. Das ist, was ich meinen Lesern zu entdecken, mich bestrebte.

Man hat mehrere Jahrhunderte über Leute gesehen, welche nur bemüht waren, jemehr und mehr sich zu verirren; welche, einer nach dem andern, an den nämlichen Klippen strandeten; neue

Klippen in einem noch weniger bekannten Meere aufsuchten, und sich von einer Gefahr in die andere stürzten, ohne sie vorzusehen. Die Erfahrung kann sie nicht verständiger machen, weil sie nachzudenken unfähig sind: sie folgen eigensinnig einem durch Schiffbruch bezeichneten Weg, ohne das Senkbley auszuwerfen, ohne wieder zurückzukehren: sie fürchteten zu sehr ihre Verirrungen zu entdecken; und entdeckten sie sie, würden sie es nicht gestehen.

Die unvernünftigsten Meynungen müssen nämlich fortdauern, so lang sie einer Partey am Herzen liegen. Die Völker, die Großen und die Könige mußten, in ihrer Unwissenheit, Opfer dieser Geistlichen und dieser Mönche seyn, welche sie in ihrer Dummheit für Gelehrte ansahen. Alle Bürger mußten schlecht studiren, weil die Dominikaner und Franciskaner schlecht studirten. Konnten diese Mönche zulassen, daß man Wissenschaften erlangte, welche ihre Unwissenheit in ihrer ganzen Grösse offenbaren mußten?

Diese Philosophen, diese Theologen, diese Sophisten, ich weiß nicht, welcher Name ihnen zu geben ist, wollten die Welt durch ihre Meynungen regieren, und bisweilen regierten sie dieselbe wirklich. Sie mengten die Religion und den Staat in ihre eben so nichtswerthe als subtile Streitigkeiten. Die an sich selbst verächtlichsten Fragen wurden durch die Aufmerksamkeit wichtig, deren die Kirche und die Re-

gie-

gierung sie würdigten ; und man sieht allein, daß ein jeder die Wahrheit zu erkennen vorgab, und daß sie niemand aufrichtig suchte. Alle Ehrbegierde bestand darin, in den Disputationen den Sieg davon zu tragen, und die Leichtgläubigkeit der Völker zu mißbrauchen.

Das Unglück so vieler Jahrhunderte soll uns lehren, wie wichtig es ist, die Sachen nach ihnen selbst zu beurtheilen. Besonders ist es die Pflicht eines Souverains, die Wahrheit mitten in dieser Verwirrung zu entdecken, welche die Leidenschaften der Menschen und die Vortheile der verschiedenen Parteyen machen. Er soll sie mehr als kein anderer hochschätzen : aber er soll mehr als kein anderer alles verachten, was ihr fremd ist. Er muß die Mißbräuche können, und davon den Ursprung sehen, wenn er sie will verbessern können, ohne eine Unbesonnenheit zu begehen. Diese Wissenschaft erfordert von Seite seiner viele Sorgfalt : wenn er aber die Geschichte zu studiren weiß, wird er in allen Zeiten, besonders in den barbarischsten, grosse Lehren finden.

VII. Kapitel.

Von der Scholastik, und gelegenheitlich von der Art die Künste und Wissenschaften zu lehren.

Aus dem Worte Schola hat man das Wort Scholastik gemacht, um den Cursus der Stu-

Studien und die Lehrart anzudeuten, welche man in den Schulen befolgte. Daher muß man sich, nach den Zeiten, verschiedene Begriffe von der Scholastik machen. Wenn die Menschen sich mit einem Wort bekannt gemacht haben, so glauben sie insgemein, es sey von Natur und wesentlich gemacht, das Zeichen des Begriffes zu seyn, den sie damit zu verbinden gewohnt sind; und sie bilden sich ein, dieser Begriff mache das Wesen der Sache aus, die sie mit diesen Worten ausdrücken. Daraus sind zu allen Zeiten viele Fragen entstanden, über welche man bisweilen ganze Bücher geschrieben hat, und die leicht aufzulösen gewesen wären, wenn man sich hätte verstehen können. Man hätte in dieser Absicht nur jenen eingebildeten Wesen, die wir immer fassen wollen, entsagen, und sich erinnern dürfen, daß ein Wort das bedeute, was wir gewollt, daß es bedeuten soll.

Man hat die Neugierde gehabt, den Ursprung der Scholastik aufzusuchen; und weil man nicht bestimmt hat, was man durch dieses Wort verstehet, so hat dieser Ursprung, wie der Ursprung des Nils, sich zu verbergen geschienen. Man glaubte ihn in dem heil. Thomas, in dem Petter Lombardus, in dem Abälard, in dem Roscelin, und in andern Logikern, wovon ich nicht geredet habe, zu entdecken; endlich stieg man bis zu dem heil. Johann von Damasco, und gar zu dem heil. Augustin hinauf.

Der-

Derjenige, welcher die Seine zu Havre würde gesehen haben, ohne zu wissen woher sie komme, hätte Mühe sie zu Rouen wieder zu erkennen, noch mehr zu Paris, und noch viel mehr zu Chanceaux in Burgund. Er würde sie sehen, und fragen wo sie ist. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit der Scholastik. Wenn man ihren Lauf nicht studirt hat, und man sieht sie nur an ihrem Ausflusse, so weiß man nicht, wo sie wieder zu finden ist. Man sieht nicht, daß es ein Strom ist, welcher in dem Aristoteles seinen Ursprung gehabt, und nach wechselweisem Steigen und Fallen, sich einige Zeit verborgen hat, um hernach wieder zu erscheinen, von neuem zu wachsen, täglich trüber zu werden, und endlich ganz Occident zu überschwemmen. Dieser Fluß ist wie alle Flüsse: nicht allein ist er von sich selbst von einem Theile seines Laufes zum andern unterschieden; sondern auch in jedem Theile sind seine Wasser nicht zwey Augenblicke gleich.

Wenn man also durch die Scholastik jenen ganzen Lauf verstehet, den ich so eben entworfen habe, so wird man sie leicht aller Orten erkennen: wenn man aber, zum Exempel, sich davon einen Begriff aus den Werken des heil. Thomas machen wollte; so wird man sie in dem heil. Thomas nur so finden, wie sie in dem heil. Thomas ist, wie man zu Havre die Seine nur so finden wird, wie sie an ihrem Ausflusse ist. Mich betreffend, verstehe ich durch die Scholastik, jene verwirrte

Misch-

Mischung von der Philosophie und Theologie, welche im dreyzehnten Jahrhundert zu Stande gekommen ist, und schon zuvor angefangen hatte. Gegenwärtig wollen wir den Plan der Studien in den mittlern Zeitaltern betrachten; vielleicht, wenn wir sehen wie schlecht man studirte, werden wir lernen, wie wir selbst studiren sollen.

Die Grammatik, die Rhetorik, die Logik, die Musik, die Rechenkunst die Geometrie und Astronomie; dies sind, nach ihrer Ordnung, die Sachen, welche man in den zwey Cursen zu lehren glaubte, die man Trivium und Quadrivium nannte. Der Peripatetismus der Araber führte im dreyzehnten Jahrhundert eine andere Abtheilung ein; und man lehrte die Grammatik, die Logik, die Methaphysik, die Physik, die Moral, die Politik, das Recht und die Theologie.

Es ist unnütz, uns bey dem aufzuhalten, was man in dem Trivium und Quadrivium lehrte: denn es war gar selten ein Mann zu finden, der diese beyden Curse vollendet hatte; im übrigen verfielen alle Schulen dergestalt, daß im zehnten Jahrhundert Gerbert genöthiget war, in Spanien Kenntnisse zu suchen. Fangen wir also bey dem dreyzehnten an.

Ungefähr seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts schrieb man in Frankreich in gemeiner Sprache, welche man damals die Romanische nannte; und nach dem Exempel der Franzosen schrieben die Spanier und Italiäner auch in ihrer Sprache. Die Ritterschaft

führte

führte diesen Gebrauch ein, da man die Heldenthaten und die verliebten Begebenheiten der Ritter besingen wollte, so mußte man wohl romanisch schreiben, weil diese Helden die lateinische Sprache nicht verstanden; man überließ also aus Nothwendigkeit diese geringen Dinge den gemeinen Sprachen: aber man gestattete ihnen noch nicht, sich an die Wissenschaften zu wagen. Nur allein fieng man an einige schlechte Geschichtschreiber zu finden.

Nun hatte man in diesen Zeiten keinen Begriff von dem, was wir eine richtige Fügung der Wörter nennen: der Singular ward von dem Plural nicht unterschieden: die Orthographie hatte nichts bestimmtes: man verunstaltete immer die Namen: kurz, man schrieb ohne Regeln.

Wie hätten Leute, welche ihre Sprache mit so weniger Beurtheilung redeten, begreifen können, daß es eine Art giebt, gut lateinisch zu reden, die einzige Sprache, in deren Erlernung sie ihren Ruhm setzten. Sie redeten sie aber auch mit barbarischen Constructionen, und mit Worten in einem fremden Verstande genommen, oder auch mit Worten aus der Landsprache, denen sie lateinische Endungen gaben. Es war lateinisch gemachtes französisches, spanisches, englisches, italiänisches und deutsches. Daher geschah es, daß die Gelehrten nicht allein die alten Autorn nicht verstanden, sondern über dies einander selbst nicht verstanden. Die ganze Gram-

matik

matik schränkte sich auf die Conjugationen, auf die Declinationen und auf einige Regeln ein, welche man nicht erklärte, noch dazu schrieb man sie lateinisch, um den Verstand der Sprache denen zu erleichtern, welche sie nicht konnten.

Mit so weniger Beurtheilung mußte man keinen Geschmack haben. Was war also die Redekunst? Eine Kunst, nicht natürlich zu reden, gezwungene Metaphern, riesenmäßige Figuren, und ohne Beurtheilung verschwendete Gemeinplätze. Die Dichtkunst, wenn man davon reden muß, eben so barbarisch als die ungebundene Rede, war noch platter.

Die Logik, die Dialektik, die Schlußkunst, oder wie man sie auch nennet, ist nur die Kunst von Erkenntnissen, welche man hat, zu denen zu schreiten, welche man nicht hat, von dem bekannten zu dem unbekannten: sie setzet also einen Verstand zum voraus, welcher schon einige Kenntnisse erlanget, und sich zum wenigsten von gemeinen Dingen richtige Begriffe gemacht hat. Wenn er nur schwankende und verwirrte Kenntnisse hat, weiß man nicht, wie man ihn angreifen solle, um ihn zu genauen und klaren Kenntnissen zu bringen. Denn kurz, um vernünftig schliessen zu lernen, muß man schon gute Schlüsse gemacht haben; weil man nur in so weit wissen kann, wie man sich verhalten soll, um noch ferner gute Schlüsse zu machen, als man bemerken kann, wie man sich schon verhalten hat.

Unterdessen hatte die Grammatik und die Redkunst die Beurtheilungskraft nur verdorben. Das Uebel war um so grösser, als man es gar nicht vermuthete, und man hätte es erkennen dürfen, so würde man ihm abzuhelfen nicht gewußt haben. Daher mußte die Logik es noch vermehren. Der Lehrer, welcher bey seinen Schülern nur verwirrte Begriffe fand, und selbst keine andere hatte, konnte von diesen Begriffen nur ausgehen, um sie zu noch verwirrtern zu führen. Es fiel ihm nicht ein über den Ursprung und den Fortgang unsrer Kenntnisse Untersuchungen zu machen. Er empfand nicht die Nothwendigkeit die Wirkungen des Verstandes zu beobachten und zu zergliedern; und der menschliche Verstand, welchen er bey Entdeckung der Wahrheit zu leiten sich schmeichelte, war unter seinen Händen ein Instrument, das er nicht kannte.

Die Scholastiker befanden sich in dem nämlichen Falle, worin ein Mensch sich befinden würde, welcher unternähme von der Schiffahrt Regeln zu geben, und der doch weder von den unterschiedlichen Theilen eines Schiffes, noch von ihrem Gebrauche, weder von dem Himmel noch von den Meeren, auf welchen er zu fahren sich unterstände, eine Kenntniß hätte.

Folglich in dem Unvermögen, die Kunst zu urtheilen in den Begriffen selbst zu suchen, und zu betrachten, wie sie sich bestimmen, wie sie von einander entspringen, wie sie sich auf

tausend Arten zusammenfügen, um neue hervorzubringen; blieben sie blos bey dem Mechanismus des Vernunftschlusses stehen. Sie bemerkten, daß ein Satz drey Theile hat, daß man aus zwey Vordersätzen einen Schluß ziehen kann, sie machten Syllogismen.

Der, welcher die meisten Syllogismen über einen Gegenstand machte, war der geschickteste, und man glaubte, er habe recht, weil er am letzten redete. Nun ist diese Wissenschaft leicht: es ist genug, weder den Zustand der Frage, noch die Bedeutung der Worte zu bestimmen; und die Scholastiker wären sehr verlegen gewesen, wenn sie es hätten anders machen sollen. Sie fanden also in den schwankenden Begriffen, und in den zweydeutigen Ausdrücken, unaufhörlich etwas, woraus sie neue Schlüsse ziehen, und alle Sätze behaupten konnten, welche sie vorbringen mochten. Durch diese Mittel vermehrten sie die Disputationen, und niemals endigten sie eine; weil der, welcher einen Satz behauptete, und der, welcher ihn angriff, alle beyde nur Sophismen machten, und alle beyde unfähig waren, dieses gewahr zu werden. Auf diese Weise haben sie nach der Logik des Aristoteles geschlossen, welche die Araber ohne Beurtheilung ausgelegt hatten, und welche sie noch selbst entstellten.

Inzwischen wurde diese Logik die vornehmste Wissenschaft. Man versäumte die Sprachkunst und die Rhetorik, um sie geschwinder zu erlernen.

nen. Kaum hatte man die Lust davon gekostet, als man nicht mehr müde wurde sie zu studiren. Man machte sie täglich weitläuftiger, man verließ sie mit Schmerzen, und oft widmeten ihr die Scholastiker ihr ganzes Leben.

Aber die, welche zur Metaphysik schritten, fühlten sich fast alsobald von einem heissen Durste befallen; und in ihrer Berauschung, ohne ihren Durst gestillt zu haben, riefen sie aus, sie sey die Wissenschaft aller Wissenschaften.

Diese Wissenschaft aller Wissenschaften betrachtete das Wesen, die Substanz, die Materie, den Körper überhaupt und die Geister: sie betrachtete diese Gegenstände nur auf eine abstrakte Art, und unterdessen glaubte man in diesen Abstraktionen das Wesen der Dinge selbst zu finden.

Man weiß, daß ein abstrakter Begriff nur die Idee ist, welche wir uns machen, wenn wir an eine oder mehrere Eigenschaften denken, ohne an die zu denken, mit welchen sie in eben demselben Gegenstande vereiniget sind. Man kann also deren mehrere über eben dieselbe Sache, zum Beyspiel, über die Materie machen. Dies ist auch, was die Scholastiker thaten: und da ein jeder seine Abstraktionen vorzog, begriff ein jeder die Materie unterschiedlich, und alle glaubten ihre Natur zu begreifen. Sie verfeinerten sie mehr oder weniger: einige sogar machten sie geistig, welches sie in entsetzliche Irrthümer stürzte.

Man muß mit sehr vieler Klugheit beobachten, um mit Richtigkeit die abstrakten Begriffe zu bestimmen: denn wir sind nur gar zu geneigt, über die Schranken alle Dinge unter allgemeine Klassen bringen zu wollen. Nun fielen die Scholastiker, statt zu beobachten, nach dem Willen ihrer Einbildung in diesen Fehler. Die Metaphysik stellte ihnen also nur Hirngespenste dar.

Alles was man von diesen Abstraktionen vernünftig schliessen konnte, ist, daß ein jeder von ihnen nach seiner Art die Materie und den Körper begriff. Gewiß, keiner war näher gekommen, die Natur der Dinge zu begreifen: aber diese Metaphysiker wollten sich nicht vergeblich bemühet haben. Daher bildeten sie sich ein, in diesen abgezogenen Begriffen Dinge zu sehen, die darin nicht waren. Sie führten sie als wirkliche Wesen ein, und mit diesen fantastischen Wesen glaubten sie von allem den Grund angeben zu können. Diese Thorheit brachte die Ungereimtheiten auf das höchste.

Die Physik hatte nichts verborgenes mehr für die, welche sich mit den Abstraktionen bekannt gemacht hatten. Die Natur enthüllte sich vor ihren Blicken, es war nicht mehr nöthig sie zu beobachten: man brauchte nur Worte, oder ungereimte Hypothesen; und diese mangelten ihnen niemals. Formalitäten, Ecceitäten, Quidditäten, verborgene Eigenschaften, Formen, welche von den Gestirnen herabkamen,

oder welche himmlische Intelligenzen sendeten, um die Körper zu bilden, u. s. w. Mit einer Sprache von dieser Gattung erklärte man die Phänomenone, und sie mußte sogar der Arzneykunst zu Grundsätzen dienen. Es scheinet, die Scholastik habe sich wider die Geister und Körper zugleich verschworen.

Nach dieser Beschreibung ist nicht nöthig zu untersuchen, wie man die Theologie behandelte. Man sieht wohl, daß in der That die Scholastik nur eine Logik war, welche sich ein undeutliches Gewäsche erfunden hatte, um immer zu disputiren, ohne jemals etwas zu sagen.

Unterdessen wird man unter den Scholastikern Leute gewahr, welche in andern Zeiten Witz und Genie gehabt hätten: aber gleichwie das beste Erdreich, wenn es nicht angebaut wird, das meiste Unkraut hervorbringt; so sind auch die besten Köpfe ohne Cultur, diejenigen, welche die meisten Ungereimtheiten vorbringen. Albert der Große, zum Beyspiele, der klug genug gewesen war, um bisweilen Beobachtungen zu machen, nahm das Geschwätz der andern an, wenn er die Phänomenone erklären wollte, und er übertraf sie noch. Die Scholastiker hatten so wenig Beurtheilung, daß ungeachtet der Verehrung, welche sie dem Aristoteles erwiesen, sie niemals auf den Gedanken kamen, seine Redekunst, seine Dichtkunst, und seine Naturgeschichte zu studiren: inzwischen sind dieses die besten

Werke dieses Philosophen. Man sollte glauben, sie fürchteten sich zu belehren.

Die Sittenlehre, die Staatskunst, und die Rechte, wurden nicht besser behandelt, als die andern Theile der Philosophie.

In dem Willen Gottes muß man die Vorschrift unsrer Handlungen suchen, und dieser Wille offenbaret sich durch den natürlichen Verstand und durch die Offenbarung.

Durch den natürlichen Verstand: denn wenn wir betrachten, daß die Menschen für die Gesellschaft gebohren sind, so entdecken wir bald ihre gegenseitigen Pflichten; weil ein jeder an seinen Bedürfnissen sieht, was er mit Recht von andern fordern kann, mit denen er in Gesellschaft tritt, so wie er an ihren Bedürfnissen sieht, was er für sie zu thun verbunden ist. Daher, wie unsre physische Beschaffenheit der Ursprung unserer Bedürfnisse ist, so ist sie auch der Grund des gesellschaftlichen Vertrags, wordurch wir einer dem andern Hülfe versprechen, um uns gegenseitige Vortheile zu verschaffen; und da wir einer uneingeschränkten Freyheit absagen, so überläßt ein jeder von uns etwas, damit man ihm auch etwas überlasse. Wenn wir hernach zu dem Ursprunge aller Dinge hinaufsteigen, entdecken wir auch, daß er selbst uns die Pflichten befiehlt, welche die Gesellschaft erfordert; weil er der Urheber unsrer Beschaffenheit, und der ist, der uns sowohl unsre Bedürfnisse als unsre Kräfte gegeben hat. Alsdann sehen wir uns

immer

immer in der Gegenwart desjenigen, welcher über alles waltet; wir werden von einer ehrerbietigen Furcht durchdrungen; wir werden mit Erkenntlichkeit für das Gute erfüllt, welches wir erhalten haben, und für das, so wir noch erwarten; und wir bleiben von der Schuldigkeit überzeugt, worin wir sind, ihn zu verehren. Wenn die Offenbarung denen zu Hülfe kömmt, welche die Vernunft nicht erleuchtet, so verbreitet sie ein neues Licht in dem Geiste der andern; und sie zeiget uns deutlicher den Zweck unsrer Bestimmung.

Nicht aus diesen Quelen schöpften die Scholastiker die Grundsätze der Sittenlehre: sondern aus der Ethik, welche Aristoteles gemacht hatte, um sich nach dem Sinne eines Hofes zu richten: eines Hofes, wie des Philipp war. Wirklich hätten sie gute Dinge daraus ziehen können: aber sie vergassen ihrer Logik nicht, und sie zogen Schlüsse, ohne einmal zu wissen, was dieser Philosoph durch Tugend verstant. Man fragte, ob die Sittenlehre in der Uebung oder in der Betrachtung bestehe, ob sie eine Kunst oder eine Wissenschaft ist. Man stritt überhaupt über den Endzweck, die Mittel, die Handlungen, die Gewohnheiten, und den freyen Willen. Man gab ausserordentliche, oder gar unmögliche Fälle aufzulösen auf, und redete kaum von den gewöhnlichsten. Mit einem Worte, man behandelte viele Fragen, und gab wenige Regeln:

Die Wortgezänke verbreiteten bald Zweifel über die Sittenlehre, wie über andere Wissenschaften. Man sah nur Wahrscheinlichkeiten, und man urtheilte von der wahrscheinlichsten Meynung, nach der Zahl der Syllogismen; denn damals bewies man mit Häufung der Gründe, und nicht mit Auswählung derselben.

Daraus werden wir eine ungeheure Sittenlehre in der Folge entstehen sehen. Man wird zum Grundsatz einführen, daß man ohne Gefahr einer wahrscheinlichen Meynung folgen könne: man wird festsetzen, eine Meynung sey wahrscheinlich, wenn sie von einem angesehenen Schriftsteller behauptet wird: die Scholastik wird dergleichen Schriftsteller, dafür und dagegen, in allen Fällen verschaffen: und man wird den Schluß machen, man könne mit Sicherheit des Gewissens sich alles erlauben. Das ist der erschreckliche Abgrund, worin sich der Geist verlieret, welcherin Irrthum gerathet. Man war in dem mittlen Zeitalter noch nicht so weit gekommen, man kann aber urtheilen, wie die Sittenlehre beschaffen war, wenn man sich erinnert, daß man mit dem Gelde seine Busse durch einen andern verrichten ließ, und daß man von allen Sünden sich loszukaufen glaubte, wenn man in einer Mönchskutte starb, eine Wallfahrt machte, oder ein Kloster stiftete. Man sieht wohl, mit welchem Sinne die Scholastiker, welche Geistliche waren, über die Sittenlehre schrieben.

Die

Die Staatskunst kann betrachtet werden, in Ansehung der innern Regierung, und in Ansehung der benachbarten Mächte. In dem ersten Falle ist gewiß ihr vornehmster Gegenstand die Polizey, die Zucht und die Sitten: in dem zweyten ist ihr Zweck, zwischen den Nationen gegenseitige Pflichten zu errichten, wie es deren zwischen den Bürgern einer und eben derselben Republik giebt, so daß alle Völker sich nur als Glieder von einer Gesellschaft ansehen. Dies ist der Zweck, sage ich, worauf sie zielen sollte, obwohl sie sich nicht schmeicheln kann, ihn zu erreichen: aber man muß diese Staatskunst nicht in dem mittlern Alter suchen, weil man sie noch nicht in den Zeiten finden würde, worin wir leben.

Was war denn die Staatskunst dieser Zeiten? Man urtheile davon aus den Unordnungen, wovon ich eine geringe Schilderung gemacht habe. Der Haß, der alle Stände theilte: die Gewalt, die alles regierte: die gebrochnen Eide, die wider alle Gerechtigkeit unternommenen Kriege, die Tyranney der Fürsten, welche ihre Unterthanen arm machten, um selbst bald arm zu werden; die häufigen Empörungen der Völker, die Forderungen der Großen und der Geistlichkeit, die Unternehmungen der Päpste und die Kreuzzüge, alles dieses beweiset zur Genüge, daß damals die wahre Staatskunst gar nicht bekannt war.

Daher suchten sie die Scholastiker in dem Aristoteles, das ist, in einem Werke, welches

dieser Philosoph gemacht hatte, da er den Zustand von Griechenland betrachtete. Nun war die Lage von Europa ganz verschieden. Es hätte daher viele Klugheit erfordert, um mit Beurtheilung im mittlern Alter das anzuwenden, was Aristoteles selbst auf die Griechen angewendet hatte.

Die Scholastiker besassen diese Klugheit nicht. Sie grübelten also über die Staatskunst, wie über alles übrige, und ein jeder machte sich eine Schuldigkeit daraus, die Meynungen zu unterstützen, welche der Partey, die er ergriffen hatte, die günstigsten waren. Darum trug ihre Logik nur bey, die Staatskunst noch dunkeler zu machen. Darum hat man schlecht geurtheilet, als man die beyderseitigen Rechte der Sonverains und der Völker bestimmen, als man die Rechte des Reiches wider die Eingriffe des Priesterthumes vertheidigen, und als man der Geistlichkeit die Gerichtsbarkeiten hinwegnehmen wollte, deren sie sich bemächtiget hatte.

Nach diesen Betrachtungen sieht man vor, daß das bürgerliche und das canonische Recht nicht mit besserm Fortgange konnten behandelt werden. Die Weltgeistlichen waren es, welche sich am meisten auf dieses Studium legten: denn die Mönche hatten sich das vorbehalten, was man damals Philosophie und Theologie nannte.

Es härte sehr viele Beurtheilungskraft und sehr viele Unpartheylichkeit erfordert, um sich

gesunde

gesunde Begriffe von dem Rechte zu machen, in diesen Zeiten der Verwirrung, wo der Gebrauch die Kraft des Gesetzes hatte, und wo die Beyspiele sich unaufhörlich abänderten, und folglich widersprechende Rechte einführten. Konnten nun die Geistlichen diese Beurtheilungskraft und diese Unpartheylichkeit haben? Sie urtheilten also als Scholastiker, und ihre verschiedenen Vortheile mengten alles unter einander.

Der Philosophie wäre es zugekommen, den wahren Grundsätzen des bürgerlichen Rechtes nachzuforschen, oder zum wenigsten das zu erwählen, was in dem Herkommen am vernünftigsten war; aber in diesen Zeiten der Unwissenheit war diese Arbeit auch den größten Männern zu schwer.

Das canonische Recht hatte weniger Schwierigkeiten: denn man würde es leicht erkannt haben, wenn man in der heiligen Schrift, in den Traditionen, in den Verordnungen der Concilien, in den Gesetzen der Kaiser, in den Kapitularien Karls des Großen u. a. sich Raths erholet hätte. Aber es war nicht der Vortheil der Geistlichkeit, in diesen Quellen nachzusuchen, und man hatte die Gewohnheit verloren, dahin zu gehen. Man begnügte sich mit den erdichteten Dekretalen, mit dem Dekret des Gratian, und einigen andern Sammlungen der päpstlichen Bullen, welche den Forderungen der Geistlichen eben so günstig waren. Man nahm alle diese Schriften blindlings an: man glaubte darin die

ganze

ganze Rechtsgelahrtheit zu finden: man erklärte sie; man entfernte sich je mehr und mehr von den Grundsätzen des Alterthumes: das Recht änderte sich willkührlich, nach den Vortheilen der Rechtsgelehrten, und man studirte nur die Kunst, die Gesetze zu biegen. Die Bemühungen einiger Concilien um diese Mißbräuche auszurotten, lassen sehen, wie weit sie sind getrieben worden.

Wenn die Lehrer des canonischen Rechtes die heilige Schrift lasen, so geschah es nur, um Stellen zu finden, welche, übel verstanden, die neuen Meynungen unterstützten. In dieser Absicht verliessen sie den buchstäblichen Verstand, und machten einen großen Gebrauch von den Allegorien. Sie kamen zum Exempel auf den Einfall, daß die zwey Schwerter der Aposteln die zwey Mächte vorstellen, und sie schlossen daraus, daß die Könige alle ihre Gewalt von der Kirche haben. Sie sagten auch, das große Licht, welches durch seinen eignen Schein erleuchtet, sey das Priesterthum, und das kleine Licht, welches nur einen entlehnten Schein hat, sey das Reich; und sie leiteten auch eben die Folge daher. Dies sind die großen Grundsätze, worauf man, seit Gregorius dem VII, alle ausserordentliche Forderungen des Päpstlichen Stuhles gegründet hat.

Es wäre genug gewesen, zu antworten, wie der Abt Fleuri es bemerket, die zwey Lichter seyn nur die Sonne und der Mond, und die zwey Schwerter seyn nur zwey Schwerter: man wußte nicht genug, um eine so einfache Antwort

zu

zu geben. Nicht allein die Doktores baharreten auf diesen Allegorien: „ sondern, was noch wunderbarer ist, setzet eben dieser Schriftsteller hinzu, die Fürsten selbst, und die, welche sich wider die Päpste vertheidigten, verwarfen sie nicht. Dieses war eine Folge von der groben Unwissenheit der Layen, welche sie zu Sklaven der Geistlichen in allem dem machte, was die Wissenschaften und die Lehre angieng. Nun hatten diese Geistlichen in den gleichen Schulen studiret, und aus gleichen Büchern eine gleiche Lehre gesogen: man hat auch gesehen, daß die Vertheidiger Heinrichs des V wider den Pabst Gregorius den VII, sich einschränkten zu sagen, daß er nicht könne mit dem Kirchenbanne belegt werden, und zugaben, daß wenn er excommunicirt wäre, er das Reich verlieren müßte. Friederich der II unterwarf sich dem Ausspruch des allgemeinen Concilium, und räumte ein, daß wenn er der Laster überwiesen würde, deren man ihn beschuldigte, besonders der Ketzerey, er verdiente abgesetzt zu werden. Der Rath des heiligen Ludwig wußte nicht mehr, und verließ Friederichen im Falle, daß er schuldig wäre. So weit erstrecken sich die Folgen von schlechten Studien.“

Unterdessen war es schwer bessere zu finden. Die Doktores, welchen man die Beynamen unwidersprechliche, erleuchtete, subtile, große, entschlossene, prächtige, allgemeine, u. s. w. gab: die durch ihre prächtige Titel und ihren großen Ruhm geblendeten Doktores, sage ich, hätten

erken-

erkennen müßen, daß sie nichts wußten, und hätten in Demuth bey der Grammatik wieder anfangen müssen. Man hätte müßen einer Wissenschaft entsagen, welche zu Ehren, zu Würden, zu Reichthümern führte, und mit der man sich Rechte zu allen Anforderungen machte. Konnte man auf Opfer von dieser Art Rechnung machen.

Die am besten gesinnten Bischöffe, in eben diesen Schulen erzogen verstanden nicht genug, um diesen Uebeln zu steuern. Weniger fähig, sie in ihrem ganzen Umfange zu sehen, waren ihnen nur die gröbsten Ausschweifungen auffallend: darum wenn sie Verordnungen machen, halten sie sich bey den kleinen Umständen auf, und gehen niemals auf den Grund des Uebels.

Die Legaten, welche den Auftrag hatten, die hohen Schulen zu verbessern, waren gleichfalls ungelehrt, und vielleicht weniger gutgesinnt. Sie verboten oder billigten nach dem Ungefähr, ohne zu wissen, was sie verbieten oder erlauben sollten. Alle ihre Sorge gieng blos dahin, daß man nichts lehrte, was den Vortheilen des römischen Hofes zuwider war, und sie liessen schwören, den Papst wider alle zu vertheidigen. Diese Aufsicht, welcher der Päpstliche Stuhl über die Schulen sich anmaßte, und der Eid, den man ablegen mußte, nahmen alle Freyheit zu denken, und schienen die Unwissenheit verewigen zu müßen.

Ich

Ich habe zu Anfange dieses Kapitels gesagt, daß die Studien des mittlern Alters uns vielleicht zeigen werden, wie wir selbst gut studiren sollen: Laßt uns also sehen, was für Lehren die Scholastiker uns geben könnten.

Gleich anfangs sehe ich, daß sie mir die Ordnung anzeigen, nach welcher wir gehen sollen: denn man darf nur die Ordnung, der sie gefolgt sind, umgekehrt nehmen, das ist, mit der Physik anfangen und mit der Grammatik endigen.

Zum zweyten sehe ich, daß es nur zwey Arten, die Wissenschaften zu erlernen, giebt; die eine, welche sich einschränket, abstrakte Begriffe, und allgemeine Grundsätze sich zu machen; und die andere, welche darin bestehet, gut zu beobachten. Nun haben die Abstraktionen den Scholastikern wenig geglückt. Wir wollen uns also an die Beobachtungen halten.

In der Physik fällt alles in die Sinnen, was für einen Theil davon man auch studiren mag. Es wird uns also leicht, uns das Beobachten zur Gewohnheit zu machen; und wenn wir bey unsern Beobachtungen eine Ordnung halten, so werden wir eine gewisse Anzahl von Kenntnissen erlangen, welche wir im Nothfall allezeit werden wieder finden können.

Es ist schon viel, die Körper beobachten zu können; denn dieses bereitet uns vor, uns selbst zu beobachten. Machen wir also einen Versuch zu entdecken, was unser Verstand that, als wir in der Physik Kenntnisse erlangten. Werden wir

nicht

nicht alsbald den Ursprung und die Zeugung der Begriffe gewahr? Machen wir nicht eine Zergliederung von den Wirkungen des Verstandes? Nun sind wir Metaphysiker: denn die gute Metaphysik ist nichts anders.

Man wird mir eingestehen, daß, nachdem man die Wirkungen des Verstandes erkennet, und sie recht zu leiten sich angewöhnet hat, es nicht schwer seyn wird, die Regeln vernünftig zu schließen, zu entdecken. Nun sind wir Logiker.

Wenn wir aber das System unsrer Begriffe, die Wirkungen unsrer Seele, und die Kunst vernünftig zu schliessen verstehen; so wird es nur auf uns ankommen, das System der Sprachen zu verstehen, die Kunst zu reden zu wissen, und, wenn wir wollen, eine gute Sprachlehre, und eine gute Redekunst zu machen. Das lehren uns doch die Scholastiker.

Sie wußten nicht zu reden, sie wußten nicht vernünftig zu schliessen: und sie wollten doch mit Erlernung der Regeln der Redekunst, und der Kunst zu schliessen, anfangen: dieses ist ihnen nicht gelungen. Wir müssen daher vernünftig zu schließen anfangen, und hernach werden wir die Regeln davon erlernen. In der That, die Griechen hatten schon gute Dichter, gute Redner, gute Schriftsteller in allen Gattungen; und sie hatten damals noch keine Sprachlehre, keine Redekunst, keine Dichtkunst, keine Vernunftlehre. Es ist also nicht in der Ordnung der

Natur,

Natur, unsern Unterricht mit dem Studium dieser Art von Büchern anzufangen: wir sollen vielmehr mit gut geschriebenen, und vernünftig geschriebenen Büchern den Anfang machen.

Man muß nicht unternehmen, die Natur zu zwingen, einem Wege nachzugehen, worauf unsere Einbildung sie führen wollte. Es kömmt ihr nicht zu, uns zu gehorchen; wir müssen ihr auf dem Wege folgen, welchen sie uns auszeichnet. Sie hat die Griechen geleitet, die Europäer glaubten sie zu leiten. Hier haben wir zu unsrer Lehre genug; denn wenn wir nach diesen zweyen Exempeln eine schlimme Lehrart erwählten, wäre es ganz unsere Schuld. Mich dünket, daß die Griechen zeigten, daß nichts so einfach ist, als die Sachen recht zu lernen: und daß die Europäer, im Gegentheile zeigten, daß nichts mühsamer ist, als sie schlecht zu lernen. Ich glaube nicht, daß jemand unnütze Arbeit liebe. Man halte es also mit dem einfachen.

Die Scholastiker haben sich angelegen seyn lassen, alle Künste und Wissenschaften abgesondert zu behandeln; ich bemerke abermals, daß dieses ihnen nicht gelungen ist. Wir müssen uns also nicht an alle diese Abtheilungen binden.

Die Griechen bestättigen zum zweyten mal meinen Gedanken: die Griechen, sage ich, welche uns vieles gelehrt, und noch mehr würden gelehrt haben, wenn wir sie besser zu studiren gewußt hätten.

In der That, wenn man zurück denket, findet man, daß die Gelehrten Griechenlands sich zu gleicher Zeit auf einmal in allen bekannten Künsten und Wissenschaften übten. Ihr Geist wurde also von aller der Hülfe gestärket, welche diese Künste und Wissenschaften einander mittheilen; und er machte großen Fortgang.

Anderswo habe ich gezeigt, daß die Griechen ihre Ueberlegenheit über die Römer dieser Aufführung zu danken hatten: warum wollen wir denn die Wissenschaften eine nach der andern lernen? Urtheilen wir von der gelehrten Republik nach den alten Republiken. Niemals waren diese fruchtbarer an Männern, welche dem Vaterlande zu dienen geschickt waren, als da ein Bürger, einstens allen Aemtern gleich gut vorstehen zu können, sich bestrebte: als man aber Feldherren hatte, welche das Amt einer obrigkeitlichen Person nicht verstanden, und Magistratspersonen, die nichts vom Kriegswesen wußten, so wurden die guten Feldherren, und die guten obrigkeitlichen Personen täglich seltner. Die Natur zeiget uns also durch tausend Beyspiele, daß es Sachen giebt, welche man nicht besonders studiren muß. Gewiß, ein Sprachlehrer wird allezeit nur mittelmäßig oder schlecht seyn, wenn er nichts als ein Sprachlehrer ist. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit einem Redner, mit einem Logiker, u. s. w. Demnach werden wir selbst in diesen Künsten schlecht unterrichtet

richtet seyn, so lang wir sie abgesondert erlernen werden.

Warum sind denn unsre Sprachlehren, unsere Rhetoriken, unsre Vernunftlehren, und unsre Anfangsgründe alle entweder schlecht, oder wenigstens unvollkommen? Das ist, weil man eigensinnig suchet, Sachen abzusondern, welche, da sie durch ihre Natur so beschaffen sind, die einen durch die andern zu erläutern, im Gegentheile verlangten, bis auf einen gewissen Grad vermischt zu werden. Dieser Mißbrauch ist so, daß manchmal der, welcher Anfangsgründe schreibet, kaum etwas mehr als sein Buch verstehet.

Aber, wird man mir sagen, man muß wohl die Wissenschaften besonders abhandeln, denn sonst würde am Ende alles unter einander vermenget seyn. Ohne Zweifel, und die Griechen selbst haben sie also behandelt: aber sie haben alles das mit einander zu studiren angefangen, was sie von jedem zu gleicher Zeit erlernen konnten, und sie haben nicht gedacht sie abzusondern, als bis die Menge der Kenntnisse nicht mehr gestattete, diese Lehrart zu befolgen. So haben sie ihre eigne Erziehung ausgearbeitet. Dieses Geheimniß ist mit ihnen verloren gegangen; weil, anstatt zu suchen, durch welche Mittel sie angefangen hatten unterrichtet zu werden, wir in den Werken studirt haben, die sie gemacht hatten, nachdem sie schon unterrichtet waren.

Daher muß man nicht allein die ganze Ordnung verändern, nach welcher die Scholastiker die Wissenschaften behandelt haben: sondern man muß über dies die Abtheilungen verlassen, die sie davon gemacht haben: und es ist klar bewiesen, daß wir nur dann einen guten Erziehungsplan haben werden, wenn wir die Studien mit einander zu vermischen wissen, welche nicht wollen abgesondert seyn.

Unterdessen hat man bisher die Ordnung und die Abtheilungen der Scholastiker sclavisch befolget: man hat sogar sie noch mehr abgetheilt; und man scheint zu fürchten, daß die Künste und Wissenschaften sich einander Hülfe mittheilen. Dies hat die Dingenlehren, die Seelenlehren, die Weltlehren u. s. w. hervorgebracht.

In den Geschichten der Völker sollte man zum wenigsten den Anfang der Kenntnisse von den Regierungen, von den Gesetzen, von dem gemeinen Rechte, von dem Kriege, von der Polizey, von der Handlung, von den Künsten, von den Wissenschaften, mit einem Worte, von allem dem finden, was der menschliche Verstand hat entdecken können, um zum Vortheile der Gesellschaften beyzutragen. Inzwischen wissen unsere Geschichtschreiber gemeiniglich nur Thaten zusammen zu stoppeln; und wenn wir uns von Regierungen, Gesetzen, dem gemeinen Rechte, u. a. belehren wollen, sind wir genöthiget Werke zu lesen, wovon jedes sich nur auf einen dieser Gegenstände einschränkt. Man findet also

nir-

nirgends ein Ganzes: daher erlangt man nur eingeschränkte, unvollkommene und oft falsche Kenntnisse.

Wir folgen denen durch die Gewohnheit geheiligten Entwürfen, und obschon man seit der Wiederherstellung der Wissenschaften sich beklaget, daß die Studien schlecht sind, so weiß noch niemand auf den Ursprung des Uebels zurückzugehen. - Die Ursache ist, weil die besten Köpfe Mühe haben, sich von allen ihren Vorurtheilen loszuwinden. Sie lassen sich mit der ganzen Welt auf die gebahnten Wege ein. Weil sie dieselben an einigen Orten ein wenig ebenen, schmeicheln sie sich, es bleibe ihnen nichts mehr zu thun übrig; und sie werden nicht gewahr, daß man hätte einen neuen Weg bahnen sollen. Ich wiederhohle daher, daß, so lange man abgesondert, und in dieser Ordnung die Sprachkunst, die Rhetorik, die Logik, die Metaphysik, wird treiben wollen, man sich nur vergeblich bemühen wird. Es ist etwas ganz sonderbares, daß man in dem achtzehnten Jahrhunderte, wo Männer von Genie sich der Wissenschaften mit so großem Fortgange beflissen haben, noch die beste Art suchen müße, sie zu lehren. Warum entdecken die, welche sie gelernt oder selbst erfunden haben, nicht den Weg, auf welchem sie sich unterrichtet haben? Wir sind noch mehr Scholastiker, als wir glauben.

Neuntes Buch.

Von Italien.

Ehe wir den Faden der allgemeinen Geschichte wieder ergreifen, müßen wir uns bey Italien aufhalten, und es in Ansehung seiner Regierung und in Ansehung der Wissenschaften betrachten.

I. Kapitel.

Von den vornehmsten Ursachen der Unruhen in Italien.

Seit dem Falle des abendländischen Reiches waren die Unruhen nirgends größer als in Italien. Man hat dieses schon sehen können, obwohl ich von diesem Lande nur geredet habe, in wie weit seine Geschichte mit der Geschichte der andern Staaten von Europa verknüpfet ist. In der That ward die Lehensregierung daselbst noch mangelhafter als anderswo; weil die Oberlehensherrschaft dort allezeit eine Ursache des Krieges war. Wenn das Volk auch konnte gezwungen werden, das Ansehen der Kaiser zu erkennen, so unterwarf es sich niemals: im Gegentheil behielt es die Hoffnung, sich von dem

dem Joche zu befreyen, und die Unruhen in Deutschland verschafften ihm dazu oft die Gelegenheit.

Die nämlichen Fehler herrschten unter den andern Völkern. So bald sie nicht mehr gezwungen waren, einem Tyrannen zu gehorchen, hielten sie sich für frey: sie glaubten, sie haben sich nur selbst zu regieren, und hiezu waren sie unfähig.

Die Päpste, welche von der Freyheit der Völker nichts wissen wollten, schienen nur thätig zu seyn um die Frechheit zu unterhalten. Viel zu schwach, sich selbst der Oberherrschaft anzumassen, kamen sie auf den Einfall, sie als ein anvertrautes Gut zu vergeben; sich schmeichelnd, man würde es nur annehmen, um ihnen davon einen Theil zu geben. Sie wurden hierin allezeit betrogen, und unterdessen folgten sie immer dieser Politik; ohne müde zu werden, wechselweise zu erhöhen und zu erniedrigen, um unaufhörlich Verderben auf Verderben zu häufen. Sie verursachten durch diese Aufführung um so größere Uebel, als sie in keinem Orte weniger geehret wurden als in Italien. Mächtig genug Unruhen zu erregen, war es nicht mehr in ihrer Gewalt, die Ordnung wieder herzustellen; und dieses, durch seine Inwohner zerrissene, elende Land, wurde über dies ein Schauplatz von den Kriegen der Ausländer.

Um den ersten Ursprung des Unglücks von Italien zu wissen, muß man bis zu den Longobarden wieder zurückgehen.

Nachdem Clepus, des Alboins Nachfolger, ermordet worden, wählten die Longobarden, welchen die Grausamkeiten dieses Fürsten die Königliche Regierung verhaßt gemacht hatten, im Jahre 576 dreyßig Herzoge, damit ein jeder von ihnen eine ihrer Städte regiere. Unter so vielen Häuptern getheilet, wurden sie gar zu schwach, um ihre Eroberungen fortzusetzen.

Diese Zwischenregierung dauerte seit zehn Jahren, als Childebert, König von Austrasien, auf das Ansuchen des morgenländischen Kaisers Maurizius, über die Alpen gieng. Da die Longobarden alsdann die Nothwendigkeit erkannten, sich unter einem Oberhaupte zu vereinigen, errichteten sie wieder die Königliche Regierung, und setzten auf den Thron Autharis, den Sohn des Clepus. Aber die Neigungen der Gemüther waren der Monarchie nicht mehr so günstig; denn die Herzoge, welche ihre Unabhängigkeit bedauerten, bewegten leicht zu Empörungen ein Volk, das die Gewohnheit zu gehorchen verloren hatte. Die Uneinigkeiten setzten also die Longobarden in das Unvermögen, die Eroberung von Italien zu vollenden. Wenn sie bis Benevent sich ausbreiteten; so vertheidigten sich Rom, Ravenna, Cremona, Mantua, Padua, Parma, Bologna und andere Städ-

Städte lange Zeit wider ihre Macht, oder wurden gar niemals bezwungen. (*)

Schon einige Zeit zuvor hatte Longin Herzoge eingesetzt, in den vornehmsten Städten, welche die Kaiser noch in Italien erhielten. Seine Absicht war, daß diese Statthalter allezeit unter dem Exarchen von Ravenna stehen sollten: dieses aber konnte nur in so weit seyn, als Konstantinopel im Stand seyn würde, den Exarchen Hülfe zu senden. Daher verschaffte ihnen die Schwäche des Reiches Gelegenheit, über lang oder kurz sich unabhängig zu machen. Man sieht so gar schon die Römer mit dem Longin ein Bündniß schließen, weniger als Unterthanen, als wie Bundsgenossen; und in ihrem Namen

(*) Ich werde hier bemerken, mit wie wenigem Grunde man den Longobarden die Lehensregierung zuschreibet. Vor der Regierung des Autharis, waren ihre dreyßig Herzoge gewiß keine Vasallen, weil sie von niemand abhiengen; und nachher sind es dreyßig Fürsten, welche ein Bündniß gemacht, und ein Oberhaupt erwählet haben. Hier ist nichts, was den von den Karolinern ertheilten Lehen ähnlich wäre. Die Einführung der Lehensregierung in Italien fällt also nach den Zeiten der Longobarden.

Pipin, der Sohn Karls des Großen und König von Italien, machte Grafen und Markgrafen: aber die Grafschaften und Markgrafthümer waren noch keine Lehen, selbst in Frankreich nicht. Mir scheinet, daß diese Regierung, welche in Italien unter Karln dem Kahlen, oder Karln dem Dicken hat können eingeführt werden, daselbst weniger Bestand als anderswo haben mußte.

mit den Longobarden Unterhandlungen pflegen, wie Longin im Namen des Kaisers.

Hier sieht man die Uneinigkeiten in Italien anfangen, um nimmermehr aufzuhören; und dieses Land wird keine ruhige Zeiten haben, als wenn es ein Raub der Fremden seyn wird. Man hält vielleicht den Narses, welcher es den Longobarden überlieferte, für die einige Ursache einer Revolution, die so betrübte Folgen gehabt hat. Was denket man aber von Justin dem II, welcher so ungerecht und unverständig war, die Statthalterschaft diesem großen Feldherrn abzunehmen, um sie dem Longin zu geben? Was denket man von der Sophia, welche, noch unverständiger, ihn beschimpfte, da sie ihm drohete, ihn mit den Weibern im Pallaste spinnen zu lassen? Man betrachte also das Unglück Italiens, und ein Fürst erinnere sich, daß er die grossen Männer ehren solle, welche ihm gedienet haben.

Der Anfang der Uneinigkeiten war auch der Anfang von der Macht der Päpste. Da sie der Hochschätzung genossen, welche die Heiligkeit ihrer Würde einflößet, und welche mehrere bisher durch ihre Tugenden und Kenntnisse verdient hatten; so scheinen sie allein Ansehen genug zu haben, um alle Theile zu vereinigen und den Frieden herzustellen. Durch ihre Vermittelung betrieben die Römer ihre Angelegenheiten bey dem Kaiser, oder bey dem Könige der Lombarden, und sie schmeichelten sich, die Re-

publik unter dem Schutze eines Papstes wieder zu errichten, dessen Ehrsucht sie nicht voraussahen.

Da Karl der Große der römischen Kirche ein reiches Erbgut schenkte, vermehrte er beträchtlich das Ansehen der Päpste; ein Ansehen, welches wachsen mußte, nach dem Maß, als die Zeiten sich mehr verschlimmerten.

Die Krönung des Pipin, und das Karl dem Grossen gegebene Reich, mußten einstens die Souverains auch in zeitlichen Dingen dem Haupte der Kirche unterwürfig machen. Denn wenn man zuvor nur mit Guthissen des Kaisers auf den päpstlichen Stuhl konnte erhoben werden, so schien es damals, daß man nur mit Bewilligung des Papstes zum Reiche gelangen konnte. Man war davon so überzeugt, daß die römischen Könige den Titel des Kaisers anzunehmen sich nicht unterstanden, bis daß sie zu Rom waren gekrönt worden. Wenn man daher die Hauptursachen von dem Ansehen der Päpste finden will, so muß man sie besonders in den ausdrücklichen oder stillen Geständnissen der Fürsten suchen, welche zu unwissend waren, ihre Rechte zu kennen.

Wenn Ludwig der Fromme und seine Söhne durch ihre Schwachheit die Gewalt der Geistlichkeit vermehret haben, so mußte die Gewalt der Päpste unfehlbar zunehmen. Der Fortgang davon war sogar schnell: Lothar, König von Lothringen, ist davon ein Beweis.

Italien erlitte insonderheit nach der Absetzung Karls des Dicken, Revolutionen. Berengar,

Herzog

Herzog von Friaul, Guido, Herzog von Spoleto, ihre Söhne und andere Fürsten rissen es nach der Reihe an sich. Der Krieg war lang und grausam, weil die verschiedenen Parteyen weder sich zu vereinigen, noch eine jede bey ihrem ersten System zu beharren wußten; und wie sich die Vortheile auf tausenderley Weise abänderten, so änderte sich das Glück auch unaufhörlich ab.

Das Erbgut des heil. Peter wurde nicht verschont von Tyrannen, welche ihre Rechte nach ihrer Macht einrichteten. Die Päpste erwarteten keine Hülfe von den fremden Fürsten, weil noch keiner genug befestiget war, um in fremden Landen Kriege zu führen; in Italien hatten sie nur so viel Ansehen als sie die Freundschaft einer der Mächte, welche es beherrschten, zu gewinnen wußten. Und die häufigen Abänderungen versetzten sie in die Nothwendigkeit, ihre Absichten und ihr Betragen immerfort zu verändern. Endlich schwächte das Schisma des Sergius und des Formosus auch den päpstlichen Stuhl: denn da der eine und der andere von diesen Mitwerbern seine Partey nur in so weit verstärken konnte, als er von einer grössern Anzahl Souverains erkannt wurde, so hatten die Päpste die Fürsten nöthig, welche sonst die Päpste nöthig gehabt hatten. Es war also nicht der Zeitpunkt, neue Unternehmungen zu machen: es war genug sich zu erhalten. Um das Maß so vieler Unordnungen voll zu machen, geschah es,

daß

daß Italien über dies auf einer Seite den Einfällen der Sarazenen, auf der andern den Einfällen der Ungarn ausgesetzt wurde.

Dies waren die Verwirrungen, welche von 888 bis 962 Italien verheerten, als Otto der I, von Johann dem XII zu Hülfe gerufen, zu Rom gekrönet wurde. Unterdessen wollten weder der Papst noch die Römer einen Herrn. Daher bereueten sie bald einen Fürsten, welcher Rechte über sie hatte, wider Berengar den II um Hülfe angerufen zu haben. In der That, ihre Aufführung war sehr unbesonnen gewesen. Bildeten sie sich ein, Otto würde nur kommen, um sie zu bevollmächtigen, sich in einer gänzlichen Unabhängigkeit mit ihrem Senat, ihren Consuln und ihrem Präfekt zu regieren? Es war nicht genug, den Schein von einer Republik errichtet zu haben: es war nöthig, die Regierung zu befestigen, und ohne fremde Hülfe sich vertheidigen zu können.

Weil aber die Römer weder gehorchen, noch sich regieren konnten, so hatte Johann der XII kaum den Otto gekrönet, als er das Reich Adelbert, dem Sohne Berengars des II geben wollte: er verursachte nur vergeblich neue Unruhen. Otto, mehr Herr in Italien als Karl der Große, hinterließ alle seine Macht seinen Nachfolgern.

Unterdessen entstanden die Unruhen wieder aller Orten, sobald als der Kaiser, in Deutschland beschäfftiget, weniger furchtbar schien. Rom vergaß dann, daß es einen Herrn habe, das

Volk

Volk und der Papst wurden Feinde; und die Mißhälligkeiten hörten nicht mehr auf. Zu den Füßen des päpstlichen Stuhles sah man die Bannstrahlen ohne Schrecken, welche ganz Europa zittern machten.

Das übrige Italien war durch die Unruhen der Herren nicht weniger zerrüttet, welche unter sich alle Provinzen theilten; und die Normänner kamen endlich, um die Unordnungen zu vermehren. Der Kaiser konnte durch seine Gegenwart die Wellen dieses Meeres stillen: aber dies war nur eine vergängliche Stille, und der Sturm fieng desto hefftiger wieder an.

Die Kaiser aus dem sächsischen Hause waren mächtig gewesen: aber da sie glaubten, die Geistlichkeit durch Gutthaten sich ergeben zu machen, erzogen und ernährten sie neue Feinde in dem Busen des Reiches. Die Bischöfe gedachten nur darauf, sich unabhängig zu machen: sie wurden von den weltlichen Herren in ihren Unternehmungen unterstützet, deren Vortheil es war, eine Macht zu gewinnen, welche man wider sie erhoben hatte; und wenn die Wirkungen dieser schlimmen Politik der Ottone nicht gleich anfangs unter den ersten Kaisern des fränkischen Hauses erschienen, sind sie doch endlich unter Heinrich dem IV losgebrochen.

Inzwischen hatten die Normänner, welche sich in dem mittäglichen Italien festsetzten, kein anders Augenmerk, als die Kaiser über die Al- zurückzutreiben, deren Macht in Deutsch-

land

land schwach wurde. Nun mußten dergleichen Umstände bey den Italiänern die Hoffnung erregen, der Herrschaft der Deutschen sich entziehen zu können. Daher mußten diese Umstände ein neues Feuer anzünden.

Der kühnste in diesen Zeitläuften war gewiß Gregorius der VII. Inzwischen hatte er viele Ursachen, sich einen glücklichen Fortgang zu versprechen. Die Normänner boten ihm Hülfe und einen Zufluchtsort im Unglücksfalle an: Die Prinzessin Mathildis, welche allen seinen Absichten beytrat, besaß Ferrara, Modena, Mantua, Verona, Piacenza, Parma, Spoleto, Ancona, Pisa, Luka und fast ganz Toskana: die Geistlichkeit von Rom und Italien war wider die Kaiser aufgebracht, weil Heinrich der III mehrere Deutsche auf den päpstlichen Stuhl erhoben hatte: Endlich konnte Gregorius auf die Uneinigkeiten in Deutschland, und noch mehr auf die Unwissenheit seiner Zeiten, Rechnung machen.

Die Kühnheit dieses Papstes und seiner Nachfolger machte ganz Europa, besonders Deutschland und Italien rege. Es gieng in dem Verstande, wie in den Staaten, eine grosse Veränderung vor; die Rechte der gekrönten Häupter schienen zweydeutig, und man glaubte aus Grundsätzen der Religion, sich zu Aufruhren berechtigt, wozu die Laster dieser barbarischen Zeiten schon nur zu sehr verleiteten.

Es waren solche Fürsten, wie die zwey Friederiche nothwendig, um mit einiger Ehre die Rechte des Reiches in diesen Zeiten zu vertheidigen, wo die Unwissenheit und der Aberglaube der Völker es zur Pflicht machten, sogar die ungerechten Kirchenbanne des päpstlichen Stuhles zu verehren; wo es Souverains gab, welche blind genug waren, eine von den Päpsten angebotene Krone anzunehmen, und wo die Vasallen des Reiches, immer geneigt das Joch abzuschütteln, ihre Macht sehr vermehrt hatten. Nicht allein die Prälaten hatten sich unabhängig gemacht; sondern die Herzogthümer und Grafschaften waren auch erblich geworden; die ersten unter den Sachsen, und die andern unter den fränkischen Fürsten.

Inzwischen brachte Friederich der I sein Ansehen in etwas empor, da er die Städte beschützte, welche sich den Herzogen und Bischöfen entziehen wollten; und da er sogar mitten in den Herzogthümern, eine Menge Fürstenthümer errichtete, wovon er unmittelbarer Oberlehnsherr war. Unterdessen richteten diese Städte und diese neuen Herren sich nach den Umständen, welche die Unruhen verursachten; und die Nachfolger Friederichs hatten davon wenig Hülfe.

Da also Deutschland und Italien unter einer Menge unabhängiger Fürsten, oder welche es zu werden suchten, getheilet waren, brachten die der Ehrsucht dieser Tyrannen so günstigen Streitigkeiten des Priesterthums und des Reiches, die

Unord-

Unordnungen auf das höchste, unter den Fürsten des Hauses Schwaben. Die Städte in Italien machten Bündnisse unter dem Schutze der Päpste, oder der Kaiser; und sie führten um so grausamere Kriege gegen einander, als es keine gab, wo nicht die zwey Parteyen einander bekriegten: denn die Guelfen und die Gibellinen waren in jeder Stadt ausgebreitet und vermischt.

Nach dem Tode Konrads des IV, eines Sohns Friederichs des III fiel das Reich in eine wahre Anarchie. Da es keine Macht gab, welche vermögend gewesen wäre, die Gesetze aufrecht zu erhalten, so unternahmen die Fürsten, sich selbst durch die Waffen Gerechtigkeit zu verschaffen, oder vielmehr ihre Forderungen als Rechte geltend zu machen; und während der kleine Adel die Strassen so unsicher machte, daß man ohne Geleit nicht von einer Stadt zur andern reisen konnte, eignete sich der mächtigere Adel die Güter der Krone zu, und riß vollends alle Rechte der Oberherrschaft an sich. Diese Anarchie währte fort bis auf Rudolph von Habsburg, welchen die wählenden Fürsten vorzogen, weil sie ihn für zu schwach hielten, ihre unrechtmäßigen Besitzungen ihnen wieder abzunehmen.

Während dieser Anarchie machten mehrere Städte, und sogar Fürsten, Bündnisse, um für ihre Sicherheit bedacht zu seyn, da sie sich genöthiget sahen sich wider die Strassenräuber zu bewaffnen. In Italien giengen nicht weniger

Veränderungen vor. Denn es entstanden daselbst neue Fürstenthümer, und mehrere Völker, welche seit einiger Zeit sich selbst zu regieren versuchten, glaubten endlich die Gelegenheit gefunden zu haben, sich frey zu machen. Man wird sich erinnern, daß Rudolph Italien verließ, auf welches er seine Rechte nicht geltend machen konnte, und daß er Städten die Freyheit verkaufte, welche, wie man bald sehen wird, sie nicht erkauften. Keine war für eine solche Erwerbung gemacht.

Doch wie auch diese Republiken seyn mögen, jetzt sind wir bey der Epoche, wo man sie betrachten muß. Unterdessen werde ich nicht unternehmen, alle ihre Uneinigkeiten zu beschreiben: es wird mir genug seyn, den Geist kenntlich zu machen, nach welchem sie sich regierten.

II. Kapitel.

Allgemeine Betrachtungen über das, was die Stärke oder die Schwäche einer Republik machet.

Eine Republik ist glücklich, wenn die Bürger den Obrigkeiten gehorchen, und wenn die Obrigkeiten die Gesetze in Ehren halten. Nun kann sie sich dieses Gehorsams und dieser Ehrfurcht nur insoweit versichern, als sie durch ihre Verfassung die Privatvortheile mit dem allgemeinen Besten zusammen schmelzt, und sie vermischet sie nur miteinander, nach dem Maße,

als

als sie eine grössere Gleichheit unter ihren Gliedern erhält.

Ich will nicht von einer Gleichheit des Vermögens reden, denn der Lauf der Dinge würde sie von einem Geschlechte zum andern vernichten. Ich begehre eben so wenig, daß alle Bürger einen gleichen Antheil an den Ehrenstellen haben sollen; weil dieses der Ordnung der Gesellschaft widersprechend wäre, welche verlangt, daß die einen regieren, und die andern regiert werden. Sondern ich will, daß alle Bürger durch die Gesetze gleich geschützt werden, ihres Eigenthums gleich versichert sind, und gleiche Freyheit haben, desselben zu geniessen, und damit willkührlich zu verfahren. Daraus folget, daß keiner wird schaden können, und daß man keinem wird schaden können.

Die Gleichheit würde gänzlich vernichtet werden, wenn Privilegien einigen das ausschliessende Recht ertheilten, eine Handlung zu treiben; wenn willkührliche Auflagen den Bürgern nicht gestatteten, zu wissen, was der Fiskus ihnen wird gern lassen wollen; wenn die öffentlichen Einnehmer befugt wären, das Volk ungestraft zu drücken: wenn die Cabale mit den Aemtern handelte, und das Recht verkaufte, sich durch alle Mittel zu bereichern; mit einem Worte, wenn die Regierung die Habsucht so dreist machte, alles zu unternehmen, dann wären die Zeiten ein schnelles Glück zu machen, aber auch die Zeiten einer zerstörenden Ungleichheit.

Nach dem Maße also, als diese Ungleichheit einschleichen wird, wird es mehr Bürger geben, deren Vortheil ist, den Obrigkeiten ungehorsam zu seyn, und mehr Obrigkeiten, deren Vortheil ist, sich über die Gesetze zu erheben. Alsdann ist es nicht möglich, daß ein jeder den gleichen Vortheil in dem allgemeinen Besten finde. Dieser Fehler der Republik wird unvermerkt ihre Verfassung verderben, und sie gänzlich zu Grunde richten, wenn die, welche auf ihren besondern Nutzen gesehen haben, werden die mächtigsten geworden seyn. Wenn sie reicher und blühender scheinet als jemals, wird dieser Glanz nur ein falscher Schein seyn, das ist, es wird reiche Bürger geben, und die Republick selbst wird schwach und elend seyn. In der That, die Rettungsmittel mangeln armen Völkern niemals, weil bey einem armen Volke kein Bürger arm ist: den reichen Völkern mangeln sie, weil, da die Reichthümer nur von einer kleinen Anzahl Familien verschlungen werden, das Volk, welches man reich nennet, wirklich arm ist: die schönsten Zeiten einer Republik sind also nicht die, wo sie am blühendesten scheinet.

Ich will nicht behaupten, daß die Armuth die Glückseligkeit der Staaten mache, weil alle Nationen in Europa arm und unglücklich gewesen sind; und weil sie, fast allezeit ohne Hülfsmittel, sich oft nur durch Anstrengungen wieder aufgerichtet haben, welche ihnen neues Elend zubereiteten.

Was

Was ist denn diese heilsame Armuth? Man sieht, dieses Wort ist schwankend, wie viele andere, und bedarf einer Erklärung. Wenn man aber die schönen Zeiten von Griechenland und Rom mit den unglücklichen Jahrhunderten vergleichet, welche ich erst beschrieben habe, so wird man es sich selbst viel besser erklären, als vermittelst aller Beschreibungen die ich davon geben könnte. Man versuche es, und inzwischen will ich suchen die Begriffe zu bestimmen.

Wenn alle Reichthümer von Europa unter allen ihren Bewohnern gleich vertheilet wären, würde kein Volk reich scheinen, weil es dann in der That weder arme noch reiche geben würde. Aus der Ungleichheit der Theilungen entstehet also Armuth und Reichthum, und wir sind nicht so wohl reich durch die Reichthümer, welche wir besitzen, als durch die, welche andern mangeln.

Aber in der Voraussetzung, daß die Theilungen gleich sind, wollen wir uns zwey gleich mächtige Republiken einbilden, und setzen, daß in der einen die Bürger nur nach der Ehre, dem Staate zu dienen, geitzen, während in der andern ein jeder um die Wette sich zu bereichern suchet. Die erste wird immer die gleiche Macht behalten, weil sie fortfahren wird, weder arme noch reiche zu haben; die andere, im Gegentheile, wird schwächer werden; weil sie nicht von allen ihren Bürgern die gleichen Dienste wird ziehen können: denn die armen werden ihr nicht dienen

können, und die reichen werden es nicht wollen, oder es nur für sich wollen. Es werden ihr also nur Miethlinge dienen, die es aus Noth oder aus Geiz sind. Nun soll zwischen diesen zwey Republiken ein Krieg entstehen, man sieht den Ausgang voraus.

Unterdessen bringet die Ungleichheit der Reichthümer den Luxus mit, welcher, da er alle Laster in seinem Gefolge hat, die Gesellschaft vollends zu Grunde richtet. Hier ist abermals ein Wort, wovon man sich zu schwankende Begriffe macht, und welches eine Erklärung erfordert.

Es sind viele Jahrhunderte gewesen, wo ein Hemd von Leinwand ein Luxus war. Heut zu Tage ist die Seide weniger ein Luxus, als zur Zeit der ersten römischen Kaiser; und die goldnen Stoffe selbst würden ohne Luxus getragen werden, wenn sie so gemein wären, als das gröbste Tuch. Die Reichen würden sie sogar alsdann den Armen überlassen, weil sie sicher nicht am bequemsten sind.

Man muß also nicht ganz allein in dem Gebrauche der Sachen den Luxus suchen, weil er dann ein Proteus ist, den man nicht haschen kann. Worin bestehet also der Luxus? In einem Fehler der Einbildung, welche uns unsre Glückseligkeit darein setzen läßt, Sachen zu geniessen, deren andere beraubt sind. Ich sage, Fehler: denn man ist nicht besser gekleidet in einem goldnen als in einem wollnen Tuche: man

hat keine bessere Mahlzeit mit seltnen Gerichten, als mit gemeinen; und der, welcher nur in der Kutsche fahren kann, ist nicht glücklicher als der, welcher zu Fuß zu gehen gewohnt ist.

So bald der Luxus in diesem Fehler der Einbildung bestehet, so ziehet er folglich die bequemen Sachen den nothwendigen, und die eiteln den gründlichen vor; und man begreifet was für Uebel daraus entstehen müssen. So viel Ueberfluß er den Reichen giebt, welche sich zu Grund richten, so viel nimmt er den übrigen Bürgern von dem nothwendigen. Wenn er in den grossen Städten den Handwerksleuten einen Lohn bezahlt, so ist es nicht wahr, daß er ihnen zu leben schaffet; weil er das Land verderbet, welches allein dem Reichen und dem Handwerksmann zu leben schaffet. Er zielet also auf ein allgemeines Verderben ab. Bald wird es nur noch arme Leute, deren Güter in zerrütteten Umständen sind, und ärgerliche Glücksritter geben, deren Glück eben so schnell verschwindet, als es gekommen ist. Zu was werden in dieser Lage die Armen dem Staate nützlich seyn? Zu was werden die Reichen nützlich seyn, welche weibisch geworden, tausend Krankheiten unterworfen, und der Arbeit überdrüssig sind, welche aus dem Ueberflusse der ihnen mangelt, eine Nothwendigkeit machen, den Lohn für Dienste zum voraus fordern, die sie nicht leisten werden, und sich allezeit beklagen, sie seyn nicht belohnt worden? Ich will, daß sie sich noch eine Ehre das

rans machen, dem Vaterlande zu dienen: aber diese Ehre wird von Tag zu Tag weniger geschätzt, und ihre Habsucht wird inzwischen eine Quelle von Unordungen werden.

Eine Republik ist daher nicht glücklich und mächtig, just darum weil sie arm ist: sondern sie ist es nur in so weit, als ihre Armuth unter den Bürgern eine Gleichheit unterhält; und als, da sie nicht leidet, daß reiche Geschlechter sich erheben, sie den Luxus ausschließt, das ist, die Begierde dessen zu geniessen, was andern mangelt, und folglich die Thorheit, das Vergnügen in eiteln Dingen zu suchen, welche die Reichen allein sich verschaffen können.

Sollte man denn den Luxus vollkommen austilgen und eine neue Theilung machen? Nein, gewiß nicht, man würde es vergeblich versuchen: ein solcher Entwurf würde sogar ohne Frucht seyn, und neues Elend hervor bringen. Aber wir wollen mit der Erforschung dessen, was man thun sollte, nicht eilen: wir wollen beobachten, und keine Systeme über Sachen machen, die wir noch nicht genug studirt haben. Wenn endlich die Umstände gute Regierungen hervorbringen, werden sie uns die Mühe ersparen, dergleichen auszudenken: oder wenn, da sie den Zustand der Sachen immer verändern, sie nur Fehler durch Fehler verdringen, werden sie uns zum wenigsten das lehren, was man nicht thun solle; und wir werden die beste Regierung erkennen,

wann

wann wir alle mögliche schlechte Regierungen werden erkannt haben.

Die Ehrbegierde bringet Laster oder Tugenden hervor, nachdem sie den Gegenstand verändert. Als die Seele der Republik giebt es Umstände, in welchen sie sie erhält durch die Uneinigkeiten, welche sie hervorbringet; wie sie in andern Umständen nur unglückliche Mißhälligkeiten erzeuget. Daher ist nicht zu wünschen, daß alle Uneinigkeiten gänzlich erstickt werden: es kömmt allein darauf an, die Ehrbegierde in Ordnung zu erhalten, welche sie verursachet.

Die Ehrbegierde ist allezeit in guter Ordnung, wenn sie nur zu den Ehrenstellen eine Begierde einflößt, welche die Republik zu vergeben hat. Denn alsdann ziehet man das Vaterland allem vor, und man sieht die ersten obrigkeitlichen Würden als die höchste Stufe des Glückes an. Die Mitwerber werden zwar Parteyen machen: aber sie werden Talente erwerben, um die Wahlstimmen zu verdienen; und die heftigsten Uneinigkeiten ersticken, sobald die Bürger das Bedürfniß fühlen werden, sich zu vereinigen. Sie werden, ohne Zweifel, bey der ersten Gelegenheit sich wieder entzünden, sie werden aber auch, ohne Zweifel, von sich selbst wieder erlöschen.

Allein von der Begierde entflammt, Ehrenstellen zu besitzen, werden die verschiedenen Parteyen nicht auf den Gedanken kommen, die Waffen wider einander zu ergreifen. Noch weniger

wird ihnen in Sinn kommen, fremde Hülfe anzurufen. Endlich wird kein vernünftiger Bürger, man mache ihn so mächtig als man wolle, den Entwurf zu machen wagen, seinem Vaterlande Fesseln anzulegen: er ist zu viel überzeugt, daß er allein alle wider sich haben würde.

Rom beweiset die Wahrheit meiner Rede, aber sie beweiset auch, daß die Ehrsucht keine Schranken mehr hat, wenn sie nach andern Dingen als nach Ehre strebt. Dann ist die Zeit der grossen Unordnungen: dann öffnen Gold und Eisen der Tyranney einen Weg.

Den Obrigkeiten gehorchen, die Gesetze verehren, das Vaterland lieben, nur eine anständige Ehrbegierde haben, von dem Luxus, und allen Lastern, welche er erzeuget, nichts wissen: dies ist gewiß das, was gute Sitten machet. Nun bringt die Gleichheit alle diese Wirkungen hervor: sie bildet also die besten Bürger.

In einer nach diesem Muster gebildeten Republik, bestimmen die allgemeinen Sitten natürlich die besondern; und gute Erziehungen geben sich von selbst, wie es auch seyn sollte Aber zum Unglück haben in den verderbten Republiken die allgemeinen Sitten noch mehr Gewalt; und die schlimmen Erziehungen, welche sich noch leichter von selbst geben, als die guten, werden von einem Geschlechte zum andern schlimmer. Man beklaget sich, man suchet Mittel, man will dem Strome, der aus seinen Ufern tritt, Däm-

me

me entgegen setzen: die Quelle aber ist's, die man verstopfen müßte.

III. Kapitel.

Allgemeiner Begriff von den Republiken in Italien.

In dem vorhergehenden Kapitel habe ich die Leser zu der eignen Beurtheilung von den Republiken in Italien vorbereiten wollen. Ich füge noch einige allgemeine Betrachtungen bey, um das wesentliche ihrer Geschichte zu wissen.

In den Provinzen des Königreiches Neapel konnten keine Republiken gebildet werden. Die allezeit unterjochten Völker hatten sich den Gehorsam zur Gewohnheit gemacht; und immer in Veränderungen verwickelt, wurden sie durch eine Gewalt hingerissen, welche ihnen nicht erlaubte auf sich selbst zu sehen, und zu denken, daß sie frey seyn konnten. Die Stadt Neapel hatte zwar die Freyheit gekannt, und einige ihrer Privilegien unter den normännischen Königen erhalten: es war ihr aber nicht möglich, die Freyheit wieder zu erlangen.

Nach dem Tode Konrads des IV, Sohns Friederichs des III, schienen die Verwirrungen in Deutschland den Städten der Lombarden die Freyheit anzubieten, um so mehr, als die Päpste darin nicht so leicht Unruhen verursachen konnten, als in dem Königreiche Neapel. Unterdessen, weil die Lombarden, so wie die

Neapolitaner, des Joches gewohnt waren, so war es den Statthaltern ein leichtes, ein jeder in seiner Provinz. sich Meister zu machen. Folglich müssen sich in diesem Theile Italiens Fürstenthümer bilden. Einige Städte hatten zwar gesucht, sich die Umstände zu nutzen zu machen, welche die Streitigkeiten des Priesterthumes mit dem Reiche ihnen anboten, und sich als Republiken zu regieren; sie genoßen aber wenig ihrer Freyheit: denn ich begreife Venedig und Genua nicht mit unter der Lombardey. Seit langer Zeit haben diese zwey Städte Gelegenheit gefunden, eine republikanische Regierung zu errichten.

In den Landen, welche wir heut zu Tage den Kirchenstaat nennen, waren die Päpste, zu schwach, um darin zu herrschen, stark genug alle Regierungen zu verwirren. Die Menge der Geschäffte, deren sie sich annahmen, und ganz Europa, über welches sich ihre apostolische Sorgfalt erstreckte, gestatteten ihnen nicht allezeit, die Schritte zu behaupten, welche sie in der Absicht gemacht hatten, sich der Städte des Erbtheiles des heil. Peters zu versichern. Gemeiniglich in einem hohen Alter auf den päpstlichen Stuhl erhoben, oft ohne es vorgesehen zu haben, und folglich, ohne dazu vorbereitet zu seyn, war es schwer, daß sie genug Ei sichten gehabt hätten, um einen so schlecht befestigten Staat zu regieren, daß er immer zu erobern war. Endlich, da die meisten sich auf dem Stuhl des heil.

Peters nur zeigten, so blieb keiner nicht lange genug um seine angefangenen Entwürfe auszuführen; und inzwischen brachte ein jeder seine besondere Absichten, wie seinen besondern Geist und Charakter mit auf den päpstlichen Stuhl. Der eine übereilte alles; ein anderer war langsam; der eine that nichts; ein anderer wärmte einen alten Entwurf auf; einer unternahm etwas, welches ein andrer verließ, und worauf ein andrer wieder verfiel: so daß fast bey jedem Papstthume ein neuer Plan, ein neues System, eine neue Politik und bisweilen nichts war. Hiezu kommt, daß die Umstände auch den nämlichen Papst nöthigen konnten, sein Betragen zu ändern.

Der römische Hof hatte und konnte also weder Grundsätze noch Regeln haben. Es ist wahr, sein Gegenstand war überhaupt, sich alles unterwürfig zu machen, und zu diesem Ende gebrauchte er gemeiniglich die Excommunicationen: im übrigen aber änderten sich seine Hoffnung und seine Hülfsmittel wie die Zeiten und die Päpste. Dergleichen Gebrechen finden sich nothwendig in den Wahlreichen, wenn der Fürst, mit der Nutznießung zufrieden, ohne auf den Staat, noch auf seine Nachfolger zu denken, nicht durch den Geist der Regierung genöthiget ist, einem gegebnen Plane nachzugehen.

Darum haben die Päpste, welche so mächtig waren, zu beunruhigen und zu schwächen,

so

so viele Mühe, sich in ihren eignen Herrschaften zu befestigen. Nun sind diese Unruhen und diese Schwachheit, welche sie verursachen, der republikanischen Regierung eben so widrig, als den ehrsüchtigen günstig, die auf einige Weise der Gewalt sich anmaßen wollen: denn die Bürger können nur in so fern dahin kommen, sich selbst zu regieren, als sie Stärke besitzen, oder in einer großen Ruhe leben.

Da die Päpste in dem vierzehnten Jahrhundert Rom für Avignon verliessen, verloren sie vieles von der Macht, welche sie in Italien hatten. Weil dieser Umstand der Freyheit günstig war, so wußten mehrere Städte des Kirchenstaates denselben zu benutzen. Von dieser Zahl war Bologna, welches zur Zeit der Kreuzzüge schon eine ziemlich mächtige Republik gewesen ist. Unterdessen genossen diese Städte nur jezuweilen der Freyheit; weil sie nicht vermögend waren, sich zu vertheidigen, wenn die Päpste ihr Ansehen wieder erlangten.

Unter allen Provinzen Italiens hatte Toskana die vortheilhafteste Lage, sich selbst zu regieren, denn die Päpste waren nicht mächtig genug, sich davon Meister zu machen, und die Lombardey, welche sich oft empörte, war eine Vormauer zwischen ihr und den Kaisern, daher bildeten sich darin mehrere Republiken. Wenn man aber die Lage von Venedig und Genua betrachtet, wird man sie noch vortheilhafter befin-

den

den, und man wird sich nicht wundern, daß diese zwey Republiken lange Zeit vor den andern angefangen haben.

Wenn es in Italien zur republikanischen Regierung vortheilhaftere Lagen gab, so gab es keine, wo ein Volk seiner Freyheit geniessen konnte, ohne einige Bewegung von den hefftigen Stössen zu empfinden, welche die Päpste, die Könige von Neapel, die Kaiser, die Franzosen, die Spanier, und eine Menge in den Provinzen zerstreuter Tyrannen, verursachten. Die Republiken waren, so zu sagen, von feuerspeyenden Bergen umgeben, welche sie zu verschlingen droheten; und man sieht, daß alles das, was sie umgiebt, ihnen selten gestatten kann, sich ganz ruhig zu regieren. Es ist uns noch übrig, sie in sich selbst zu betrachten.

Nachdem die Völker von Italien nach und nach unter der Herrschaft der Römer, der Heruler, der Gothen, der Griechen, der Franzosen und der Deutschen gestanden waren, wünschten sie endlich das fremde Joch abzuschütteln, und einige schmeichelten sich einer Freyheit geniessen zu können, welche die Umstände ihnen anzubieten schienen. Nichts destoweniger war es sehr schwer, daß sie sich selbst zu regieren lernten; und es war zu fürchten, daß sie nicht ihre Republiken mit den Ueberbleibseln jener Monarchien errichteten, welche eine schlechte Verfassung zu grund gerichtet hatte. Sie hatten nie-

niemals Gesetzgeber. Unterdessen hätten sie deren sehr geschickte nöthig gehabt, um sie ihrer alten Gewohnheiten zu entwöhnen, und ihrer neuen Lage anständigere ergreifen zu machen. Sie wollten daher in vieler Rücksicht in den Republiken leben, wie sie in den schlecht eingerichteten Monarchien gelebt hatten. Dies war, zwey wider einander laufende Dinge vereinigen.

Griechenland und das alte Rom sind glücklicher gewesen, weil die Republiken daselbst in Zeiten errichtet wurden, wo die Menschen fast gleich, oder zum wenigsten in Umständen waren, wo man weniger Mühe brauchte, sie wieder in den Stand der Gleichheit zu bringen. Die Bürger waren mäßig, zur Mühe und Arbeit gewöhnt: der Luxus, welcher ihnen unbekannt war, hatte sie der Tugenden nicht beraubt; sie kamen nicht auf den Gedanken, daß um mächtig zu seyn, man reich seyn müsse; endlich hatten sie eine gleiche Geburt, und wußten nichts von jenem Adel und jener gemeinen Herkunft, welches die verhaßteste von allen Ungleichheiten ist, weil sie aus zwey Menschen zwey unterschiedliche Gattungen machet.

So waren die Römer nach Errichtung der Zunftmeister. Wenn das Volk den Patriziern noch nicht gleich war, zielte alles dahin ab, sie einander durch die Geburt gleich zu machen, und sie alle der Bürgerrechte zu versichern. Es ist wahr, sie kamen niemals dahin, eine gänzliche Gleichheit einzuführen, so gar konnten sie es nicht;

und

und daher hatte ihre Republik jederzeit Haupt-gebrechen. Aber indem sie diese Gleichheit suchten, machten sie fast wider ihr Wissen, die beste Regierungsform für ein eroberndes Volk. Sie waren glücklich genug, um mehr zu finden, als sie anfangs gesucht hatten: sie mußten aber finden, was sie nicht suchten, weil wir gesehen haben, daß aus der Gleichheit alle Vortheile der Republiken entspringen.

Nun haben die Italiäner niemals die Gleichheit gesucht. Sie waren also noch weit entfernt, dahin zu gelangen, sich klug zu regieren. Wenn man diese damals allen Nationen gemeine Unwissenheit betrachtet, sollte man sagen, das römische Reich sey nur aus dem Untergange so vieler freyen Völker entstanden, um das Geheimniß der Freyheit mit sich zu begraben.

Die Ungleichheit, welche alle freye Regierung zerstöret, ist wirklich unter der Anarchie der Lehen immerfort angewachsen, und vermehrte sich noch täglich, nach dem Maße, als man grössere Reichthümer erlangte. Gleichwie sie anfangs ihren Ursprung aus dem demüthigenden Unterschiede der Edeln und Unedeln genommen hatte, so schöpfte sie neue Kräfte in der Handlung, worauf man sich vorzüglich verwendete: zwey Uebel, wovor sich die Republiken hüten sollen.

Edelleute, sagt Machiavell, sind die welche von den Einkünften ihrer Güter im Ueberflusse und Müssiggange leben. Dergleichen Leute sind

die Pest einer Republik: aber die verderblichsten sind die, welche Schlösser, Festungen und Lehen haben.

Eben dieser Schriftsteller bemerket, daß das Königreich Neapel, der Kirchenstaat und die Lombardey mit dieser Gattung von Edelleuten angefüllt waren. Woraus er mit Recht schließet, daß die Völker dieser Länder nicht gemacht wären, sich in einer Republik zu regieren. Kaum waren sie fähig bisweilen nach der Freyheit zu seufzen: die Neapolitaner hatten sogar das geringste Gefühl davon verloren.

Toskana aber, bemerket ferner Machiavell, hatte zu seinem Glücke sehr wenig Edelleute. Man sah aber auch nicht nur in einer kurzen Zeit drey Republiken, Florenz, Siena und Lucka, sich bilden: sondern man sah auch, daß mehrere andere Städte den republikanischen Geist sogar in der Dienstbarkeit erhielten, und von Zeit zu Zeit der Freyheit genossen. Unterdessen, wenn die Edelleute in zu geringer Anzahl waren, um zu verhindern, daß keine Republiken entstehen möchten; so gab es noch zu viel, um geschehen zu lassen, daß sie eine dauerhafte Einrichtung bekämen. Daraus werden viele Unruhen entstehen.

Da Italien sich auf die Künste und die Handlung, mehr als ein anderes Land von Europa legte, so war es auch das reichste von allen. Die Republiken, durch den allgemeinen Geist hingerissen, ergaben sich also der Handlung.

lung. Sie bereicherten sich um so mehr, je weniger sie dieselbe einschränkten: sie wurden dadurch mächtiger: inzwischen bereiteten sie ihren Untergang.

Die Ungleichheit, welche die Reichthümer herbeybringen, ist um so verderblicher, als eine Republik alsdann nur Kriegsvölker um den Sold haben kann, es sey nun, daß sie sich fremder Soldaten bediene, oder, daß sie ihre eigene Bürger bewaffne.

Hieraus folget, daß sie schlecht vertheidiget wird, und daß inzwischen ihre Vertheidigung ihr sehr viel kostet. Die Siege sind fast kostbarer als die Niederlagen, der gemeine Schatz wird erschöpft: das Volk seufzet unter den Auflagen, welche sich vermehren; der Staat, welcher immer neue Schulden machet, erhält sich nur durch den Kredit; er ist nur reich durch die Meynung, die man von seinen eingebildeten Reichthümern hat; und er ist zu Grunde gerichtet, wenn diese Meynung sich ändert.

Der Krieg bereicherte Rom, und machte Carthago arm: die Ursache ist, weil Rom, ganz kriegerisch, sich mit geringen Kosten bewaffnete; und weil Carthago, welches sich auf die Handlung legte, nur so viel Kriegsvölker hatte, als es bezahlte. Die Republiken, welche sich durch die Waffen zu bereichern glaubten, mußten sich also zu Grunde richten, wenn sie die Waffen ergriffen, um ihre Handlung zu erweitern: denn da sie sich alsdann einander schadeten, so

hemmten sie nothwendig die Handlung in ihrem Fortgange. Wenn unterdessen diese Quelle der Reichthümer vertrocknete, dann wurde das Geld nothwendiger: man mußte neue Kriegsvölker anwerben, neue Schiffe bauen, neue Bündnisse erkaufen. Daher wurde man arm, durch die Anstrengungen, welche man anwendete, seinen Verlust wieder zu gewinnen.

Trug man Vortheile davon, so sind sie sehr theuer zu stehen gekommen, und man war nicht mehr reich genug sie zu behaupten. Man machte die Bundsgenossen mißvergnügt, welche niemals ihre Dienste genug bezahlt fanden; man machte sie sich zu Feinden; und weil man nach einem Siege Hülfe vonnöthen hatte, wie nach dem Verluste einer Schlacht, so hatte der besiegte seine Macht wieder hergestellt, ehe der Sieger seine ersten Vortheile verfolgen konnte; oft so gar befand er sich am ersten im Stande, die Waffen wieder zu ergreifen, er erlangte alles wieder, was er verloren hatte, bevor man in der Bereitschaft war, seine Angriffe zurückzutreiben. Also endigten sich die Kriege, nach wechselweisem und verderblichem Fortgange, für beyde Theile mit einer gänzlichen Erschöpfung; und einige Zeit hernach fieng man an, bis daß man wieder erschöpfet war.

Man konnte nicht zweifeln, daß damals das Geld die Spannader des Kriegs war: aber dieses befand sich nur so, weil die Regierungen fehlerhaft waren. Dieser den damaligen Politi-

kern

kern bekannte Grundsatz war in den schönen Zeiten des Griechenlandes und Roms unbekannt: zum wenigsten den Griechen und Römern; daß die Perser und Carthaginenser ihn wußten, räume ich ein.

Demach hatten die italiänischen Republiken, da sie errichtet wurden, eben die Gebrechen, oder gar noch grössere, als die alten Republiken, da sie zu grund giengen. Ohne Sitten also, und immer durch Parteyen zerrüttet, werden sie eben die Unordnungen darstellen, welche wir schon in der allgemeinen Geschichte von Italien gesehen haben. Das gemeine Beste wird immer dem Privatnutzen aufgeopfert werden: die Parteyen, wovon eine nach der andern herrschen wird, werden nicht aufhören, die Regierungsform zu verändern: die immer parteischen Gesetze werden niemals geehret werden: die weisesten Verordnungen werden die meisten Hindernisse finden: die mächtigen Bürger werden, sogar in ruhigen Zeiten, einander mit Mißtrauen ansehen: sie werden des geringsten Verdachtes wegen einer wider den andern die Waffen ergreifen, und eine Partey wird das Vaterland eher den Fremden überliefern, als sich einer widrigen Partey unterwerfen. Mit einem Worte, es wird für diese Republiken nur eine Freyheit geben, wenn ein geschickter und tugendhafter Bürger sich an dem Regierungsruder befinden, und die Gesetze in seiner Person verehren machen wird. Aber die Timoleone sind selten.

Machiavell, den ich abermals anführe, weil ich über die Grundsätze urtheile, welche er in seiner Geschichte von Florenz, und in seinen Abhandlungen über die zehn ersten Bücher des Titus Livius entwickelt hat, Machiavell sage ich, nachdem er bemerket, daß die Republiken in der Schweiz, und einige andere in Deutschland Sitten hatten, und daß sie nicht eben den Unordnungen, wie die italiänischen, unterworfen waren, giebt davon zur Ursache an, weil sie nicht zulassen, daß einer ihrer Bürger ein Edelmann sey; und weil sie nicht sich zu bereichern denken, und sich mit der Kleidung und Nahrung begnügen, welche ihr Land ihnen verschaffet. Da sie also nicht nöthig haben, mit den Franzosen und Spaniern, noch mit den Italiänern Handlung zu treiben, nehmen sie die Sitten dieser Nationen nicht an, welche, sagt er, alle zusammen das Verderben der Welt sind (*).

IV. Kapitel.

Von Venedig und Genua.

Man sieht voraus, daß in den italiänischen Republiken die Veränderungen häufig seyn werden die Hauptursache davon weiß man: mir ist nur noch übrig, von Venedig, Genua und Florenz eine Kenntniß zu geben, welche nöthig wird, um mit der Geschichte von Europa fortzufahren.

Als

(*) Le quali tutte insieme sono la corruttela del mondo.

Als der Einfall der Gothen unter dem Radagaisus im Jahr 407, und unter Alarich, im Jahr 423 geschah, suchten die an dem adriatischen Meere gelegenen Völker eine Sicherheit in den kleinen Inseln, welche sich mitten in den von dem Meere gemachten Sümpfen befinden. Die Paduaner, welchen sie zugehörten, und denen sie zu einer Zuflucht dienen konnten, begünstigten diese herzueilenden Völker, und schickten im Jahr 421 drey Konsuls in die Insel Rialto, welche sie öffentlich für einen Freyort ausriefen. Diese Inseln bevölkerten sich noch mehr, als Attila das zweytemal Italien verheerte, und 453 Pavia, Mayland, Padua, Aquilea, und mehrere andere Städte zerstörte.

Nachdem sich Padua wieder erholet hatte, schickte es nach Rialto und in die andern Inseln Vorsteher, um sie unter ihrer Unterwürfigkeit zu erhalten: aber die reichsten Bürger bemächtigten sich unvermerkt der Regierung, und die Vorsteher selbst warfen sich, ein jeder in seiner Insel, als Oberherren auf.

Endlich fühlten die Vorsteher der zwölf vornehmsten Inseln, welche überdrüssig waren Oberherren zu seyn, daß es ihnen vortheilhaft seyn konnte, ihre Gewalt einzuschränken; und da sie glaubten, eine Republik zu errichten, machten sie im Jahr 709 eine Verbindung, und erwählten einen Herzog, oder Doge, um ihr Oberhaupt zu seyn.

Ein Jahrhundert hernach fand diese Republik an Pipin, dem Sohne Karls des Grossen, einen großmüthigen Ueberwinder. Dieser Fürst erließ ihr den Tribut, welchen sie bezahlte: er gab ihr eine Strecke von fünf Meilen festen Landes, längst der Moräste hin, und bewilligte ihr die Handlung zu Wasser und zu Lande. Auch seit ihm wird sie Venedig genannt; denn er wollte, daß Rialto, mit einigen andern Inseln vereiniget, diesen Namen führte, welches der Name des an den Morästen oder Lagunen liegenden Landes war.

Die Verfassung dieser Republik war inzwischen sehr fehlerhaft. Der Doge mißbrauchte fast unaufhörlich eine Gewalt, welche man nicht zu beschränken gewußt hatte; und das Volk, das ihn absetzte, und ihm die Augen ausstach, glaubte seine Freyheit mit Erwählung eines neuen Doge wieder zu erlangen, dem es wieder die nämliche Gewalt gab. Bis 1117 stellet die Regierung von Venedig Empörungen, Meutereyen und Unordnungen dar, welche man sich nach dem einbilden kann, was man sonst gesehen hat.

Es war Zeit, ein Mittel wider die Mißbräuche zu suchen. Es kam darauf an, die Gewalt des Doge einzuschränken, und den Cabalen und Aufruhren vorzubeugen, welche seine Erwählung immer verursachen mußte, so lang sie durch das ganze Volk geschah: Hier ist die Regierung, welche man damals einführte.

Zwölf Tribunen, von dem Volke, zu seinen Beschützern erwählt, machten durch ihr Widersetzen die Verordnungen des Fürsten nichtig. Sie erwählten alle Jahre zweyhundert vierzig Bürger von allen Ständen, und machten daraus den höchsten Rath der Republik. Endlich nahm man aus diesem Rathe eine gewisse Anzahl Wähler, wenn man einen Doge erwählen mußte.

Durch diese Veränderung behielt jeder Bürger seinen Antheil, oder zum wenigsten sein Recht, an der Oberherrschaft; und der grosse Rath, bey welchem man nicht mehr die Schwierigkeiten, wie bey einem unruhigen Volke fand, war mächtig genug den Doge zu zwingen, nur die Obrigkeit der Republik zu seyn.

Diese Regierungsform bestand bis 1289, als der Doge Peter Gradenigo eine Verordnung durchtrieb, durch welche eine gewisse Anzahl von Geschlechtern, mit Ausschliessung aller anderen und für immer, die höchste Regierung hatten. Er ließ dieses Dekret in das Register der Vierziger von dem peinlichen Gerichte eintragen; ein Gericht, dessen Ursprung man nicht bestimmet, welches aber damals das obrigkeitliche Siegel auf die Gesetze drückte. Diese Epoche nannte man il serrar del Consiglio, weil sie den Zutritt in den grossen Rath den Geschlechtern verschloß, welche darin nicht waren aufgenommen worden.

Venedig, welches zuvor eine Demokratie gewesen war, wurde dadurch eine erbliche Aristokra-

stokratie. Unter den Geschlechtern, welche ungerechter weise von dem grossen Rathe waren ausgeschlossen worden, nahmen einige, aus Schwachheit oder aus Unwissenheit sich nicht, die Mühe dieser Neuerung sich zu widersetzen; andere, mächtiger oder verständiger, versuchten die alte Regierung wieder einzuführen: aber ohne Erfolg. Ihre Unternehmung brachte allein auf die Gedanken, dergleichen Verschwörungen zuvorzukommen: nnd 1310 errichtete man ein Gericht, welches hiezu so dienlich schien, daß man fünf und zwanzig Jahre darauf es für immer einführte.

Dieses Gericht ist der Rath der Zehner. Die Glieder davon werden alle Jahre durch den grossen Rath erwählet; und sie erwählen unter sich drey Häupter, welche alle Monathe abwechseln, und alle Wochen wechselweise ihren Dienst verrichten.

Alles, was die Polizey angehet, ist von der Gerichtsbarkeit dieses Gerichtes. Es erstrecket sich über die Edeln wie über die Bürger; und es ist Richter über alle, welche bey der Republik ein Amt bekleiden. Nicht allein nimmt es die Klagen an, welche man ihm bringet, sondern es hat über das aller Orten seine Spionen, und auf den Bericht einiger Angeber verurtheilt es einen Beklagten, ohne ihn anzuhören.

Aber ein Gericht, dessen Verfahren noch verhaßter, ist das Gericht der Inquisitoren des Staates. Es bestehet aus zwey Senatoren, welche aus dem Rathe der Zehner genommen werden, und einem

Ra-

Rathe des Doge. Es bestrafet den Argwohn wie das Laster selbst. Es läßt einen jeden ersäufen, der über die Regierung etwas geredet hat, man wird darüber angeklagt von den Spionen, wovon die Stadt voll ist; und ohne jemand Rechenschaft geben zu müssen, hat es eine unumschränkte Gewalt über das Leben des Doge, der Edelleute, der Fremden und aller Unterthanen der Republik.

Wir haben die Fürsten beurtheilet, welche die Angeber begünstigten, und jeden Bürger, den man anklagte, ihrem Verdachte aufopferten: Laßt uns nun anjetzt diese Edelleute beurtheilen, welche in der Republik Venedig die höchste Gewalt ausüben. Wenn die Gesellschaft die Sicherheit aller ihrer Glieder zum Gegenstande hat, muß sie mit Ausbreitung eines allgemeinen Mißtrauens anfangen? Die Vortheile mögen beschaffen seyn wie sie wollen, welche die venetianischen Edelleute aus dieser Politik zu ziehen vermeinen, so handeln sie abgeschmackt, daß sie alle zusammen die Tyrannen eines jeden von ihnen ins besondere seyn wollen. und daß sie Gerichte einführen, diese Tyrannen auszuüben. Man sieht wohl, daß diese Regierung in Zeiten aufgekommen ist, wo die Gewalt, welche alles anordnete, nichts versicherte, und es zur Nothwendigkeit machte, alle Art von Vorsicht zu nehmen. In der That ist die Oberherrschaft, welche die Edelleute dem Volke entziehen, ein Raub, von dem sie fürchten, daß ihn der

eine dem andern entreissen möchte; und sie unterhalten ihre Furcht, weil sie zu einem allgemeinen Nutzen sich nicht zu vereinigen wissen. Wenn sie diese Politik jetzt noch vonnöthen haben, sind sie zu bedauern: und sie haben sie vonnöthen. Es giebt kein anderes Mittel alle diese Edelleute zurückzuhalten, welche, da sie sich für eben so viele Oberherren ansehen, an dem Volke alle Arten von Drückungen ausüben, und endlich den Staat zu Grund richten würden.

Alles beweiset, daß es keine gute Regierung ohne Sitten giebt, und inzwischen hat diese Republik die Sitten aus ihrer Regierung verbannt. Da die Aristokratie sich in einer Zeit gebildet hat, wo keine Sitten waren, und da sie aus der Erfahrung erkannt hat, wie vortheilhaft zu ihrer Befestigung das Verderben der Sitten sey, so hat sie sich zum Grundsatz gemacht, die Frechheit für die Freyheit zu geben; und sie läßt dieser Ausgelassenheit einen freyen Lauf, wenn man nur auf keine Weise sich in die Angelegenheit des Staates menget. Dieses ist ein Despotismus, welcher sich nur in so weit gegründet fühlet, als er Seelen ohne Tugend beherrschet. Um also das Volk von der Erinnerung des Verlustes der höchsten Gewalt zu zerstreuen, gestattet man ihm ohne Sitten zu seyn; und das Volk bedienet sich dieser Erlaubniß als einer Schadloshaltung. Uebrigens ziehet diese Ausgelassenheit die Fremden herbey, welche eine gar zu grosse, nothwendig gewordene, Behutsamkeit

zu

zu entfernen nicht ermangeln würde. Wer wollte versuchen in einer Regierung zu leben, wo der Souverain, immer argwöhnisch, niemals gestattet, ihm ins Gesicht zu sehen?

Was für Lob man auch der Republik Venedig beylegt, so ist eine Regierung, welche immer Verdacht, und niemals Sitten hat, ein Ungeheuer der Politik. Ohne Soldaten, hat sie nur Miethtruppen. Ich würde sogar sagen, sie ist ohne Bürger: denn kann man Leute Bürger nennen, welche unfähig sind, Waffen zu tragen, und die der Staat zu seiner Beschützung zu bewaffnen sich nicht trauen würde? Die Edeln selbst, da sie sich mit den bürgerlichen Beschäfftigungen begnügen, würden befürchten, das Kommando der Kriegsheere einem aus ihnen zu vertrauen. Aber vergeblich wendet diese Republik alle diese Vorsicht an: vergeblich nöthiget sie zum höchsten Stillschweigen, um zu verhindern, daß ihre Berathschlagungen geheim bleiben: was würde einer Macht, welche in Italien herrschte, daran liegen, zu wissen, was in dem Rathe von Venedig berathschlaget wird?

Diese durch ihre Verfassung schwache Republik wird unfehlbar unterliegen, wenn ein mächtiger Feind alle ihre Schwäche kennet. Sie könnte von ihrem Systeme des Mißtrauens und der bösen Sitten abstehen, ohne zu fürchten, daß einer ihrer Bürger sich der Oberherrschaft anmaßen könnte. Dieses ist nicht das Unglück, welches ihr drohet. Wenn man wissen wird,

wie

wie ihre obrigkeitlichen Personen sich verwickeln, und einander die Wage halten wird man überzeuget werden, daß, da sie allen Veränderungen von innen vorkommen will, sie sich von aussen so sehr geschwächt hat, als es nur seyn kann.

Ein Gericht, welches man das Collegium nennet, giebt den Abgesandten Audienz, und behandelt die auswärtigen Geschäffte: aber ohne auf sich zu nehmen, ein einiges zu endigen, bereitet es allein die Materien, welche in dem Rathe sollen in Ordnung gebracht werden. Der Doge präsidirt darin ohne Gewalt: denn er kann ohne seine Räthe das nicht thun, was sie ohne ihn thun können. Er hat deren sechs, welche ein Jahr über im Dienste sind doch dergestalt, daß, nachdem sie dem Collegium die acht ersten Monathe beygewohnt haben, sie die vier letzten Monathe Präsidenten bey dem Gerichte der Vierziger werden, wovon die drey vornehmsten, welche man Vicegräthe nennt, zwey Monathe über Sitz im Collegium haben. Der Doge, seine Räthe und seine Vicegräthe richten alle die besondern Angelegenheiten, welche von der Gerichtsbarkeit des Collegium sind, und dieses Gericht ist, was man die Signoria nennet.

Andere obrigkeitliche Personen, welche nur sechs Monathe im Dienste sind, kommen auch in das Collegium: es sind die sechs Savi grandi; (große Staatsminister) die fünf Savi di terra firma (Kriegsminister) und die fünf Savi de gl'Ordini (welche eigentlich nur Zuhörer

sind,

sind, sonst aber die Seesachen in Händen haben:)

Die Savi grandi sind eigentlich die Herren der Regierung. Mit den vornehmsten Angelegenheiten des Staates beladen, tragen sie dem Rathe den Schluß ihrer Berathschlagungen vor, und bestimmen das Verfahren dieser Versammlung; sie rufen ihn besonders zusammen, wenn die Umstände es erfordern.

Indem das Collegium und andere Gerichte über die Verwaltung der Gerechtigkeit wachen, so übet der Rath, sonst Pregadi (*) genannt, alle unumschränkte Gewalt aus. Er entscheidet den Krieg und Frieden, macht Bündnisse, bestimmt die Auflagen, wählet die Personen des Collegium, ernennet die Gesandten, die Hauptleute der Republik, und zu allen vorzüglichen Bedienungen. Er bestehet aus hundert zwanzig Senatoren: weil aber viele andere obrigkeitliche Personen das Recht haben ihm beyzuwohnen, so können die Versammlungen oft auf zwey hundert achtzig Personen anwachsen.

Obschon diese Versammlung die Ausübung der höchsten Gewalt hat, so hat sie dennoch nicht die höchste Gewalt selbst; sie ist eigentlich nur der Minister des grossen Rathes, welcher der wahre Souverain ist.

Der

(*) Man nennet ihn also, weil er sich im Anfange nur in ausserordentlichen Fällen versammelte, und weil man die verständigsten Bürger bat, sich dabey einzufinden.

De große Rath ist die Versammlung aller Edeln, die das fünf und zwanzigste Jahr erreichet haben. Er machet neue Gesetze: hebet die alten auf, oder verändert sie: vergiebt alle obrigkeitliche Aemter, oder bestättiget die durch den Rath erwählten obrigkeitlichen Personen: nach seinem Belieben setzt er alle Jahre die Senatoren ab, oder bestättiget sie, er bestrafet die, welche ihre Gewalt mißbrauchet haben, und verbessert alle seinem Ansehen widrige Mißbräuche.

Die große Anzahl der obrigkeitlichen Personen, die unter sich die Regierung theilen, die kurze Zeit, welche sie im Amte sind, die Behutsamkeit, mit welcher einer den andern beobachtet, und ihre Abhängigkeit von dem grossen Rathe, versetzet sie in die Unmöglichkeit etwas wider den sämmtlichen Adel zu unternehmen. Die Republik, durch das System, welches alle Theile verbindet, und ineinander greifen macht, gezwungen, hat sich einen Gang verschaffet, welchen nichts verändern kann Sie muß nothwendig allezeit gleiche Grundsätze beobachten, und alle Glieder, sie mögen seyn wer sie wollen, müssen sich selbst darnach richten.

Diese Einigkeit, oder dies Beharren bey einem System ist ein Vortheil, den die Republiken über die Monarchien haben, wo sich die Absichten beständig verändern: aber Venedig hat diesen Vortheil einem Plan zu danken, welcher, da er die Ruhe von innen versichert, es von aussen nothwendig schwächet, weil er alle seine Wirkungen träge machet.

Die

Die Umstände haben für diese Republik sich sehr geändert; unterdessen wird sie nach eben den Gesetzen regieret, welche sie sich in den Zeiten ihres Glückes gemacht hat, und es ist sehr schwer, den Mißbräuchen abzuhelfen, die dadurch entstehen. Dem System unterworfen, das sie sich anfangs gemacht hat, gehorchet sie einem Triebe, den sie weder zurückhalten noch leiten kann; weil sie nicht die Abänderungen machen kann, welche die Umstände erfordern. Dem grossen Rathe käme es zu, die Gesetze aufzuheben und neue einzuführen, weil er die Gesetzgebende Macht in seinen Händen hat: aber der Senat bestrebet sich ihm die Ausübung dieser Macht zu benehmen. Diese Versammlung ist wie ein Minister, welcher, über sein Ansehen eifersüchtig, dem Souverain nicht gestattet, von den Geschäfften Kenntniß einzuziehen. Sie will lieber nach Mißbräuchen regieren, welche auf den Untergang des Staates abzielen. Die venetianischen Edelleute, welche diese und jene Mißbräuche sehen, bekümmern sich wenig darum, und ein jeder sagt: die Republik wird immer länger dauern als ich. So ist es heut zu Tage mit ihnen beschaffen. Das wenige, was ich gesagt habe, ist genug um den Geist dieser Republik kenntlich zu machen. Ich müßte sehr weitläuftig werden, wenn ich von ihrer Regierung einen vollständigen Begriff geben wollte. Man findet ihn in andern Büchern.

Machiavell hält dafür, die Aristokratie zu Venedig sey von selbst, und ohne Uneinigkeit eingeführet worden: denn, sagt er, als die, welche in die Inseln der Lagunen sich geflüchtet hatten, sich in ziemlich grosser Anzahl befanden, errichteten sie eine Republik, in welcher ein jeder an der Regierung gleichen Antheil hatte; und die Bürger waren noch nicht in mehrere Klassen getheilet. Die, welche hernach kamen, wurden nur als Unterthanen angenommen; weil man die Gewalt mit ihnen nicht theilen wollte. Unterdessen, glücklich genug unter dem Schutze der Gesetze zu leben, konnten sie sich nicht beklagen, weil man ihnen nichts nahm, und sie im übrigen zu schwach waren, um Ansprüche zu wagen. Sie befanden sich daher natürlich in der Klasse des Pöbels; und erhoben die Würde der ersten Einwohner, welche man Edelleute nannte.

Dies ist eine sinnreiche Muthmassung, welche sich mit der bekannten Geschichte schwerlich vereinigen ließe. Dieser Schriftsteller machet eine richtigere Betrachtung, wenn er anmerket, daß die venetianischen Edelleute von denen sehr unterschieden sind, die man anderswo sah. In der That, sie thun keine Kriegsdienste, sie besitzen keine Schlösser: sie sind obrigkeitliche Personen, welche die unumschränkte Gewalt ausüben.

Aber dieser Unterschied war nicht ihr Werk: die Umstände thaten alles. Da sie auf bis dahin

hin unbewohnten Klippen ihre Zuflucht genommen hatten, so waren sie ohne Reichthümer, und ihre Inseln konnten zu ihrem Unterhalte nichts verschaffen. Hier brauchte man also keine Schlösser zu erbauen, um Sklaven zu beherrschen. Wie sie sich nur durch die Handlung erhalten konnten, mußten sie Gesetze und Schiffe haben, und dieses ist es, worauf sie dachten.

Durch obrigkeitliche Aemter geadelte Kaufleute, sind weniger unruhig, als Herren von Schlössern: deßwegen ist Venedig den Zwistigkeiten weniger unterworfen gewesen. Im übrigen muß man gestehen, daß ihr Adel besser gegründet ist, als der, welcher seinen Ursprung in der Lehnsregierung hat: er erinneret uns des Adels der alten Republiken.

Die Genueser erhoben sich zu einer Republik gegen das Ende des neunten Jahrhunderts, während der Unruhen, welche auf den Tod Karls des Dicken folgten. Weil aber ihre Regierung, allezeit ohne Grundsätze, niemals sich zu verändern aufgehöret hat; so müßte man eine Geschichte davon schreiben, um die unterschiedlichen Gestalten bekannt zu machen, welche sie angenommen hat. Unterdessen würde man daraus wenig lernen: denn wir sähen nur Unruhen, wie wir deren nur schon gar zu viel gesehen haben. Es ist genug zu wissen, daß Genua eine Aristokratie ohne System ist, und zu untersuchen, was die Ursache davon ist.

Die Venetianer, welche sich lange Zeit vor Entstehung der Lehnsregierung in ihren Lagunen niedergelassen, hatten keine von jenen Edelleuten unter sich, welche immer bewaffnet waren, um den Pöbel unterwürfig zu machen, und zu tyrannisiren. Sie hatten nur den Gothen entrinnen wollen: sie waren glücklicher, als sie vorgesehen hatten; das Meer bewahrte sie vor den Anfällen der Edelleute. Auf ihre Inseln und ihre Handlung eingeschränkt, hatten sie noch das Glück bis zum vierzehnten Jahrhundert sich von Italien abgesondert zu halten; und folglich von den Parteyen entfernet zu bleiben, deren Geist für sie, wie für die andern, ansteckend gewesen wäre.

Man sieht also, warum Genua seiner Regierung keine beständige Form geben konnte: weil es nämlich auf dem festen Lande ist, mußte es das Schicksal aller Städte in Italien erdulden. Es mußte Edelleute, Guelfen, Gibellinen, und alle mögliche Parteyen haben. Zu beständigen Unruhen also verdammt, war es in dem Unvermögen, sich zu gewissen Grundsätzen zu entschliessen: die besten Verordnungen konnten nicht eingeführt werden, oder nicht bestehen: es gab daselbst immer Parteyen, welche mächtig genug waren, sich dem gemeinen Besten zu widersetzen.

Gleichwohl hat Genua blühende Zeiten gehabt. Es machte zum wenigsten ausserhalb grossen Fortgang; und es ist so gar eine Neben-

benbuhlerinn von Venedig gewesen. Uns ist zu betrachten übrig, wie die Macht dieser zwey Republiken beschaffen war: ich werde sie mehr in den Ursachen, als in einer Beschreibung der Begebenheiten suchen.

Alle beyde für die Handlung vortheilhaft gelegen, hatten zu Mitwerberinnen nur einige italiänische Städte: denn das übrige Europa stellte nur einen kriegerischen Adel und armselige Völker dar. Sie bereicherten sich, und in dem zehnten Jahrhunderte waren beyde auf dem Meere schon sehr mächtig.

Da die Sarazenen Genua geplündert und angezündet hatten, während die Genueser auf der See waren, so wurden sie nicht nur geschlagen, sondern sie verloren auch ihre Beute und alle ihre Schiffe, und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts nahmen ihnen die Genueser, vereinigt mit den Pisanern, Sardinien weg: es ist wahr, daß diese Insul der Gegenstand eines langen Krieges zwischen diesen beiden Republiken wurde.

Die Venetianer waren den Sarazenen nicht weniger furchtbar. Sie nöthigten sie die Belagerung von Bari und Capua aufzuheben, und erhielten über sie einen vollkommenen Sieg. Sie hatten Bündnisse mit dem Kaiser von Konstantinopel, mit den Beherrschern von Egypten und Syrien, mit den italiänischen Fürsten, welche ihre Handlung begünstigen konnten. Ihre Macht war so im Ansehen, daß die Völker von Dal-

matien und Istrien sich ihnen ergaben, um sie von den Seeräubern von Narenza zu befreyen, welche sie zu Wasser und zu Land anfielen.

Die für Europa so verderblichen Kreuzzüge mußten eine Quelle von Reichthümern für zwey Völker seyn, welche große Flotten ausrüsten konnten. Sie giengen nicht nach Palästina mitten durch feindliche Völker: ein sichererer Weg war ihnen offen, und alle andere Kreuzfahrer schienen Opfer, welche sich aufopferten um ihnen einen guten Erfolg zuzubereiten. Wenn die Genueser und Venetianer von dem allgemeinen Fanatismus auch nicht wären fortgerissen worden, hätte ihre Politik erfordert, einen Krieg gutzuheissen, wobey sie weniger als andere wagten, und wovon sie viel mehr Vortheile zogen. Sie hatten an den Eroberungen Theil, sie machten unermeßliche Beuten; und als die Kreuzfahrer den Weg über Konstantinopel nicht mehr nehmen wollten, schafften sie ihnen Schiffe, und der heilige Krieg brachte ihnen doppelten Gewinn.

Mit Ende des zwölften Jahrhunderts bereideten die Venetianer die Kreuzfahrer, ihre Macht mit der Macht der Republik zu vereinigen; und sie eroberten mit dieser Hülfe Orte wieder, welche der König von Ungarn ihnen in Istrien hinweggenommen hatte. Sie theilten hernach mit ihnen Konstantinopel: sie machten sich Meister von dem größten Theile Griechenlandes: und bald hernach vermehrten sie diese Eroberungen mit der Insel Candien.

Die

Die Genueser hatten einen weniger glänzenden Fortgang, sie allein konnten aber die Herrschaft des Meeres den Venetianern streitig machen. Diese zwey Völker sind daher Feinde geworden: sie bekriegten einander in Palästina und zur See, und entkräfteten sich wechselweise länger als zwey hundert Jahre über.

Das Glück der Waffen der Genueser mochte aber von aussen seyn wie es wollte, so hatten sie an ihren innerlichen Zwistigkeiten einen verderblichern Fehler als den Krieg. Mit Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hatten sie kein anderes Mittel, als sich an Robert, König von Neapel, zu ergeben. Sie erlangten ihre Freyheit wieder, sie wußten aber derselben nicht zu geniessen; und nach vielen Unruhen ergaben sie sich an Karl den VI, König von Frankreich. Einer fremden Herrschaft müde, erwürgten sie alle Franzosen, um unter die Gewalt des Markgrafen von Montferrat zu fallen. Kaum hatten sie diesen neuen Herrn hinausgejagt, fanden sie einen andern an Philipp, Herzogen von Mayland; und endlich wurden sie dahin versetzt, Karl den VII zu beschwören, daß er ihr Souverain seyn wolle. Kurz, sie wußten nicht mehr weder zu gehorchen, noch frey zu seyn.

Während der Zeit, daß Genua von einer Herrschaft unter die andere kam, machte Venedig, welchem diese Mitwerberinn weniger furchtbar wurde, in Italien Eroberungen, und es erlangte darin beträchtliche Staaten in dem vier-

zehnten Jahrhundert und zu Anfange des funfzehnten. Wenn aber die Verfassung einer Republik ihre Stärke ausmacht, so wird man erkennen, daß Venedig sein Glück nur der Schwäche seiner Feinde zu danken hat.

Man sieht, daß es dieser Republik in der Lombardey gelingen mußte: denn ihr systematischer und allezeit unterstützter Gang gab ihr große Vortheile über die wandelbaren Absichten jener kleinen Fürsten, welche nur Entwürfe auf Augenblicke machten. Indem sie ihre Fehler und Mißhälligkeiten benutzte, konnte sie durch List und Geld so sehr als durch die Waffen überwinden: und dieses hat auch sie gethan.

Ihre Vortheile auf dem Meere dürfen uns eben so wenig in Verwunderung setzen. Das reicheste Volk wird allezeit Meister von diesem Elemente seyn, wenn kein anderes kriegerisches Volk ihm die Herrschaft davon streitig machet. Dieses war die Zeit, wo der Krieg mit Gelde geführet wurde, und wo folglich durch eine günstige Lage unterstützte Kaufleute Eroberungen zu machen bestimmt waren.

Unterdessen hätte Venedig klüger gehandelt, wenn es sich allein mit seiner Handlung beschäfftiget, und sich eher Bundsgenossen als Unterthanen erworben hätte. Da es die eroberten Völker unter seiner Herrschaft behalten wollte, so erschöpfte es seine Schätze, welche es hätte anwenden können, sich Freunde und seine Handlung immer blühender zu machen. Candien be-

sonders arbeitete beständig, seine Freyheit wieder zu erlangen, Istrien und Dalmatien waren nicht gehorsamer: Griechenland und Italien waren niemals ruhig; und die Bewegungen dieser Völker zogen unaufhörlich neue Kriege mit den benachbarten Fürsten nach sich. Daher mußte es immer die Waffen in Handen, immer Völker auf den Beinen, immer neue Flotten auf dem Meere haben; mit einem Worte, es mußte seine Handlung zu grund richten, und sich immer auf dem Punkt sehen, seine Eroberungen zu verlieren.

Die Vortheile dieser Republik kamen von den Unordnungen her, worin sich alle Nationen befanden. Wenn aber diese Unordnungen sich endigten, wenn zum wenigsten sie sich genug verminderten, um den vornehmsten Völkern zu gestatten, einen gesicherten Stand zu ergreifen; würden sich die auf ihre Lagunen eingeschränkten Venetianer sehr glücklich finden, sich daselbst zu vertheidigen. Ihr Heil bestand also nur in der Schwäche ihrer Nachbarn. Jemehr man die Regierung dieser Republik betrachten wird, desto mehr wird man überzeugt werden, daß ihre Reichthümer ihr nicht genug Soldaten beyschaffen werden, um ihre gar zu große Herrschaft immer zu beschützen. Man sieht sie schon in einem gezwungenen Zustande, und man kann vorsehen, daß sie großen Verlust leiden wird.

V. Kapitel.

Von den grossen Veränderungen in Florenz.

Es giebt Fürsten, deren Regierung fäst nichts als eine Reihe von Fehlern ist, und für welche man sich doch interessirt: es giebt deren andere, welche nicht dergleichen Fehler begangen haben, und deren Leben nichts destoweniger dem Leser eben so langweilig wird, als sie selbst ihrem Hofe langweilig geworden sind. Das macht, es ist ein grosser Unterschied zwischen den Fehlern der grossen, und den Fehlern der feigen Seelen.

Das, was ich von den Fürsten sage, kann man auf die Nationen anwenden. Die Florentiner wußten sich nicht besser zu regieren als andere Völker in Italien: aber sie interessiren, weil sie Geist gehabt haben, und ihre Geschichte verdienet eine besondere Aufmerksamkeit. Jemehr man sie einsehen wird, destomehr wird man bedauern, daß sie nicht in bessern Zeiten angefangen haben. Man wird der Barbarey nicht verzeihen, daß sie dieselben auf allen Seiten belagert, und ihren Geist fesselt: man wird unwillig werden, daß, da sie die Freyheit lieben, sie nicht frey zu seyn verstehen: man wird aber zum wenigsten sehen, daß, um sie zu bezwingen, man Talente und Tugenden haben müsse.

Als gegen das Ende des eilften Jahrhunderts die Unternehmungen Gregorius des VII.

Ita-

Italien in zwey Parteyen theilten, waren die Florentiner, welche bis daher allezeit der herrschenden Macht unterthänig gewesen, noch glücklich genug, keinen Antheil an den Streitigkeiten des Priesterthumes und des Reiches zu nehmen. In Einigkeit lebend, schienen sie nur ehrbegierig zu seyn, die Ruhe mitten in den Unruhen zu erhalten, welche sich um sie herum hervorthaten. Sie genossen dieser Ruhe bis 1215, indem sie fortfuhren sich dem Ueberwinder zu unterwerfen, und sich wider den Parteygeist zu schützen. Da aber unter ihnen die Uneinigkeiten anfiengen, wurden sie daselbst lebhafter und betrübter als anderswo.

Als Buondelmonti im Begriff war, sich mit einem Fräulein aus dem Hause der Amidei zu verheurathen, brach er auf einmal seine Verbindung, um eine schönere Braut aus dem Hause der Donati zu nehmen. Es kostete ihn das Leben, da die Amidei, die Uberti und andere Anverwandte, den ihrer Familie angethanen Schimpf in seinem Blute waschen wollten.

Dieser Meuchelmord zertheilte die ganze Stadt: die ansehnlichsten Bürger erklärten sich, die einen für die Buondelmonti, die andern für die Uberti. Man griff zu den Waffen, und der Krieg dauerte mehrere Jahre, wurde zuweilen unterbrochen, und fieng bey der geringsten Gelegenheit wieder an. Man kann leicht urtheilen, daß diese Edelleute, denn das waren sie, und hatten Schlösser, man kann urtheilen, sage

ich,

ich, daß sie nicht dulden werden, daß Florenz seine vorige Ruhe wieder erlange, oder deren lange Zeit geniesse.

Friederich der II begünstigte die Uberti, in der Meynung seine Macht zu Toskana zu befestigen und zu vermehren: es wäre klüger gewesen die beyden Parteyen zu versöhnen, und beyde zu gewinnen. Er häufte die Unordnungen, welche er unterdrücken konnte. Die Buondelmonti wurden aus der Stadt gejagt, und der Haß wurde giftiger als jemals.

Die Uberti, als Anhänger des Kaisers, nahmen den Namen der Gibellinen an: die Buondelmonti nannte man Guelfen, und dies ist, nach einigen, die Epoche, wo Italien zum erstenmal diese Parteynamen kannte: doch sagt Machiavell, sie seyn in Italien ältern Ursprungs.

Die Guelfen vertheidigten sich in Schlössern, welche sie auf der Höhe des Thals Arno hatten, als Friederich starb. Dieser, der Freyheit günstige Zufall, schmeichelte den Florentinern mit der Hoffnung, sich frey zu machen. Die Klügsten hielten dafür, man müsse zuerst allen Samen der Zwietracht hinwegräumen, die Gibellinen zu einer Versöhnung mit den Guelfen bewegen, und diese in die Stadt einnehmen. Ihre Unterhandlung hatte allen Erfolg, welchen sie gewünschet hatten.

Nachdem die Vereinigung hergestellt war, wurden zwölf Bürger, welche man die Aeltesten nannte, und die alle Jahre abwechseln sollten, erwählt,

erwählt, die Republick zu regieren. Man vertraute das Gericht über alle Civil- und Criminalsachen zweyen fremden Richtern, wovon man den einen den Hauptmann des Volkes, und den andern Podestat nannte. Man wollte fremde Richter, um den Feindschaften vorzukommen, welche florentinische Richter sich und ihren Familien hätten zuziehen können. Endlich wurden alle junge Leute, welche im Stande waren die Waffen zu tragen, aufgeschrieben, und bekamen den Befehl, allezeit zu marschiren, so oft der Hauptmann oder die Aeltesten sie hiezu kommandiren würden; und man machte daraus zwanzig Kompagnien in der Stadt, und sechs und siebzig auf dem Lande.

Die Florentiner hatten eine ganz besondere Gewohnheit für das dreyzehnte Jahrhundert. Sie fiengen niemals Feindseligkeiten an, bevor sie nicht einen Monath lang, eine Glocke hatten läuten lassen, welche sie Martinella nannten; großmüthig genug, um sich sogar gegen ihre Feinde nicht des Betrugs bedienen zu wollen. Es ist also noch ein Winkel in Europa, wo man Ehrlichkeit findet.

Im Anfange ihrer Unabhängigkeit kannten die Florentiner nur das Vergnügen frey zu seyn, und ihre Eintracht verschaffte ihnen erstaunlichen Fortgang. Pistoia, Arezzo und Siena wurden gezwungen, sich mit ihnen zu verbinden. Sie machten sich Meister von Volterra; und sie zerstörten mehrere Schlösser, wovon sie die Einwohner in ihre Stadt führten. Mit einem

Wort,

Wort, Florenz wurde in zehn Jahren die Hauptstadt von Toskana, und eine der ersten Städte Italiens.

Das zehnte Jahr war das letzte ihrer Eintracht. Unglücklicher Weise waren sie wie die Fürsten, welche, wenn sie zwischen zwey Parteyen sind, dieselben wechselweise zu ihrem Verderben begünstigen und unterhalten. Das Volk mißvergnügt über den Stolz, womit es die Gibellinen während der Regierung Friederichs des II regieret hatten, schlug sich auf einmal zur Parteyen der Guelfen. Es glaubte sich dadurch zu rächen, und bildete sich über dieses ein, seine Freyheit besser zu vertheidigen, wenn der päpstliche Stuhl es wider das Reich beschützte. Dies war ein großer Fehler. Es hatte den Schutz der Päpste nicht vonnöthen, weil die Kaiser nicht mehr zu fürchten waren; und wenn es sich der frischen Folgen der letzten Uneinigkeiten erinnerte, sollte es alle Neigung zur Rache ersticken, und nur denken, die Gibellinen im Zaume zu halten: wenn es dieselben nicht unterdrückt hätte, um die Guelfen allein in die Höhe zu bringen, hätte keine von beyden Parteyen schaden können, und vielleicht hätten beyde mit der Zeit den Haß vergessen, der sie trennte.

Man muß nicht so viel Klugheit vom Pöbel erwarten: er ist mehr gemacht die Uneinigkeiten anzuschüren, als zu löschen. Das Feuer, welches die Päpste beständig wieder anzündeten, fand nirgends mehr Nahrung als zu Florenz; und

diese Republik sollte unvermerkt durch die Flammen verzehret werden, welche sich rings um sie herum erhoben. Die Rotten, die sie in ihrem Busen nährte, wären vielleicht unterdrücket worden, wenn sie sich nur durch ihre eigene Kräfte hätten erhalten müssen: aber zum Unglücke vermischten sie sich mit allen denen, welche Italien zerrütteten, sie nahmen deren Geist an, und erneuerten sich immerfort mit mehr Heftigkeit.

Es war nicht gar lang, daß Benedikt der XII den Herren der Lombardey freygebig die Lande, deren sie sich über das Reich angemaßet hatten, geschenkt, und durch eine Bulle erkläret hatte, daß sie dieselben inskünftige rechtmäßig besäßen; und Friederich der II, welcher nicht weniger freygebig war, hatte auch alsobald den Herren im Kirchenstaate alle die Lande geschenkt, welche sie dem päpstlichen Stuhle hinweggenommen hatten. So viele Freygebigkeiten von Seiten des Papstes und des Kaisers diente nur die beyden Parteyen zu verstärken, und noch mehr gegen einander zu erbittern.

Aber die Verwirrungen zu Neapel waren für die Florentiner zuerst unglücklich. Als Manfred, ein Sohn Friederichs, ungeachtet des Widerstandes der Päpste, sich von diesem Königreiche Meister gemacht hatte, schmeichelten sich die Gibellinen zu Florenz wider die Guelfen Hülfe von ihm zu erhalten. Unterdessen wurde ihr heimliches Verständniß entdecket: der Pöbel

jagte

jagte sie aus der Stadt, und sie nahmen ihre Zuflucht nach Siena.

Farinata, aus dem Hause der Uberti, setzte die Unterhandlungen mit dem Könige von Neapel fort; und mit den Truppen, welche er daher erhielt, schlug er die Guelfen, die nun auch genöthiget wurden, sich nach Lucca zu flüchten. Jordan, welcher die Neapolitaner anführte, eroberte Florenz, und machte es dem Maufred unterwürfig; er veränderte die ganze Regierung, und ließ keine Spuren von der Freyheit zurück. Diese wenig kluge Aufführung vermehrte den Haß des Volkes wider die Gibellinen; und diese wurden selbst Feinde des Jordan und des Königs von Neapel.

Nachdem sich Jordan auf den Rückweg begeben hatte, brachte der Graf Guido Novello, welchem er das Kommando überließ, die Gemüther noch mehr auf, da er sich vornahm Florenz zu zerstören, um den Untergang der Guelfen zu vollenden. Aber Farinata widersetzte sich diesem barbarischen Vorsatze mit solcher Standhaftigkeit, daß er davon abstehen mußte.

Unterdessen giengen die florentinischen Guelfen, genöthiget Lucca zu verlassen, welchem Novello drohete, nach Bologna; von wo sie nach Parma durch andere Guelfen berufen wurden, welche mit andern Gibellinen in dem parmesanischen Gebiethe Kriege führten, und man gab ihnen alle Länder der letztern. So plün-

derten

derten aller Orten diese verschiedenen Parteyen einander.

Da mittlerweile Karl von Anjou zur Krone von Neapel berufen worden, boten die Guelfen, welche zu Parma gesieget hatten, ihre Dienste diesem Prinzen an, und verschafften sich Schutz wider die florentinischen Gibellinen. Novello und die Gibellinen sahen die Gefahr ein, worin sie waren; als sie Mansfreds Niederlage erfuhren. Da sie also die Neigung der Florentiner wieder gewinnen wollten, wagten sie es, ihnen alle die Gewalt wieder einzuräumen, welche sie ihnen genommen hatten; und sie trugen sechs und dreyßig aus dem Volke erwählten Bürgern und zweyen bolognesischen Edelleuten die Verbesserung des Staates auf. Diese Verbesserer theilten die Stadt in Hand erkszünfte: sie ernannten für jede Zunft eine Obrigkeit: und gaben auch einer jeden eine Fahne, bey welcher sich alle die im Nothfalle stellen sollten, die das Alter hätten, die Waffen zu tragen. Dieser Zünfte waren anfänglich zwölf an der Zahl, sieben große und fünf kleine: diese letzten vermehrten sich hernach bis auf vierzehn, welches in allem ein und zwanzig machte.

Die Florentiner, welche sich erinnerten, daß man ihnen die Freyheit genommen hatte, und sahen, daß man sie ihnen nur zurück gab, weil man dazu gezwungen war, nahmen diese Wohlthat mit wenig Erkenntlichkeit an, und waren bedacht, sich wider Herren zu befestigen, welche

ihnen nur aus Noth nachgegeben hatten. Der Widerstand, den Novello bald fand, als er eine neue Steuer auflegen wollte, öffnete ihm die Augen. Er wollte seine Unbesonnenheit gut machen, und zum zweytenmal die Macht an sich ziehen; aber er begieng eine neue Unbesonnenheit, weil er das Volk mit Gewehr versehen hatte, und er wurde hinausgejagt. Nachdem Florenz also wieder frey geworden, rief man die Guelfen uud Gibellinen zurück, und man kam von beyden Seiten überein, die einander zugefügten Beleidigungen zu vergessen.

Aber die Parteyen vergessen nicht, oder zum wenigsten bringt die Eifersucht der Herrschaft sehr bald vergangene Beleidigungen ins Gedächtniß zurück, oder läßt neue begehen. Man erfuhr es, als Konradin in Italien ankam: die Gibellinen, des Schutzes dieses Fürsten versichert, schmeichelten sich ihre Macht bald wieder zu erhalten, und sie führten sich sogar mit einer Zuversicht auf, welche ihre Absicht verrieth. Inzwischen wurden sie selbst fast zu gleicher Zeit gezwungen, sich hinweg zu begeben, weil die Guelfen Hülfe erhielten, die ihnen Karl von Anjou schickte. Nach dem Abzuge der Gibellinen bekam die Regierung abermals eine neue Form.

So wie zu Rom, unterschied man in allen Republiken von Italien, drey Stände der Bürger, i nobili, i cittadini e i popolani. Weil aber in den Monarchien alle Stände sich unter

dem

dem Souveraine zu vermengen trachten, welcher sie verdunkelt, so haben wir keine Worte, die genau den Ausdrücken cittadini und popolani entsprächen. Es scheinet sogar im Anfange wunderbar genug, daß in Regierungen, worin die Menschen einander gleich zu seyn, sich am meisten bestreben, die Klassen auch am meisten unterschieden sind. Unterdessen hat dieser Unterschied nichts verhaßtes, weil er nothwendig ist; er hat sogar den Vortheil, den Nacheifer zu erhalten, welchen die Vermischung aller Stände zu vernichten suchet; und die Gleichheit erhält sich noch hinlänglich genug, wofern anders jede Privatperson auf die Oberherrschaft ein Recht hat.

Die Republik Florenz bestand also aus Edelleuten, aus Bürgern, und aus dem Pöbel. So werde ich mich ausdrücken; und wenn ich schlechthin das Volk sagen werde, verstehe ich alle drey Stände, oder allein die zwey letzten.

Man machte zwölf Häupter, welche zwey Monathe im obrigkeitlichen Amte seyn sollten, und nannte sie die guten Männer. Hernach machte man einen Rath von achtzig Bürgern, einen andern von hundert und achtzig aus dem Pöbel, dreyssig für ein Quartier; und diese zwey Räthe, mit den zwölf guten Männern vereinigt, machten den allgemeinen Rath aus. In diesen Rathsversammlungen überlegte und beschloß man das, was man zu thun hatte. Die vollziehende Macht aber war einem andern

Rathe anvertrauet, welcher aus hundert und zwanzig Personen bestand, die aus den dreyen Ständen genommen wurden, und der alle Aemter der Republik vergab. Machiavell sagt nicht, aus welchem Stande die zwölf guten Männer genommen wurden, noch ob das ganze Volk selbst alle obrigkeitliche Personen wählte, noch die Zeit, nach welcher man sie wieder erneuerte; und erkläret nicht genug, wie alle diese Rathsversammlungen mit einander verbunden waren, und sich im Gleichgewicht erhielten, da doch alles dieses Erläuterung erforderte.

Nach diesen Verordnungen machte man aus den Gütern der Gibellinen drey Theile. Der erste wurde zum Nutzen des Publikum eingezogen: der zweyte wurde den obrigkeitlichen Personen, Hauptleute genannt, angewiesen: und der dritte wurde den Guelfen gegeben, welche ausser dem an den Aemtern grossen Antheil hatten.

Die Gebrechen der neuen Regierung der Florentiner mögen gewesen seyn, wie sie wollen, so ist es wenigstens gewiß, daß deren Theile nicht genug verbunden waren, um einander wider die Gewalt der mächtigen Bürger zu unterstützen. Denn die Guelfen, deren Gewalt durch die Austreibung der Gibellinen zugenommen hatte, begiengen ungestraft alle Arten von Gewaltthätigkeiten; und die Obrigkeit war viel zu schwach die Gesetze im Ansehen zu erhalten.

Man mußte die Fehler der Regierung aufsuchen, und ihnen abhelfen: aber die guten

Männer

Männer hielten dafür, die Zurückberufung der Gibellinen würde das beste Mittel seyn, die Guelfen im Zaume zu halten. Man verbesserte also ein Uebel durch ein anderes, und die Gibellinen wurden zurück berufen. Anstatt der zwölf Oberhäupter machte man vierzehn, sieben von jeder Partey, und man beschloß, daß sie ein Jahr über regieren, und von dem Papste ernannt werden sollten. Dieser letzte Punkt war der Freyheit nicht vortheilhaft, diese Veränderung war aber durch die Vermittelung eines Legaten geschehen, welchen der Papst zum Statthalter des Reiches in Toskana gemacht hatte. Nur zwey Jahre dauerte diese Regierungsform.

Die Päpste, welche die Macht eines Fürsten vermehrten, wenn sie einen mächtigern fürchteten, und hernach den erniedrigten, den sie erhoben hatten, wenn sie ihn zu fürchten anfiengen: die Päpste, sage ich, hatten diese Statthalterschaft von Toskana Karln von Anjou, König von Neapel, schon gegeben und genommen. Ein französischer Papst, Martin der IV, gab sie ihm wieder. Alle diese Abänderungen gaben den Parteyen, welche geschwächt waren, neue Kräfte; und die Unordnungen, die daraus entstanden, machten eine abermalige Veränderung der Regierung nothwendig.

Daher errichteten 1282 die Zünfte, um den Gibellinen und dem ganzen Adel die Gewalt zu nehmen, statt der zwölf Regenten, drey Prio-

ren, welche zwey Monathe im Amte seyn sollten, und nur aus den Kaufleuten und Handwerkern konnten genommen werden. Die Zahl davon stieg hernach auf sechs, neun, und auch auf zwölf nach den Umständen. Man gab ihnen eine Leibwacht, einen Pallast, Officiers, und endlich den Titel Herren. Das Mißverständniß, welches unter den Edelleuten herrschte, begünstigte diese Einrichtung: denn während sie nur bedacht waren, die Gewalt einander zu nehmen, bemächtigten sich derselben die Bürger und der Pöbel; dergestalt, daß alle Edelleute von den obrigkeitlichen Aemtern sich ausgeschlossen befanden.

Die Ruhe, welche einige Zeit dauerte, erlöschte endlich die Parteyen der Guelfen und Gibellinen, deren Untergang die Kriege und Verbannungen schon sehr befördert hatten: aber andere Unordnungen entstanden aus der Eifersucht, welche sich jemehr und mehr zwischen dem Adel und dem Volke entzündete. Sehr bald beschimpften die Edelleute unaufhörlich die andern Bürger; und unterdessen konnte die Regierung sie oft nicht verurtheilen, weil niemand als Zeuge wider sie aufzutreten wagte; oder wenn sie sie verurtheilte, war sie nicht mächtig genug, ihre Urtheile ins Werk zu setzen. Also waren die Gesetze ohne Kraft.

Um der Regierung mit bewährter Hand beyzustehen, erwählte man einen Panierherrn (*), welcher

(*) un Gonfaloniere.

welcher aus dem Volke genommen wurde; und man gab ihm zwanzig Kompagnien, die tausend Mann ausmachten. Da dieses Gebiß noch zu schwach war, machte Johann Della Bella, obschon aus einem der größten Häuser, die Zünfte zu einer größern Reformation beherzt. Man verordnete also, daß der Panierherr bey den Herren beständig bleiben sollte; er bekam vier tausend Mann zu seinen Befehlen: man schloß die Edeln von der Regierung gänzlich aus, welche bis dahin immer davon Mitglieder zu seyn fortgefahren hatten, wenn sie Kaufleute waren: man machte ein Gesetz, nach welchem die, welche ein Laster begünstigten, eben so wie der schuldige bestraft werden sollten; und damit die Schwierigkeit Zeugen wider die Edeln zu finden, nicht Gelegenheit gäbe, daß die Laster unbestraft blieben, beschloß man, die Obrigkeiten sollten nach dem öffentlichen Gerücht allein urtheilen. Diese letzte Verordnung, welche alle Gerichtsformalitäten zu überschreiten berechtigte, beweiset, wie mangelhaft die Regierung war. Dergleichen, sogar in Monarchien verhaßte, Mittel sind nicht beschaffen, den Frieden in einer Repnblik zu versichern.

Auch war bald die ganze Stadt voll Unruhe. Johann Della Bella, an welchem sich der Adel rächen wollte, wurde angeklagt der Urheber eines Aufruhrs zu seyn; das Volk ergriff die Waffen, und erbot sich, ihn zu beschützen: er wollte aber lieber sich freywillig verbannen, als

dergleichen Anerbieten annehmen: es sey nun, daß er wenig Rechnung auf den Pöbel machte, oder, daß er von dem Elend, welches seinem Vaterlande drohete, nicht die Ursache seyn wollte.

Da die Edeln, nach diesem Vortheile, sich schmeichelten andere zu erlangen, begehrten sie von der Regierung die Unterdrückung der wider sie gemachten Gesetze. Das Volk ergriff die Waffen, sich diesem zu widersetzen; und man war auf dem Punkt zum Handgemenge zu kommen, als die klügsten der beyden Parteyen, nachdem sie ihre Vermittelung angeboten hatten, zuwegebrachten, daß ein eines Verbrechens angeklagter Edelmann nur auf die Aussage der Zeugen konnte verurtheilet werden. Auf diese Bedingung wurde der Friede geschlossen. Das Volk nahm inzwischen eine Verbesserung in der Regierung vor, weil es seine Regenten für den Adel zu parteyisch gefunden hatte.

Dies geschah zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, und der fast beständigen Verwirrungen ungeachtet, hatte sich Florenz ansehnlich vergrössert: es wurde durch Gebäude gezieret, es hatte in seinen Mauren dreyssig tausend wehrhafte Männer, man zählte deren siebenzig tausend auf dem Lande, und ganz Toskana gehorchte dieser Stadt, entweder als Unterthan, oder als Bundsgenosse. Was würden die Florentiner nicht gethan haben, wenn

sie

sie sich zu regieren gewußt hätten, oder wenn sie sich hätten regieren können?

Florenz hatte weder den Kaiser, noch eine andere fremde Macht zu fürchten: es war bestimmt, durch seine innerlichen Uneinigkeiten sich selbst zu Grund zu richten. Kaum schienen die Edeln mit dem Pöbel versöhnt, als der alte Haß, welcher sie selbst getrennt hatte, sich mit Wuth erneuerte. Dieses war der Ursprung von den zwey Parteyen, welche man die weiße und die schwarze nannte. Die erste wurde von den Cerchi, und die andere von den Donati, zweyen der mächtigsten Häuser unterstützet. Diese zwey Parteyen hatten zu Pistoia angefangen, wo sie schon die ganze Stadt in Uneinigkeit gebracht hatten: sie trennten auch noch Florenz und das ganze Land: und der Pöbel nahm daran Antheil wie der Adel.

Da unterdessen die Schwarzen, welche die schwächsten waren, von dem Papste Hülfe begehrt hatten, so wurde dieser Schritt als eine Verschwörung wider die Freyheit angesehen; und nachdem die Herren dem Volke die Waffen zu ergreifen befohlen hatten, verbannten sie Corso Donati mit einigen seiner Partey. Um zu zeigen, daß sie eine vollkommene Unparteylichkeit beobachteten, verurtheilten sie auch zu einer gleichen Strafe mehrere von der weißen Partey: aber bald hernach erlaubten sie ihnen wieder zurück zu kommen.

Da zu eben dieser Zeit Karl von Valois, Bruder Philipps des Schönen, wegen der Unternehmung auf Sicilien, womit er umgieng, sich zu Rom befand, brachte Corso Donati, welcher ihn für seine Absichten dienlich hielt, den Papst dahin, ihn nach Florenz zu schicken. Dieser Prinz war kaum angelangt, als die Weissen seine Gunst zu erhalten suchten. Von ihnen eingeladen, sich der Regierung zu bemächtigen, versah er seine Anhänger mit Waffen: das Volk griff zum Gewehr, um die Freyheit, welcher man drohete, zu vertheidigen: Donati und die andern Verbannten, von dem Schutze Karls versichert, kamen in die Stadt zurück; und die Weissen, welche sich dem Volke verhaßt gemacht hatten, wurden genöthiget sie zu verlassen.

Nachdem es Karln so schlecht gelungen, schickte der Papst einen Legaten, welcher die beyden Parteyen in etwas vereinigte, er schien sogar sie durch Heurathen zu versöhnen: weil aber die Schwarzen, welche sich der Regierung bemächtiget hatten, nicht gestatten wollten, daß die Weissen daran den geringsten Antheil hätten, dauerten die Unruhen fort, und vermehrten sich sehr bald. Mit der Eifersucht, welche die Weissen und Schwarzen theilte, vereinigte sich der Haß, der zwischen dem Adel und dem Volke wieder aufwachte: die Parteyen der Guelfen und Gibellinen erschienen abermals, und es vergieng fast kein Tag, daß man sich nicht in einem

Viertel der Stadt schlug. Wenn dieser innerliche Krieg bisweilen aus Ermüdung aufhörte, so fieng er bald wieder an. Dieser Zustand der Verwirrungen daurte mehrere Jahre, bis er endlich mit dem 1308 erfolgten Tode des Corso Donati sich endigte. Er war es, welcher vornehmlich die Aufruhren unterhielt: seine Ehrsucht war seinem Vaterlande um so schädlicher, als er vermögend gewesen wäre, demselben große Dienste zu leisten, und deren auch wirklich geleistet hat. Aber seine Anschläge kosteten ihm das Leben.

Die Ruhe war hergestellet, und das Volk hatte sogar einen Theil der Gewalt wieder erhalten; als Kaiser Heinrich der VII, durch die Gibellinen gereizet, über die Alpen gieng, und ihnen versprach, sie in vorigen Stand zu setzen. Die Florentiner, welche in diesen Umständen von Robert, Könige von Neapel, Hülfe begehrten, erhielten sie nur, da sie ihm ihre Stadt auf fünf Jahre überliessen. Heinrich starb mitten unter seinem Vorhaben 1313.

Inzwischen war die Hülfe immer nothwendig, weil Florenz an Uguccione della Fagivolla einen furchtbaren Feind hatte, welchen die Gibellinen zum Meister von Lucca und Pisa gemacht hatten. Weil aber alles in dieser Stadt eine Gelegenheit zur Uneinigkeit seyn mußte, so thaten sich Royalisten und Antiroyalisten hervor, und diese erwählten zu ihrem Haupte einen Strassenräuber Lando d'Agobbio genannt, wel-

welchem sein Anhang nur gar zu viel Gewalt einräumte.

Dennoch wurde Florenz wieder frey, und gegen eben diese Zeit verlor Uguccione Lucca und Pisa: unterdessen verursachte Castruccio Castracani, welcher diese zwey Orte ihm hinwegnahm, den Florentinern so viel Unruhe, daß sie ihre bürgerlichen Kriege verschoben. Dieses war ein junger Mann, welcher Talente mit Kühnheit verband, und ganz Toskana zu bedrohen schien.

Um sich wider diesen Feind zu vertheidigen, mußten die Florentiner sich abermals wegschenken; und sie wählten zu ihrem Herrn Karl, Herzog von Calabrien, einen Sohn des Königs Robert. Sie erlangten 1328. den Frieden und die Freyheit wieder, als Karl und Castruccio starben. Sie waren von innen ziemlich ruhig bis 1340, und während dieses Zwischenraumes beschäfftigten sie sich mit der Verschönerung ihrer Stadt. Aber hernach fiengen zwischen dem Adel und dem Volke die Mißhälligkeiten wieder an. Auf diese folgte ein blutiger Krieg wegen Lucca, wovon die Pisaner Meister blieben. Die Hülfe, welche man abermals von dem Könige von Neapel verlangt hatte, kam viel zu spät. Gaultier, Herzog von Athen, ein Franzos von Geburt, führte sie an, bemächtigte sich aller Gewalt, übte sie mit Tyranney aus, empörte das Volk, und war glücklich genug, mit der Flucht zu entrinnen.

Dieses

Dieses geschah 1343; und nun kam es darauf an, eine Gestalt der Regierung zu geben, welche sehr oft sich abgeändert hatte, und zu wissen, wie man sich gegen die Städte verhalten sollte, die sich die Unruhen von Florenz zu nutzen gemacht, und sich ihrer Herrschaft entzogen hatten. Es ist sehr schwer, daß eine Republik ihrer Oberherrschaft absage: aber in der Entkräftung, worin die Florentiner waren, war es ihnen noch schwerer Gewalt anzuwenden. Sie hatten die Klugheit zu merken, daß es besser ist, sich Freunde zu machen, als Unterthanen zu erhalten, welche sich zu empören immer bereit sind; und da sie diesen Städten erklärten, daß sie aller Oberherrschaft über sie absagten, verlangten sie allein ihre Bundsgenossen zu werden. Sie bewiesen dadurch, daß sie besser verdienten, andern zu befehlen, als sich selbst zu regieren. Eine sehr wunderbare Sache noch ist diese, daß alle Städte vorzogen, sich der Herrschaft der Florentiner wieder zu unterwerfen; welches zeiget, daß es besser war, ein Unterthan als ein Bürger von Florenz zu seyn. Dieser Zug, der in der Geschichte der einzige ist, machet das Lob und den Tadel von diesem Volke.

Wenn die Edelleute und das Volk hätten Bundsgenossen werden können, dann wäre die Republik von innen ruhig und von aussen blühend gewesen: aber dieses war die Klippe der Florentiner. Nach vielem Streiten kam man über eins, daß bey dreyen Herren allezeit einer

seyn sollte, welcher aus dem Adel genommen würde, und daß alle andere obrigkeitliche Aemter unter diesem und dem Volke gleich getheilt werden sollten.

Nachdem dieser Vergleich geschlossen war, theilte man die Stadt in vier Theile; man erwählte für jeden Theil drey Herren; und machte noch acht Räthe. Bey dieser Theilung befolgte man genau, was beschlossen worden war. Aber die Edelleute, immer ehrgeitzig allein zu herrschen, brachten das Volk bald zum Aufstande, und verloren das, was man ihnen bewilliget hatte.

Alsdann blieben nur vier Räthe und acht Herren. Man brachte die Zahl der ersten bis auf zwölf; und die Herren, deren Anzahl man nicht vermehrte, arbeiteten die Volksregierung recht zu befestigen. In dieser Absicht machten sie einen Gonfaloniere des Gerichts, sechzehn Gonfaloniere der Kompagnien, und reformirten die Rathsversammlungen dergestalt, daß alle Gewalt unter den Händen des Volkes war.

Die von obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossenen Edelleute faßten den Entschluß, das Ansehen durch die Gewalt wieder zu erlangen. Sie schafften sich Vorrath von Waffen herbey, befestigten sich in ihren Häusern, und suchten bis in der Lombarbey um Hülfe an. Ihre Zuversicht oder Erbitterung war so groß, daß sie nicht einmal daran dachten, ihre Absicht zu verbergen.

Daher nahm die Regierung auch ihre Maßregeln. Sie erhielt Hülfe von Perusa und Siena;

na; und alles Volk versammelte sich bewaffnet unter dem Gonfaloniere des Gerichts und unter den Gonfaloniere der Kompagnien. Die Edelleute, welche hätten überwinden können, wenn sie sich vereiniget hätten, und insgesammt über das Volk hergefallen wären, befestigten sich in verschiednen Gegenden, und hielten sich nur vertheidigungsweise. Sie wollten Meister von der Regierung werden und schienen nur darauf zu denken, daß sie nicht überwunden würden: aber sie wurden es, die einen nach den andern. Das Volk konnte sich in seiner Wuth nicht bändigen, es plünderte, sengte, riß die Häuser, Palläste und Thürne der Edelleute nieder, und schien in seinem Vaterlande wie ein barbarischer Ueberwinder zu handeln, welcher sogar den Namen seines Feindes zerstören will.

Nach diesem betrübten Siege wurde die Regierung wieder verändert. Man theilte das Volk in mächtige, mittelmäßige und in den geringen Pöbel. Man beschloß, daß man allezeit zwey Herren aus der ersten Klasse, und drey aus jeder der zwey andern nehmen, und daß der Gonfaloniere wechselweise aus einer der drey Klassen seyn sollte. Hernach erneuerte man alle Gesetze wider die Edelleute; und um sie noch mehr zu demüthigen, mengte man deren mehrere unter den Pöbel. Seit dieser Begebenheit konnte sich der Adel nicht mehr in die Höhe schwingen. Welches, sagt Machiavell, die Ursache war, daß Florenz sich nicht nur tapferer Männer, sondern

alles Edelmuths beraubte (*). In der That, Florenz verlor tapfere Bürger, oder machte sie unnütz, und dennoch wird es abermals durch Uneinigkeiten zerrüttet werden.

VI. Kapitel.

Beobachtungen über die Ursachen der Uneinigkeiten in Florenz.

Wenn zu Rom und zu Florenz die Uneinigkeiten ganz verschiedene Wirkungen hervorgebracht haben, so muß man die Ursache davon in den verschiednen Sitten suchen.

Als die Römer ihren Anfang nahmen, dachte man, die Menschen seyn gebohren um gleich zu seyn, das ist, um der Rechte des Bürgers, ein jeder in seinem Vaterlande, gleich zu genieſſen; dieses Vorurtheil, wenn es eines ist, war durchgehends ausgebreitet, nicht allein in Italien, sondern auch in ganz Europa. Man sah damals nur Städte, die von Obrigkeiten regiert wurden, oder wenn an einem Orte sich ein Bürger der obersten Gewalt anmaßte, so erhielt er sie nur so lang, als das Volk glaubte an ihm eine Obrigkeit zu finden, welche seine Rechte verehrte. Eine gröſſere Ehrsucht wurde ihm schädlich.

Man dachte ganz anders in dem dreyzehnten Jahrhundert, wo Florenz suchte, sich als eine Republik zu regieren. War damals ein Mann reich

(*) Il che fù cagione, che Firenze non solamente d'armi ma d'ogni generosità si spogliasse.

reich genug, eine Festung zu bauen, und einige Soldaten zu unterhalten; alsbald wurde er ein Herr, er erlangte alle Rechte des Stärkern über die, welche nur Häuser oder Strohhütten hatten: er veränderte dadurch auf einmal seine Natur, brachte ein edles Geschlecht hervor, und seine Abkömmlinge hatten nichts gemein mit denen, welche keinen solchen Ursprung hatten.

Weil die Menschen bestimmt sind, nach Meynungen ihr Verhalten einzurichten, so mußten zwey so verschiedene Arten zu denken, entgegen gesetzte Wirkungen hervorbringen.

Wie groß auch der Stolz der Patrizier nach der Vertreibung der Könige war, kamen sie doch nicht auf den Einfall, Schlösser zu befestigen, um ihre Ansprüche zu vertheidigen. Ein solcher Entwurf konnte ihnen nicht einmal in Sinn kommen; er war den angenommenen Meynungen zu sehr entgegen, und sie sahen gar zu wohl, daß er ihnen in der Ausführung mißlingen würde.

Da sie nicht besser, als das gemeine Volk bewaffnet und an der Zahl geringer waren, und ihre Häuser für sie keine Zufluchtsörter seyn konnten, war es ihnen unmöglich Gewalt zu gebrauchen. Es blieb ihnen also nur die Geschicklichkeit und die List übrig.

Da die Patrizier nicht wider das gemeine Volk die Waffen ergriffen, so bewaffnete sich das Volk nicht wider sie; und daher waren ihre Uneinigkeiten niemals blutig. Das Volk, über die Gewalt eifersüchtig, deren die Grossen

sich anmaßten, überläßt ihnen die Stadt, gänzlich versichert, man werde seiner nicht entbehren können, und es kömmt zurück, als es Obrigkeiten erhält, welche es beschützen sollen. Es war nicht natürlich, daß es andere Mittel anwendete, so lang es glaubte, daß diese ihm gelingen mußten. Es fuhr daher nach diesem Plane fort, und es gelang ihm abermals.

Die Patrizier, welche nur nach und nach wichen, fanden sich durch das, was ihnen blieb, schadlos gehalten, und behielten die Hoffnung eines Zufalles, wo sie wieder erlangen würden, was sie verloren hatten: in ihrem Unvermögen konnten sie nichts anders thun, als nachgeben und abwarten.

Das Volk, welches seine Stärke fühlte, fühlte auch, daß es nicht nöthig habe, sich derselben zu bedienen: weil es durch die Nothwendigkeit, worin man war seiner zu schonen, täglich mehr Macht gewann. Aber dieses Gefühl seiner Stärke machte auch, daß es nicht fürchtete, einen Theil der Gewalt unter den Händen der Patrizier zu sehen, deren Unvermögen es kannte. Es hatte also nicht den Ehrgeiz, sie aller Macht zu berauben; es begnügte sich dieselbe mit ihnen zu theilen, und gründete sich darauf, daß alle Bürger gleich seyn müssen. Diese Art zu denken und zu handeln hat so lang gedauert, als es in der Republik keine Menschen gegeben hat, welche mächtig genug waren, die Freyheit zu unterdrücken oder einen Versuch zu wagen; das

heißt,

heißt, so lang Rom arm war, und die reichsten wenig mehr als das nothwendige hatten.

Seit dem die Patrizier erkannten, daß sie des Volkes schonen müßten, und daß auf einer andern Seite das Volk, zufrieden nach und nach zu allen Aemtern zu gelangen, sich nicht vornahm sie ganz und gar davon auszuschliessen; so war es eine natürliche Folge, daß man immer von beyden Seiten suchte, die Uneinigkeit durch einen Vergleich zu endigen: da es keinem von beyden Theilen in Sinn kam, handgemeng zu werden, so kam auch keinem in Sinn, fremde Hülfe anzurufen, und mit dieser die Gegenparthey anzugreifen, welche sich nicht wider ihn zum Kriege rüstete. Dergleichen Gedanken mußten von den Römern sehr weit entfernt seyn. Da sie sich als ihres gleichen ansahen, oder zum wenigsten der schwächste sich schmeichelte, er könne dem mächtigsten einmal gleich werden, nahmen sie alle gleichen Antheil an der Erhaltung der Republik. Sie vergassen ihre Streitigkeiten, und sie vereinigten sich, wenn sie bedrohet wurden; weil der gemeine Mann, wie der Patrizier, sah, daß wenn sie aufhörte zu seyn, er selbst nichts mehr seyn würde. Die Uneinigkeiten waren also nicht so beschaffen, daß man das gemeine Beste aus dem Gesichte verlor. Im Gegentheile brachten sie einen jeden Bürger dahin, durch ausgezeichnete Dienste die Aemter zu verdienen, welche er suchte; und da sie den Nacheifer nährten, machten sie die Römer um so furchtbarer, je mehr sie

getrennt zu seyn geschienen hatten. Folglich wurden sie aus Gewohnheit kriegerisch, und Rom hatte so viel Soldaten als Bürger. Gesetzt, die Republik wäre ohne Uneinigkeiten gewesen, oder die Patrizier hätten endlich den Pöbel unterwürfig gemacht, so wird man urtheilen, daß sie dann nur aus Tyrannen und Sklaven bestanden hätte, und man wird begreifen, daß, anstatt Eroberungen zu machen, sie sich nicht lang hätte vertheidigen können. Mit Rom war es nicht, wie mit Carthago beschaffen: zu arm Soldaten zu kaufen, mußte es dieselben in seinen Bürgern finden; aber seine Macht war nur mehr versichert, weil so gar unglückliche Kriege eine kriegerische Republik nicht erschöpfen, und weil die glücklichsten Kriege eine handelnde Republik erschöpfen können.

Ein reiches Volk machet sich heut zu Tage Freunde und Bundsgenossen, wenn es den Nationen Geld giebt, welche keines haben; und weil es allezeit Truppen in seinem Solde hat, erhält es mit Besatzungen die eroberten Provinzen im Gehorsam. Die Römer, welche dergleichen Mittel nicht anwenden konnten, wurden genöthiget andere hervor zu suchen, und sie fanden bessere. Ich will hier von ihren Colonien reden, und von der Art, wie sie sich mit den Städten betrugen, welche sie sich unterwürfig gemacht hatten. Ich werde nicht wiederholen, was ich über diesen Gegenstand schon gesagt habe: ich werde allein bemerken, daß ihre Staats-

kunst,

kunst, welche man nicht genug loben kann, weniger eine Anstrengung ihres Geine's, als eine Folge von den Umständen war, die sie durchlaufen hatten. Durch Thaten, welche sie mit Ruhm überhäuft hatten, furchtbar geworden, liessen sie den überwundenen Völkern, die viel zu schwach waren, ein jedes insbesondere, das Joch abzuschütteln, nur die Hoffnung vortheilhaftere Bedingnisse zu erhalten; weil aber nicht alle gleich günstig behandelt zu werden verdient hatten, so konnten die Römer nicht allen gleiche Gnaden zugestehen. Sie hatten daher nicht viel nachzudenken, um auszusinnen, ein Volk durch Statthalter zu regieren, einem andern zu gestatten, daß es sich selbst regiere, und einigen den Namen Freunde, Bundsgenossen und so gar der Bürger zu geben. Was die Colonien anlangt, war deren Gebrauch älter als sie. Wenn wir nun auf die Florentiner kommen, werden wir sehen, daß sie nichts von dem haben thun können, was die Römer gethan haben, und daß sie im Gegentheile sind gezwungen worden, sich ganz verschieden zu betragen.

Zu Florenz konnte das Volk nicht, wie zu Rom, seine Ehrsucht dahin einschränken, die Aemter mit dem Adel zu theilen. Da es sah, daß die Edeln herrschsüchtig waren, daß sie sogar die Oberherrschaft für einen Vorzug ihrer Geburt hielten, und daß sie Festungen und Anhänger hatten, welche immer bereit waren die Waffen zu ergreifen, so mußte es fürchten, daß sie sich

aller Gewalt bemächtigen würden, wenn es ihnen nur einen Theil davon überliesse. Es war also in die Nothwendigkeit gesetzt, sich äusserst zu bestreben, um sie gänzlich von der Regierung auszuschliessen; weil der Adel bewaffnet war, so mußte es sich auch bewaffnen.

Diese blutigen Mißhälligkeiten konnten bisweilen verschoben, aber sie konnten niemals durch einen Vergleich geendiget werden, der die Ruhe auf eine lange Zeit hergestellt hätte; denn wenn ein Theil dem andern bisweilen nachgab, so geschah es aus Noth; weder der eine noch der andere wollte eine Theilung.

Eben die Eifersucht, die zwischen dem Adel und dem Volke ausbrach, mußte sich auch bey den verschiedenen Parteyen zeigen, welche die Edelleute theilten; und diese Parteyen mußten wider einander um die Regierung streiten, wie sie mit einander wider das Volk gestritten hatten. Man darf sich also nicht verwundern, wenn jede Partey bey dem Auslande Hülfe suchet, den Fremden herbey rufet, und lieber das Vaterland ihm überliefert, ehe sie einem andern Bürger gehorchet. Man sieht schon, daß alle Veränderungen dieser Republik aus diesen Ursachen entstehen werden.

Wie hätten, mitten in diesen Verwirrungen, die Florentiner die Staatskunst der Römer kennen sollen; und zu was hätte ihnen diese Kenntniß geholfen? Durch welche Gnadenbezeigungen konnte das immer durch seine Uneinigkeiten geschwäch-

schwächte Florenz sich die eroberten Städte verbindlich machen? Was konnte es ihnen anbieten? Und von was für Bürgern konnte es seine Colonien errichten, da es sich so wenig auf die verlassen konnte, welche es in seinen Mauern einschloß? Es war bestimmt, sich selbst nicht einmal erhalten zu können, und sich einem Herrn zu geben, um sich zu beschützen.

Es wird nichts destoweniger blühende Zeiten haben, weil es Bürger hat, die geschaffen sind die Gebrechen seiner Regierung zu überwinden: aber in seinem größten Wohlstande wird es niemals mächtig genug seyn, daß man seinen Schutz suchen sollte. Es wird sich Freunde und Bundsgenossen erkaufen: es wird allen seinen Nachbarn Geld geben; und es wird in Romagna kein so kleiner Herr seyn, welchem es nicht eines giebt. So wird es denen zinsbar werden, welche ihm zinsbar seyn sollten. Es wird blos darum ein anderes Betragen, als die römische Republik, annehmen müssen, weil, da seine Regierung ihm niemals erlaubt, seine Stärke in die Menge seiner Bürger zu setzen, es genöthigt seyn wird, die ihm fehlende Hülfe zu erkaufen. So betrug sich die Republik Venedig, welche durch die Eigenschaft ihrer Regierung wenig Soldaten unter ihren Bürgern fand. So haben sich die Kaiser betragen, welche bey dem Verfalle des Reiches ihre Unterthanen zu Grund richteten, um Barbaren Tribut zu bezahlen. Aber alle diese Völker, die sich also verhalten haben, haben bewie-

sen, daß man die Staaten nicht mit Gold vertheidigt.

Durch diese Vergleichung Roms mit Florenz sieht man, daß dem einen und dem andern nur das begegnete, was ihm natürlich begegnen mußte: und daß der erste Vortheil der Römer ist, in glücklichern Zeiten angefangen zu haben. Um vorauszusehen was aus einem Volke werden wird, ist es oft genug, seinen Anfang zu wissen: mehr ist nicht vonnöthen, um zu wissen, was aus einem Fürsten, oder aus einer Privatperson werden wird.

VII. Kapitel.

Fortsetzung von den Veränderungen in Florenz.

Florenz genoß einer Ruhe, welche es theuer erkauft hatte, als eine grausame Pest sechs und neunzig tausend Bürger ihm hinwegraffte. Obschon kaum von dieser Plage befreyet, war es unterdessen im Stande, sich wider Johann Viskonti, Erzbischof und Fürsten von Mayland zu vertheidigen, welcher es bis vor seinen Thoren bekriegte. Das Fürstenthum Mayland war seit ungefähr dreyssig Jahren bey dem Hause Viskonti. Sobald der Friede geschlossen war, fiengen zu Florenz die Uneinigkeiten wieder an.

Es gab in Italien eine Menge engländischer, französischer und deutscher Soldaten, welche die Kaiser, und die Päpste, die damals zu

Avi-

Avignon waren, zu unterschiedlichen Zeiten dahin geschickt hatten, um ihre Partey zu unterstützen. Diese Truppen, welche man zu bezahlen aufgehört hatte, streiften unter verschiedenen Anführern herum, und belegten mit Brandschatzung die Städte, welche zu schwach waren, sie zurück zu treiben. Es kam ein Trupp davon nach Toskana, und verbreitete Furcht und Schrecken in dieser Provinz. Die Florentiner machten alsbald zu ihrer Vertheidigung Anstalten, und die vornehmsten Bürger schickten sich auf ihre eigne Kosten zum Kriege an.

Von dieser Zahl waren die Albizi und die Ricci, zwey eifersüchtige Familien, wovon eine jede mit Ausschluß der andern zu den Aemtern allein gelangen wollte. Sie hatten bis dahin ihren Haß nur in den Rathsversammlungen gezeigt, wo sie einander gern widersprachen: aber da die ganze Stadt sich unter den Waffen befand, waren sie auf dem Punkt, handgemein zu werden: weil ein falsches Gerücht sich verbreitet hatte, daß sie gegen einander zögen, so zogen sie wirklich gegen einander, indem eine jede von beyden glaubte angegriffen zu werden: die Obrigkeit hatte viele Mühe sie zurück zu halten. Man sieht, daß die mächtigen Bürger den Geist des Adels angenommen haben, und daß sie nicht weniger gefährlich seyn werden.

Nachdem der Haß zwischen diesen beyden Familien ausgebrochen war, bestrebten sie sich mehr als jemals einander zu Grund zu richten.

Sie mußten aber verdeckt zu Werke gehen; weil die seit dem Untergange der Edelleute beynahe hergestellte Gleichheit, der Regierung mehr Stärke gab, und sie mehr verehrt machte.

Es war ein Gesetz vorhanden, welches die Gibellinen von allen obrigkeitlichen Aemtern ausschloß, und worauf man inzwischen nicht besonders mehr drang, seitdem diese schwach gewordene Partey aufgehört hatte, Mißtrauen zu erwecken. Uguccione Ricci unternahm es zu machen, daß man dieses Gesetz erneuerte, weil man den Verdacht hatte, die Albizi seyn von der gibellinischen Partey. Aber Peter Albizi parirte diesen Streich aus, da er das Begehren des Ricci unterstützte; und durch diese List entfernte er allen Verdacht so sehr, daß man ihm selbst auftrug, die neue Verordnung ins Werk zu setzen. Dem zufolge befahl er den Hauptleuten der Quartiere, die Gibellinen aufzusuchen, oder die, welche davon abstammeten, und sie zu warnen, daß, wenn sie jemals ein Amt anträten, sie in die Strafe des Gesetzes verfallen würden. Man gewöhnte sich damals, durch den Namen gewarnete, alle die anzuzeigen, welche von den obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen waren.

Man hatte 1357 und 1472 die Nachforschungen angefangen, und es waren schon mehr als zwey hundert gewarnte. Die Hauptleute mißbrauchten ihre Gewalt, und schlossen von den Aemtern alle die aus, welche sie auszuschliessen für gut fanden; und da sie nur ihre Leidenschaf-

schaften zu Rath zogen, beraubten sie die Republik der besten Bürger, und machten sich allen fürchtbar.

Nachdem Ricci zu einem der Herren erwählt worden, wollte er einem Uebel abhelfen, wovon er die Ursache war, und welches zum Vortheile seiner Feinde ausfiel. In dieser Absicht machte er, daß beschlossen wurde, es sollten den sechs schon aufgestellten Hauptleuten noch drey beygefügt werden, wovon zwey aus den geringen Handwerksleuten genommen, und die Bürger erst alsdann für Gibellinen gehalten werden sollten, wenn das Urtheil der Hauptleute durch vier und zwanzig hiezu ernannte Guelfen bestättiget worden wäre. Diese Verordnung that dem Mißbrauch der Warnungen anfangs Einhalt; man fand aber bald Mittel sie unnütz zu machen.

Seitdem der Adel all sein Ansehen verloren hatte, konnten die Edelleute nur zu Aemtern gelangen, nachdem sie unter die Volksklasse waren aufgenommen worden, und man bewilligte diese Gunst nur denen, welche der Republik Dienste geleistet hatten. Nachdem Benchi, aus dem Hause Buondelmonti, diese Gnadenbezeigung erhalten hatte, machte er sich die Rechnung, zu einem von den Herren erwählt zu werden, als man ein Gesetz heraus gab, welches von diesem obrigkeitlichen Amte sogar die bürgerlich gewordenen Edelleute ausschloß. Erzürnt sich in seiner Hoffnung getäuscht zu sehen, vereinigte

er

er sich mit Peter Albizi, und machte mit ihm Anschläge, um den Pöbel und alle die, welche ihnen entgegen seyn würden, von den Aemtern auszuschliessen. Alles gelang ihnen: sie nahmen ihre Maßregeln so gut, daß die Hauptleute und die vier und zwanzig ihnen gänzlich ergeben wurden, und die Warnungen fiengen mit mehr Unordnung als zuvor wieder an.

Als den Herren die Augen dieser Mißbräuche wegen aufgiengen, und ihnen über dies von den gutgesinnten Bürgern Vorstellungen gemacht wurden, ernannten sie sechs und funfzig Personen, um an der Verbesserung des Staats zu arbeiten. Nur Eine gutgewählte Person wäre hiezu nöthig gewesen, denn eine solche Sache ist keine Arbeit für mehrere. Diese Commission war eine Art von Diktatur, zu welcher man in den ausserordentlichen Fällen seine Zuflucht hatte. Die, denen man sie anvertraute, nannten sich uomini di balia, und sie legten das Amt nieder, so bald sie glaubten die Ordnung hergestellt zu haben.

Da die Republik mit den Parteyen entstanden war, konnte man vorsehen, daß sie sich niemals nach der Absicht des gemeinen Bestens richten, daß die herrschende Partey allezeit Gesetze vorschreiben, daß sie dieselben für sich allein machen würde; und daß, da sie sich bald theilte, neue Parteyen entstehen würden, welche neue Verwirrungen hervorbrächten. Diese Regierung war ein Gebäude, welches man aus

dem

dem Grund hätte wieder aufbauen müssen: weil man schlecht angefangen hatte, hätte man wieder anfangen, und vor allem den Parteygeist ausrotten sollen. Ich weiß nicht, ob die Sache möglich war: aber die sechs und funfziger dachten nicht daran. Sie machten es noch ärger, denn anstatt die zwey Parteyen zu versöhnen, oder sie durch gute Verordnungen zurück zu halten, wollten sie nur beyde schwächen. Sie verbitterten dadurch alle beyde, und sie griffen die Sache so ungeschickt an, daß sie die Macht der Albizi vermehrten,

Während die Florentiner so uneinig waren, wurden sie von den Pisanern, Lukesern und dem Patriarchen von Aquileja nach und nach bekriegt: und die Legaten Gregorius des XI, welche noch zu Avignon waren, fiengen einen Krieg an, der ihnen mißlang, und dem Parteygeiste neue Kräfte gab. Sie schickten Truppen nach Toskana, die ganze Erndte zu verheeren, da sie den Hunger vermehren wollten, welcher sich schon in dieser Provinz verspüren ließ, und dieselbe hernach leicht zu erobern hofften. Zum Glücke waren dies fremde Soldaten, welche gern aus dem Päpstlichen Solde in den Sold der Florentiner übergiengen. So hatte die Republik ihr Heil ihrem Gelde zu danken, wie es damals der Gebrauch war.

Nachdem sie nichts mehr befürchtete, und sich bey Kräften befand, wollte sie sich rächen. Da sie also mehrere Städte des Kirchenstaates zur Em-

Empörung gebracht, und eine mächtige Verbindniß gemacht hatte, führte sie drey Jahre über Krieg mit gutem Fortgange.

Dieser Krieg brachte die Partey der Ricci wieder in die Höhe, weil man die Führung davon acht Bürgern anvertraute, welche allezeit erklärte Feinde der Guelfen, und folglich den Albizi entgegen waren. Man war mit ihnen so zufrieden, daß man sie von einem Jahre zum andern bey der Führung des Kriegsheeres bestättigte; und während man sie am Päpstlichen Hofe die excommunizirten nannte, wurden sie zu Florenz die Heiligen genannt. Unterdessen ließ Gregorius ein Interdikt über die Republik ergehen verurtheilte alle Bürger zur Sklaverey, und schenkte ihre Güter dem, der sie wollte, oder der sie nehmen könnte. Aber Urban der VI, sein Nachfolger, bewilligte ihnen 1378. den Frieden und hob den Kirchenbann auf.

Alsdann waren die beyden Parteyen die eine auf der andern Untergang bedacht. Von der Partey der Guelfen, oder der Albizi waren alle alt adelichen und der größte Theil der mächtigen Bürger mit den Hauptleuten der Quartiere, welche man viel mehr ehrte und fürchtete als die Regierung selbst. Von der andern Partey waren die acht Obersten des letzten Krieges, alle Bürger von einem weniger beträchtlichen Vermögen, die Ricci, die Alberti und die Medices. Der übrige Pöbel, bald der einen bald der andern Partey anhangend, vermehrte allezeit die Vergnügten.

Die

Die Guelfen, in Erwägung, daß die Wahnungen den größten Theil des Volkes wider sie empörten, waren bedacht die aus der Stadt zu jagen, welche sie schon von den Aemtern ausgeschlossen hatten, und die ganze Republik zu ihrer Partey allein zu bringen. Wenn ihnen dieses gelungen wäre, würden sie sich selbst sehr bald getrennt haben. Da man aber zur That kommen sollte, zauderten sie, und unterdessen wurde Silvestro Medices Gonfaloniere, ungeachtet alles ihres Widerspruches.

Medices, welchem diese Stelle eine fast unumschränkte Gewalt gab, versammelte die Herren und den Rath, und brachte ein Gesetz in Vorschlag, welches die Verordnungen wider die Grossen erneuerte, die Gewalt der Hauptleute verminderte, und den Gewarnten den Zutritt zu den Aemtern eröffnete. Zu gleicher Zeit machte Benedikt Alberti, daß das Volk die Waffen ergriff um alle Widersetzung zu überwinden; da also die Versammlung der Herren und der Rath nichts mehr zu berathschlagen hatten, wurde das Gesetz angenommen.

Aber man bewaffnet nicht ungestraft einen aufrührischen Pöbel. Mehrere Häuser der Guelfen wurden ausgeraubt oder abgebrannt; man gieng so gar in die Klöster, die Güter herauszunehmen, welche einige Bürger darin verborgen hatten; und diese Unordnungen wurden begangen, als der Rath, der ihnen vorkommen wollte, den Herren, den Versammlungen,

den Achten, den Hauptleuten und den Syndiken der Künste die Gewalt gab, den Staat zu jedermanns Zufriedenheit zu verbessern. Der Aufruhr endigte sich erst mit dem Tage.

Die, welche zur Verbesserung ernannt waren, schufften die Gesetze ab, die die Guelfen wider die Gibellinen gemacht hatten; sie erklärten einige der Häupter dieser Partey des Aufruhrs schuldig; und sie erlaubten den Gewarneten, daß sie in drey Jahren zu obrigkeitlichen Aemtern gelangen konnten. Aber da dieselben über diesen Aufschub mißvergnügt waren, versammelten sich die Zünfte wieder, also daß die Regierung und der Rath gezwungen wurden zu bewilligen, daß inskünftige niemand von den Aemtern könne ausgeschlossen, noch als ein Gibelliner gewarnt werden. Diejenigen inzwischen welche, der Diebstähle und des Mordbrennens wegen, zur Strafe gezogen zu werden fürchteten, bewaffneten von neuem den Pöbel, und um den verdienten Strafen zu entgehen, raubten und brennten sie abermals. Die obrigkeitlichen Personen, welche den Aufstand nicht vorgesehen, oder ihre Maßregeln schlecht genommen hatten, erschracken, und nachdem sie sich einer nach dem andern flüchteten, überließen sie die Regierung den Rebellen, die sich derselben bemächtigten.

Als die schlechtesten des Volkes Meister von der Republik waren, so schalteten sie über alles mit solchem Eigensinne und solcher Verwirrung, daß sie Gnaden an mehrere von denen austheilten,

deren

deren Häuser sie abgebrannt hatten, und auch an einige gute Bürger. Ein solcher war Silvestro Medices, welchen sie zum Ritter machten.

Sie nahmen zum Gonfaloniere Michael de Lando, einen Wollkämmer: dies war ein Mann, welcher Vernunft und Standhaftigkeit besaß. Gleich anfangs machte er den Unordnungen Einhalt, setzte die obrigkeitlichen Personen ab, machte neue Herren, und theilte das Volk in drey Klassen. Weil er unterdeßen den mächtigsten Bürgern sich günstig bezeigte, so empörten sich wider ihn so gar die, welche ihn zum Gonfaloniere gemacht hatten; aber er wußte bald sie zu ihrer Schuldigkeit zurück zu treiben.

Das Volk schämte sich selbst seiner Obrigkeiten, welche es sich gegeben hatte, griff wieder zu den Waffen, und verlangte, daß keiner aus dem Pöbel in die Gesellschaft der Herren kommen sollte. Um es zu befriedigen, machte man eine neue Verbesserung, und man behielt in den Aemtern nur Lando und einige andere, welche Verdienste gezeigt hatten. Die Aemter wurden hernach unter den großen und kleinen Zünften getheilet, doch so, daß die geringen Handwerksleute mehr Gewalt und Ansehen hatten als die vornehmsten Bürger: zum wenigsten behielt aber der Pöbel keinen Antheil an der Regierung.

Um die Parteyen nicht zu vermengen, werde ich die Bürger in mehrere Klassen theilen, ohne den alten Adel darunter zu begreifen. Ich

werde die vornehmsten und alle die, aus welchen die großen Zünfte bestanden, Bürger nennen. Durch die Gemeinen werde ich die kleinern Zünfte verstehen, und die welche noch darunter sind, werde ich in den Pöbel setzen, wodurch ich die schlechtesten Handwerksleute und das geringste Volk verstehe.

Die Bürger sahen mit Reue, daß die Gemeinen das mehreste Ansehen hatten, und inzwischen suchten diese ihre Gewalt noch zu vermehren. Der Pöbel fürchtete auch nur die geringsten Freyheiten zu verlieren, welche er erlangt hatte; die alt adelichen endlich späheten die Gelegenheit aus, sich unter den Verwirrungen wieder empor zu schwingen, und waren auf der Seite der Bürger.

Aus diesen verschiedenen Interessen entstand beständig neuer Verdacht. Alle Parteyen beobachteten einander mit gleichem Mißtrauen: oft handgemeng, immer bereit zu den Waffen zu greifen, schlugen sie sich bisweilen in mehrern Quartieren der Stadt zu gleicher Zeit herum. Man warnte, man verbannte, man ließ Bürger hinrichten; und der unschuldigste war ein Opfer eines Feindes, welcher ihn seinem besondern Hasse, unter dem Vorwande des gemeinen Bestens, aufopferte. Diese Unordnungen dauerten drey Jahre, das ist, bis 1381. da die Bürger das Uebergewicht erlangten. Alsdann unterdrückte man zwey Zünfte, welche zu Gunst des Pöbels waren errichtet worden, man beraubte die Gemeinen

meinen des Rechtes, wenn die Reihe an sie kam, einen Gonfaloniere aus ihrem Mittel zu ernennen: man gestattete ihnen nicht mehr als den dritten Theil der obrigkeitlichen Aemter zu besitzen: und um sie noch mehr zu schwächen, brachte man die Vornehmsten unter ihnen zur Klasse der Bürger.

Diese neue Regierung war nicht weniger verhaßt, die Bürger verfolgten durch die Warnungen oder Verbannungen alle die, welche sie im Verdacht hatten, daß sie ihre Aufführung mißbilligten, oder die Gemeinen begünstigten; und die Republik wurde also hin und her bewegt bis 1387, als die Gemeinen dahin gebracht wurden, nur den vierten Theil der Aemter zu besetzen. Dann war die Ruhe von innen hergestellt, deren man bis 1393 genoß: aber ein Krieg, welcher 1390 ausbrach, und nur 1402 sich endigte, schien die Republik ihrem Untergange sehr nahe zu bringen.

Der Feind, der sich so furchtbar machte, war Galeazo Viskonti, Fürst von Mayland, welchem Wenzeslaus den Titel eines Herzogs beygelegt hatte. Nachdem er sich die Lombardey unterwürfig gemacht, wollte er Toskana erobern, und sich als König von Italien erkennen lassen. Es hat wenig gefehlt, daß ihm sein Entwurf nicht gelungen ist.

Die Florentiner, welche sich herzhaft vertheidigten, machten anfänglich ein Bündniß mit den Bolognesern, den Fürsten von Ferrara,

von Mantua, von Padua, von Ravenna, von Faenza, von Imola, und den Herren von Forli und Malateſta. Sie verbanden ſich hernach mit den Venetianern; und einige Zeit darauf kam ihnen Kaiſer Robert, Nachfolger des Wenzeslaus, zu Hülfe. Endlich fanden ſie noch einen Bundsgenoſſen an Bonifacius IX, welcher die Städte wieder erlangen wollte, die der Herzog von Mayland ihm hinweggenommen hatte. Wider ſo viele Feinde hatte Viſkonti einen guten, jedoch mit Unglücksfällen vermiſchten Fortgang. Er war Herr von Bologna, Piſa, Peruſa, Siena, und hoffte es bald von Florenz zu werden, wo er ſich als König von Italien wollte krönen laſſen; aber der Tod zernichtete alle ſeine Entwürfe.

Während dieſes Krieges verurſachten neue Unruhen, welche man ſtillen wollte, noch größere. Die Gemeinen, erzürnt über die Schärfe, mit welcher man einige Handwerksleute behandelt hatte, ergriffen die Waffen, und luden Veri Medices ein, ſich der Regierung zu bemächtigen, und ſie von den Tyrannen zu befreyen, welche ſie plagten. Dieſer Bürger wäre ſouverain in ſeinem Vaterlande geweſen, wenn er gewollt hätte: aber er wollte lieber Mittler zwiſchen dem Volke und der Regierung ſeyn, und ſtillte den Aufruhr. Die Herren führten ſich nicht eben ſo klug auf: denn, nachdem ſie zwey tauſend Mann geworben hatten, um ſich gegen neue Aufruhren vorzuſehen, verdoppelten ſie ihre

Gewalt-

Gewaltthätigkeiten. Sie verbitterten dadurch die Gemüther, und beleidigten den Medices, welchen sie dem Volke verdächtig machten.

Nach dem Tode des Herzogs von Mayland waren die Florentiner von innen und aussen acht Jahre über ruhig. Hernach fieng der Krieg an mit Philipp, dem Sohne des Galeazo Viskonti: ein Krieg, welcher durch den 1427 gemachten Frieden ausgesezt, aber nur 1441 gänzlich geendet wurde. Die Florentiner führten ihn mit Ruhm: denn er verhinderte sie nicht Arezzo, Siena, Pisa, Cortona, Livorno und Montepulciano zu erobern; und wenn sie weniger uneinig gewesen wären, hätten sie noch andere Eroberungen gemacht. Unterdessen hatte sie Ladislaus in große Gefahr gesezt, und sie hätten vielleicht ihre Freyheit verloren, wenn nicht dieser König für sie, wie Galeazo Viskonti, zur rechten Zeit gestorben wäre.

Die Unruhen wurden besonders durch die Steuern verursachet, welche man, um den Krieg zu unterhalten, auflegen mußte. Sie vermehrten sich durch die Strenge derjenigen, welche diese Steuern erhoben, und der Stolz der Bürger, die den größten Antheil an der Regierung hatten, verbitterte noch mehr die Gemüther. Inzwischen fühlte der Pöbel seine Kräfte, er murrete; er wurde von Zeit zu Zeit kühn; er schien einen Anführer zu suchen; und er konnte in den Medices einen finden, welche, vom Va-

ter auf den Sohn, leutselig, großmüthig und gemein, schon durch ihre Reichthümer mächtig waren, und es täglich mehr wurden, weil sie sich bey allen Liebe, und bey denen, welche sie fürchteten, Ehrfurcht verschafften.

Die Bürger kamen auf den Gedanken, daß, wie man sich der Gemeinen bedient hatte zur Erniedrigung der Edelleute, man sich dieser gedemüthigten Edeln bedienen sollte, um die kleinen Zünfte ihrer Gewalt zu berauben: aber man sah ein, daß man diesen Entwurf nicht ausführen könnte, wenn Johann Medices ihm entgegen wäre, und man trug ihm denselben vor.

Medices hielt dafür, es sey kein Vortheil dabey, denen die Ehrenstellen wieder einzuräumen, welche, da es ihnen zur Gewohnheit geworden, sich derselben beraubt zu sehen, so entfernt waren, sich zu regen, daß sie sogar nicht mehr daran dachten, sich zu beklagen; daß im Gegentheile, mehr Gefahr dabey sey, sie denen hinweg zu nehmen, die sie erlangt hatten, und sich zu deren Behaltung berechtigt glaubten; daß den einen die Beleidigung empfindlicher seyn würde, als den andern die Wohlthat; daß man folglich dem Staate viel mehr Feinde als Freunde machen würde; und daß, wenn die, welche diesen Entwurf machten, durchdringen könnten, der Pöbel bald neidische Bürger finden würde, die sich seiner bedienen würden, um sie zu stürzen. Er schloß, daß wenn die Parteyen nicht nähren und vermehren woll-

wollte, es am klügsten wäre, an der Regierung nichts zu ändern, und an der Versöhnung der Gemüther zu arbeiten.

Als diese Berathschlagungen bekannt wurden, vermehrte sich das Ansehen des Medices, und der Haß wider die, deren Vorhaben er Einhalt gethan hatte. Mehrere seiner Freunde hätten gewünschet, daß er mit Verfolgung seiner Feinde und Begünstigung seiner Anhänger seine Macht vergrössert hätte: von einem solchen Betragen war er weit entfernt.

Weil die Steuern so ungerecht vertheilt waren, daß sie auf die weniger reichen zurückfielen; so wurde eine Verordnung vorgeschlagen, vermög welcher die Bürger nach dem Verhältniß ihres Vermögens sollten belegt werden. Die Reichen widersezten sich: Medices allein billigte sie, und brachte sie zu Stande. Da aber das Volk verlangt hatte, daß man in den vorhergehenden Zeiten nachsuchen, und die, welche nicht nach diesem Verhältnisse waren angelegt worden, zur Bezahlung anhalten sollte, zeigte er wie verhaßt es sey, einem Gesetze eine zurückwirkende Kraft zu geben, und überredete es, einer Sache abzusagen, welche den Familien mehr Schaden als dem gemeinen Schatze Nutzen brächte. So wußte er, indem er dem Volke zugestand, was billig war, ihm Einhalt zu thun, wenn es zuviel verlangte; und durch solche Mittel erstickte seine Klugheit oft den Parteygeist. Er starb 1428 durchgehends bedauert.

Er hatte niemals Parteyen errichtet, und wenn er das Haupt von der Republik zu seyn schien, so waren seine Tugenden allein daran Ursach. Wenig furchtbar durch das Böse, welches er thun könnte, wurde er gefürchtet, weil er geliebt und geehret wurde. Ohne Eifersucht, ohne List lobte er die guten Bürger, beklagte die schlimmen, liebte alle: er suchte keine Ehrenstellen, und gelangte zu allen. Endlich hinterließ er große Reichthümer, und einen noch grössern Ruhm: ein Erbtheil, welches durch Cosmo, seinen Sohn, erhalten, und sogar vermehrt wurde.

Die Medices machen fast, daß ich vergesse von den Unruhen zu Florenz zu reden. In der That habe ich genug davon gesagt, um die Gebrechen von der Regierung dieser Republik kenntbar zu machen, und ich halte mich bey einer Familie auf, deren Geschichte wichtig wird. Dieses Haus, welches anfängt, und das bisher nur Kaufleute hervorgebracht hat, schwinget sich zu einer jenen Häusern gleichen Höhe, die eine lange Reihe von Souverains zählen; und man wird für die Medices eingenommen seyn, so lang sie tugendhaft seyn werden.

Cosmo, mächtig und tugendhaft, wie sein Vater, erregte die Eifersucht der ehrsüchtigen Bürger. Sie hatten ein sehr sicheres Mittel sein Ansehen zu schwächen; dieses war, leutselig, mitleidig und großmüthig zu seyn, und das Vaterland zu lieben. Das Volk hätte sich un-

ter seine Wohlthäter getheilt, ohne sich für den Vortheil eines einigen vorzüglich zu vereinigen; und dergleichen Parteyen würden keine Unruhen verursachet haben.

Da aber die Feinde des Cosmo ihm aus seinen Reichthümern, und aus der Liebe, welche das Volk für ihn hatte, ein Laster machten, ließen sie ihn vor die Herren vorladen, unter der Beschuldigung, er strebe nach der Oberherrschaft. Cosmo, der sich nichts vorzuwerfen hatte, hätte dergleichen Befehl verachten können: er wollte lieber gehorchen, und stellte sich, wider den Rath seiner Freunde. Er wurde in einem ausserordentlichen Rathe von zwey hundert Personen verbannet, wo die einen zur Verbannung, andere zum Tode ihre Stimmen gaben, und die meisten schwiegen.

Nach der Abreise dieses Bürgers schienen seine Feinde eben so erstaunt, als seine Anhänger. Sie sahen, daß, da sie ihm schaden wollten, sie die Liebe, welche man zu ihm trug, vermehret, und sich den allgemeinen Unwillen zugezogen hatten. Sie zerarbeiteten sich mit Projekten, sie wußten nicht, welche Partey sie ergreifen sollten; sie führten sich verwegen auf; bis endlich das versammelte Volk einen Rath ernannte, welcher den Medices zurück berief, und seine Feinde aus dem Land verwies. Im Jahr 1434, ungefähr ein Jahr nach seiner Verbannung zog er wieder in Florenz ein, mitten unter dem freudigen Zurufen des Volkes, welches

ihn seinen Wohlthäter und den Vater des Vaterlandes nannte.

Er konnte mehr als jemals auf die Liebe seiner Mitbürger Rechnung machen, und er fürchtete nichts von seinen Feinden, welche die Landesverweisung auf eine kleine Anzahl herunter und außer Stand gesetzet hatte, sich zu regen. Es ist wahr, daß es die Republik vieles gekostet hatte: aber das Verhängniß von Florenz war, durch Parteyen zerrissen zu werden, oder den Frieden nur mit dem Verluste eines Theiles seiner Bürger zu erkaufen. Ein und zwanzig Jahre über, seit 1434 bis 1455, wurde alle Gewalt einer ausserordentlichen Kommission vertrauet; das ist, einer kleinen Zahl jener obrigkeitlichen Personen, welche man uomini di balia nannte. Diese Kommission, welche allezeit nur auf eine beschränkte Zeit war, wurde sechsmal durch das versammelte Volk erneuert, und jederzeit den Medices und denen, welche ihnen angenehm waren, bestättiget. Cosmo, welcher das Haupt davon war, übte also eine Art von beständiger Diktatur aus, und war der Fürst der Republik.

Das Volk, unter dieser Regierung glücklich, dachte nicht darauf seine Macht wieder zu bekommen: als aber die widrige Partey, verloschen oder gänzlich gedemüthiget, nicht mehr zu fürchten war, fiengen die Anhänger des Cosmo an uneinig zu werden. Wegen seiner Macht eifersüchtig, wollten die vornehmsten sie vermin-

dern,

dern, und schlugen vor, die Kommission nicht mehr zu verlängern, und die alten Obrigkeiten wieder einzusetzen.

Cosmo hätte sich durch die Gewalt erhalten können: er zog vor die Freyheit der Bürger in Ehren zu halten, über das konnte er vorsehen, daß man wieder zu ihm kommen würde. Man führte also die alte Regierungsform wieder ein, und alle Familien glaubten viel zu gewinnen, weil sie die Hoffnung hatten, nach der Reihe zu den Aemtern zu gelangen.

Die, welche diese Veränderung am meisten gesucht, erkannten bald, daß sie mehr als Medices verloren hatten; denn sie wurden weniger geachtet. Die Hoffnung mit ihm die Ehrenstellen zu theilen, ersetzte ihnen die Abhängigkeit vom Pöbel nicht, worin sie sich begeben hatten. Sie luden ihn sehr bald ein, die Macht wieder zu übernehmen, und sie aus ihrer Erniedrigung herauszuziehen, darein sie durch ihren Fehler gefallen waren. Cosmo antwortete, daß er es gern thun wolle, wofern es ohne Gewalt geschähe, und die Bürger die Freyheit hätten, die Kommission zu bewilligen, oder zu verweigern.

Diese Sache war von einer Beschaffenheit, daß sie nur in einer Versammlung des Volkes konnte verhandelt werden. Derohalben trug man den obrigkeitlichen Personen vor, es zusammen zu rufen: dieses war aber ohne Erfolg; und Cosmo sah mit Vergnügen die Hindernisse so die fanden, ihm die Gewalt wieder einzuräumen, welche ihn hatten derselben berauben wollen.

Er

Er weigerte sich selbst diese Versammlung zu begehren, so sehr sie auch deßwegen in ihn drangen. Donato Cocchi glaubte den Vortrag davon der Regierung machen zu können, weil er Gonfaloniere des Gerichts war; aber Medices veranstaltete, daß er so sehr ausgehöhnt wurde, daß er darüber von Sinnen kam.

Da er unterdessen nach der Regierung strebte, so wäre es nicht klug gewesen, ein dergleichen Betragen noch länger zu behalten. Daher als Lukas Pitti, ein unternehmender und kühner Mann, auf den Cocchi folgte, hielt er für dienlich ihn machen zu lassen; indem er gedachte, daß wenn der Versuch nicht gut ausfiele, aller Tadel auf diesen Mann fallen würde.

Pitti drang durch, aber nur mit Gewaltthätigkeit. Inzwischen, um zum wenigsten den Namen der Freyheit zu lassen, da er die Sache selbst hinweg nahm, wollte er, daß die Vorsteher der Künste sich Vorsteher der Freyheit nannten; und damit es schien, der Himmel trage zu seinem Unternehmen bey, ließ er öffentliche Processionen halten, ihm für diesen glücklichen Erfolg zu danken. Das Volk kam haufenweis auch ihm seine Danksagung zu bezeigen. Man machte ihn zum Ritter: die Regierung, Medices und die vornehmsten Bürger machten ihm ansehnliche Verehrungen, und von diesem Tage an ward er reich und mächtig.

Diese neue Regierung war hart und tyrannisch, weil Pitti befahl. Cosmo, durch Al-

ter und Krankheiten geschwächt, konnte nicht mehr den vorigen Antheil an den Geschäfften nehmen. Er starb acht Jahre hernach 1464. Man grub auf seinen Leichenstein, Vater des Vaterlandes; ein Titel, welchen seine Tugenden in die Herzen gegraben hatten. Obwohl er auf einige Weise dreyßig Jahre über Herr der Republik gewesen, zeigte er sich niemals anders als ein bloßer Bürger; und wenn er immer über die andern zu seyn schien, so war er es weniger durch seine Gewalt, als durch seine Wohlthaten.

Peter, Sohn des Cosmo, war kränklich, folglich zu den öffentlichen Geschäfften wenig tüchtig, und so gar außer Stande, seine häuslichen Angelegenheiten zu besorgen. Er vertraute die einen und die andern dem Diotisalvi Neroni, einem mächtigen Bürger, dessen Rathschläge zu befolgen ihm sein Vater angerathen hatte. Neroni empfand bald die Ehrbegierde durch den Untergang dieses Hauses sich zu erheben, und er verleitete den Peter zu Handlungen, welche ihm sehr viele Bürger abgeneigt machten.

Da die Kommission an dem war, zu Ende zu gehen, wollten die Feinde der Medices sich das Mißvergnügen des Volkes zu nutzen machen, damit sie nicht mehr fortgesetzt würde: aber einer von ihnen entdeckte alles, und die Gegenpartey war mächtig genug ihre Anschläge zu zernichten. Alsdann machten sie den Entwurf den Peter zu ermorden, um hernach allen seinen Anhängern den Muth zu benehmen, sie

brach-

brachten den Markgrafen von Ferrara in ihre Verschwörung, und er versprach ihnen mit seinen Truppen zu ihnen zu stossen.

Peter, welcher damals auf seinem Landgute krank lag, erfuhr es bald genug, um ihnen vorzukommen. Er bewaffnete sich und kam nach Florenz, wo alle die, welche ihm ergeben waren, sich bestrebten ihm ihren Eifer zu zeigen. Die Verschwornen, die noch nicht alles zubereitet hatten wurden unversehens überrascht. Man mußte nachgeben, und auf einen Vergleich denken. Man versammelte sich bey dem Medices, sie kamen selbst dahin, und unterstanden sich ihm vorzuwerfen die Waffen ergriffen zu haben. Er rechtfertigte sich, da er das Geheimniß von der Verschwörung offenbarte: er zeigte, daß er sich nur zu seiner Vertheidigung bewaffnet habe; er setzte hinzu, daß er, von Geschäfften befreyt, der Ruhe zu geniessen wünschte, und daß er folglich eine Regierungsform, so wie sie die Regierung nur einführen wollte, billigen würde. Man gieng von einander, ohne etwas zu beschliessen. Wenige Zeit hernach 1466, berief Robert Lioni, welcher Gonfaloniere geworden, das Volk zusammen, und machte, daß man die Kommission fortsetzte. Dann wurde die Gegenpartey gänzlich vernichtet: die einen entflohen, andere wurden des Landes verwiesen, oder mit dem Tode bestraft, und die Macht der Medices fand sich mehr als jemals befestiget.

Peter,

Peter, welcher durch sich selbst die Regierung nicht besorgen konnte, wußte wohl, daß man seinen Namen mißbrauchte das Volk zu drücken. Vergeblich wollte er die Mißbräuche abstellen: alle seine Bemühungen waren unnütz. Er starb, als er sich vornahm die Verbannten zurückzurufen, um selbst denen von seiner eignen Partey ein Biß einzulegen. Er hinterließ zwey noch sehr junge Söhne, Lorenz und Julian.

Als Thomas Soderini, welcher damals zu Florenz und in ganz Italien sehr angesehen war, sah, daß man zu ihm kam, als zu dem Manne, welcher inskünftige das Haupt der Republik seyn sollte, versammelte er die vornehmsten Bürger in das Kloster des heil. Antonius, und ließ den Lorenz und Julian dahin kommen. Da untersuchte er die Vortheile des Vaterlandes, und betrachtete, was es in sich selbst war, und wie es sich mit seinen Nachbarn verhalten sollte. Er zeigte, daß es nur in so weit mächtig seyn würde, als es vereiniget bliebe, und da er bewies, daß man neue Parteyen würde entstehen machen, wenn man die Regierung in eine andere Familie bringen wollte, so beschloß er, man müsse sie den Medices laßen, in deren Händen sie zu sehen man gewohnt wäre. Lorenz antwortete mit einer Bescheidenheit, welche von ihm das versprach, was er hernach geworden ist; und ehe sie auseinander giengen, schworen alle ihn und seinen Bruder als ihre eigenen Söhne anzusehen.

Die Macht der Medices war damals so gut befestiget, daß es nicht mehr möglich war, eine Parten zu errichten, um sie öffentlich anzugreifen. Die Eifersucht wuchs in geheim destomehr, als die ansehnlichsten Bürger mit Ungeduld zweyen Männern gehorchten, denen sie gleich zu seyn glaubten. Dergleichen waren unter andern die Pazzi, welche, da sie ausser dem wegen einiger besondern Ursachen des Mißvergnügens sich zu rächen gedachten, den Tod der zweyen Medices schworen.

In der Absicht sie mit einander zu ermorden, versuchten sie zweymal sie zusammen zu bringen, indem sie dieselben zu Gastmahlen einluden; da das Ungefähr gemacht hatte, daß Julian sich bey keinem einfand, faßten sie den Entschluß, ihr Vorhaben in der Kirche auszuführen. Julian fiel unter den Streichen seiner Mörder, während Lorenz Zeit hatte sich zu wehren, und denen zu entwischen, welche ihn angegriffen hatten.

Die ganze Stadt griff alsbald zu den Waffen. Man bestrafte die Schuldigen: der Pöbel haute sie in Stücke, streute ihre Glieder in den Strassen herum, und sättigte seine Wuth an den Pazzi, und an allen denen, welche er für Mitschuldige hielt. Seit dieser 1477 sich zugetragenen Begebenheit regierte Lorenz bis 1492 mit Ruhm, als ihn der Tod der Republik Florenz und Italien hinwegraffte, worin er den Frieden erhielt, und das er blühen machte. Wir

werden Gelegenheit haben, von seiner klugen Regierung zu reden.

In dieser Zwischenzeit, wo ich von den Medices zu reden mich begnügte, haben die Päpste, die Könige von Neapel, die Venetianer, die Herzoge von Mayland, und andere Fürsten oft Unruhen verursachet, woran die Florentiner Antheil genommen haben: um aber von allen diesen Kriegen einen allgemeinen Begriff zu machen, wird mir genug seyn das Urtheil, welches Machiavell davon fället, vor Augen zu legen.

Wenn keine Zeiten kamen, sagt er, welche durch einen langen Frieden ruhig waren, so waren sie eben auch durch keine harte Kriege gefährlich; denn man kann nicht sagen, daß in einem Lande Friede sey, wo oft eine Herrschaft die andere bewaffnet angreift: eben so kann man auch das keine Kriege heißen, worin keine Menschen getödtet, keine Städte verbrannt, keine Herrschaften zerstört werden. Denn diese Kriege kamen zu einer solchen Schwachheit herab, daß man sie ohne Schaden endigte. So, daß jener kriegerische Muth, welcher in andern Ländern durch einen langen Frieden zu erlöschen pflegt, durch die Feigheit der Provinzen Italiens erlosch. Daher wird man sehen, wie sich zuletzt von neuem

em ein Weg den Barbaren öffnet, und Italien wieder in ihre Knechtschaft fällt (*).

Die Völker in Italien wußten also weder den Frieden zu erhalten, noch Krieg zu führen. Die einen über die andern eifersüchtig, konnten sie nicht aufhören einander zu beunruhigen: aber ihre Kriege mußten ihnen als Spiele vorkommen, seit dem die größten Mächte nur Republiken von Kaufleuten waren, wo Handwerker und Handelsleute regierten, nachdem sie den Adel vernichtet oder unterdrückt hatten. Das, was in Italien geschah, könnte einmal auf einem grössern Schauplatz geschehen, wenn der Adel durch langsame Wege eben die Unglücksfälle erfahren müßte, welche die heftigen Bewegungen ihm in Florenz erfahren ließen: denn es würde dann keine

(*) Se non nacquero tempi, che foſſero per lunga pace quieti, non furono anche per aſprezza della guerra pericoloſi; perchè pace non ſi può affermare che ſia, dove ſpeſſo i principati con l'armil'uno e l'altro s'aſſaltano: guerre ancora non ſi poſſono chiamare quelle, nelle quali glinomini non ſi ammazzano, le città non ſi ſaccheggiano, li principati non ſi diſtruggono; perchè quelle guerre in tanta debolezza vennero che le ſi cominciavano ſenza paura, trattavanſi ſenza pericolo, e finivanſi ſenza danno. Tantochè quella virtù che per una lunga pace ſi ſoleva nell'altre provincie ſpegnere, fù dalla viltà di quelle in Italia ſpenta. Dove ſi vedrà come alla fine s'aperſe di nuovo la via a' barbari, e ripoſeſi l'Italia nella ſervitù di quelli.

keine Tapferkeit mehr geben, weil es der Adel ist, der sie erhält und allen mittheilet.

VIII. Kapitel.

Von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in Italien, seit dem zehnten Jahrhundert bis zu Ende des funfzehnten.

Der Geschmack ist die erste Eigenschaft der Seele, welche man üben muß. Ich habe es selbst erfahren; und die Bildung meiner Beurtheilungskraft hab ich weniger meinen philosophischen Studien, als dem Lesen der Dichter zu danken. In dieser Denkensart hat mich die Betrachtung der Geschichte des menschlichen Verstandes bestärket, und man darf sich nur an das erinnern, was ich von den Griechen gesagt, so wird man finden, daß ich mich nicht geirrt habe. In der That haben wir zu Sachen von Geschmack die größte Anlage, und die meisten Hülfsmittel. Mit ihnen sollten wir also unsre Studien anfangen, und wenn sie unsere Seelenkräfte entwickelt hätten, könnten wir uns mit Nutzen an andern Gegenständen üben. Folglich kann man voraussehen, daß die europäischen Völker eine schlechte Beurtheilungskraft zeigen werden, so lang es ihnen an Geschmack mangeln wird; und daß sie vortreffliche Dichter haben werden, ehe sie gute Philosophen haben: mit einem Worte, die Künste und Wissenschaften

werden in eben der Ordnung wieder aufleben, in der wir sie bey den Griechen entstehen sahen.

Diese vorausgesetzten Sätze sind auf die Erfahrung gegründet, und die Erfahrung wird sie bald noch mehr bestättigen.

Weil die Geistlichkeit der einige Stand war, welcher Schulen hielt und besuchte, so haben alle Studien im neunten und zehnten Jahrhundert in Verfall kommen müssen, indem die Geistlichkeit damals keine andere Bedürfniße empfand, als sich zu bereichern, und sich in die Regierung zu mischen.

Unterdessen erweckte der Ruf, worin die Araber wegen ihrer Gelehrsamkeit standen, einige wissensbegierige Männer aus dem allgemeinen Schlummer. In dem zehnten Jahrhundert gieng Gerbert nach Spanien, andere folgten seinem Beyspiele, und die päpstliche Würde, wozu er 999 erhoben wurde, trug nicht wenig bey, die Wissenschaften, welche er erlangt hatte, in ein glänzendes Licht zu setzen.

Nach dem Maß als die Hochschätzung die Belohnung der Wissenschaften geworden, fühlte man mehr die Nothwendigkeit, unterrichtet zu werden. Die alten Schulen wurden besuchet, man errichtete neue, und man lehrte das, was man von den Arabern erlernet hatte.

In dem Königreiche Neapel besonders wurde das Studiren mit mehrerm Ruhm angefangen. Die Araber hatten nämlich in diesem Reiche Niederlassungen gehabt, und da sie allezeit

einige Gemeinschaft mit den Neapolitanern unterhalten hatten, theilten sie ihnen um so leichter alles das mit, was sie zu wissen glaubten. Die Schule von Salerno, welche als die erste von Europa angesehen wurde, hat ihren Ruhm den Mönchen vom Berge Casino zu danken: einer von ihnen, Konstantin der Afrikaner genannt, übersetzte die Bücher der Araber gegen das Ende des eilften Jahrhunderts.

In ganz Europa war die Logik das Modestudium während dieses und des folgenden Jahrhunderts. Sie brachte die Scholastik hervor, welche nichts anders ist, als die Anwendung der Logik bey der Theologie, Methaphysik, Physik, Moral, und allem dem, was man erlernen kann, wenn man sich begnüget nur Worte zu erlernen und über Sachen zu disputiren, die man nicht verstehet. Wie diese Kunst der Weg der Hochachtung und des Glückes war, so fühlten die besten Köpfe vornehmlich die Nothwendigkeit, ihr einziges Studium daraus zu machen, und legten sich darauf mit Eifer.

Die Arzneykunst war die einige Wissenschaft, worin man im zehnten Jahrhundert sich zu üben fortfuhr. Man kann denken, was diese Kunst damals war. Unterdessen mußte man daran glauben, und man glaubte um so mehr daran, je unwissender man war. Während des eilften und zwölften Jahrhunderts half sich diese Wissenschaft mit allem dem, was zu ihrem Fortgange beytragen konnte; das ist mit der Lo-

gik und der Zauberey. Die Mönche vom Berge Casino, welche sie von den Arabern erlernet hatten, waren damals die größten Aerzte in Europa.

Es ist eine Zeit gewesen, wo die Griechen keine Gesetze hatten, und dieses Bedürfniß brachte bey ihnen Gesetzgeber hervor. Die Italiäner hingegen hatten deren nur zu viel. Die Longobarden, die Franzosen, die Deutschen, ein jedes Volk hatte seine Gesetze dahingebracht, und den römischen beygefüget; und die Anarchie, die unter den Staatsveränderungen regierte, hatte noch eine Menge seltsamer Gebräuche eingeführt. Man empfand also das Bedürfniß, dieses Chaos auseinander zu bringen: die Rechtsgelahrtheit zog die Aufmerksamkeit der Logiker an sich, und Italien war fruchtbar an Rechtsgelehrten. Aber die Rechtsgelahrtheit ist eine Art von Scholastik, welche von allen Seiten nimmt, und alles verwirret: es ist ihrer Natur eigen verhüllet zu seyn, und sich täglich mehr zu verhüllen. Je mehr wir uns darauf legen werden, desto mehr werden wir finden, daß wir Gesetzgeber vonnöthen haben, und es ist für Europa ein Unglück, daß es Rechtsgelehrte vonnöthen hat.

Die Streitigkeiten des Priesterthumes mit dem Reiche, das Schisma, welches die griechische Kirche von der lateinischen trennte, beschäfftigten auch die Gelehrten des eilften und zwölften Jahrhunderts: dieses waren zu schwierige

Materien für Zeiten, wo man in der Geschichte gänzlich unwissend war, und wir haben gesehen, was für Schlüsse man machte.

Wenn während dieser zweyen Jahrhunderte die Wissenschaften keinen Fortgang gemacht haben, muß man die Ursache davon nicht in den Kriegen suchen, welche damals Europa beunruhigten, weil die Kriege das Studiren nicht hinderten. Man studirte auch so gar mit Eifer. Es gab Männer von Witz und Genie, die gelehrt geworden wären, wenn sie anders und andere Dinge studirt hätten, als sie wirklich studirten. Aber der Gegenstand der Studien, und die Lehrart, welche man befolgte, gestatteten nicht wahre Kenntniße zu erlangen.

Was für Verbindlichkeit auch die Griechen den Barbaren gehabt haben; so sind sie sicher nicht wegen der Sachen, welche sie von ihnen genommen haben, unserer Bewunderung würdig. Ich irre mich stark, oder sie wären bessere Philosophen gewesen, wenn sie es ohne fremde Hülfe geworden wären: denn sie sind sicherer gegangen, wenn sie allein gegangen sind. Sokrates zum Exempel, konnte niemals leiden, daß ihn ein einiger Barbar an dem Führbande wie die Kinder hielt, und er war der gelehrteste von den Griechen. Die Araber sind die Barbaren der Italiäner und aller europäischen Völker gewesen, und sie haben das Genie in Feßeln geschlagen. Jahrhunderte hat es gebraucht, um sich von ei-

ner Pedanterey loszumachen, welche ärger als die Unwissenheit war.

In Egypten sind die Wissenschaften nur von den Pri stern geübet worden, und die Egyptier sind immer unwissend gewesen. Man bemerket in Europa das nämliche mehrere Jahrhunderte über. Es ist wahr, wir haben den Mönchen zu danken, daß sie die Manuscripte erhalten haben; sie würden aber auch die Scholastik und die Unwissenheit erhalten haben. Nicht in den Klöstern also muß man hoffen, die Wissenschaften wieder aufleben zu sehen: wir wollen demnach die eiteln Studien, welche man darin trieb, verlassen, und sehen, was anderswo vorgieng.

Wenn, wie ich gesagt habe, der menschliche Verstand bey Gegenständen des Geschmackes sich entwickeln muß, so werden wir den Anfang der Wissenschaften bey dem Volke finden, welches zu erst die Dichtkunst geübet hat: man beschäfftiget sich aber nur mit Gegenständen des Geschmackes, nachdem man für die dringendesten Bedürfnisse gesorget hat, und dieser Grundsatz soll uns das Volk entdecken, wo die Dichtkunst hat entspringen müssen.

Nach dem Verfalle des abendländischen Reiches, wurde die Provence, wie alle andere Länder, vielen Veränderungen ausgesetzt. Sie kam unter die Herrschaft der Westgothen, der Ostgothen, der Merovinger, der Karoliner, der Arelatischen und Burgundischen Könige: sie hatte ihre besondere Grafen: und wurde von den Sa-

razenen

razenen verheeret, welche an den Küsten des mittelländischen Meeres sich niederliessen. Aber nachdem im zehnten Jahrhundert Graf Wilhelm die Sarazenen hinausgejagt, stellte er die Seestädte wieder her, welche diese Barbaren zerstöret hatten, und die Handlung ersetzte bald den Verlust, den die Provence erlitten. Diese Provinz hat mehrere gute Seehäfen; und ihre allezeit gewerbsame Einwohner wußten die Vortheile ihrer Lage zu benutzen.

Das durch die Phocäer aus Jonien erbaute Marseille war zu aller Zeit durch seine Handlung und durch seinen Geschmack für die Künste berühmt. Durch sie fiengen die Wissenschaften an, nach Gallien zu kommen: sie wurde auf einige Weise die Mitwerberinn von Athen, und sie war eine von den Städten, wohin die jungen Römer kamen unterrichtet zu werden. Die Marseiller haben, wie ihre Vorfahren, allezeit die Freyheit geliebt: sie haben unter den Grafen von Provence derselben einige Zeit genossen: sie haben sie mit Herzhaftigkeit behauptet, und einige Ueberbleibsel von ihrer alten republikanischen Regierung bis unter der Regierung Ludwigs des XIV behalten.

Da die Einwohner der Provence sich durch die Handlung bereichert hatten, wollten sie ihrer Reichthümer geniessen. Die Dichtkunst entsproß unter den Vergnügungen, die sie hervorsuchten. Sie fiengen in dem eilften Jahrhundert an sich darin zu üben, und ihre Dichter,

die man trouveres oder troubadours nannte, welche Benennung von dem Worte trouver, zu deutsch finden abstammt, und so viel als Erfinder bedeutet, wurden sehr bald in ganz Europa berühmt. Diese troubadours gesellten sich zu den Sängern und Musikanten, die man jongleurs nannte, und mit dieser Begleitung giengen sie von einem Hofe an den andern, wo sie allezeit gut aufgenommen, und reichlich beschenket wurden. Man sieht, wie ähnlich diese Gebräuche denen sind, welche wir bey den Griechen angetroffen haben.

Diese Leute verbreiteten unter den Großen den Geschmack an der Dichtkunst. Von dem zwölften Jahrhundert an, versuchte man, nach ihrem Beyspiele, in den gemeinen Sprachen Verse zu machen. Aber erst in dem dreyzehnten hatte Frankreich an Thibault, König von Navarra, einen Poeten, welcher einiges Talent zeigte. Zu eben dieser Zeit machte Kaiser Friederich der II Verse in Italien. Wie die Dichtkunst bey einem reichen Volke hat entspringen müssen, so mußte sie auch zu Anfang von den Großen kultivirt werden. Unterdessen war das Französische und Italiänische damals noch sehr ungestalt.

Karl von Anjou, Graf von Provence bestieg den Neapolitanischen Thron 1266: auch er legte sich aufs Verse machen, und beschützte die Dichter.

Neapel schien der Sitz der Wissenschaften seyn zu müssen. Es konnte sich leicht durch die Handlung bereichern; wenn es nur ein wenig des Friedens genoß. Zu allen Zeiten hatte es Schulen gehabt, es hatte so gar die Freyheit gekannt. Eine gewesene Republik, hatte es einige seiner Freyheiten unter den Normännischen Königen behalten; es war noch im Besitze davon, als Karl von Anjou das Königreich unter seine Gewalt brachte.

Kaiser Friederich der II, überzeugt, daß unter allen Völkern seines Königreiches die Neapolitaner die fähigsten waren, die Wissenschaften zu betreiben, und daß die Schulen um so weniger gut sind, je mehr sie sich vervielfältigen, verbot anderswo als zu Neapel zu lehren: nur die Grammatik war in diesem Verbote nicht begriffen. Er zog die Lehrer herbey, welche am meisten berühmt waren, bewilligte ihnen, wie auch den Schülern, Freyheiten, und versäumte nichts um der Schule, welche er beschützte, Ruhm zu verschaffen.

Neapel fieng an unter diesem Fürsten ansehnlicher zu werden. Die hohe Schule trug dazu bey, und noch mehr, die Liebe, welche Friederich zu dieser Stadt hatte, wohin er oft kam. Der lange Aufenthalt, den die Päpste, Innocenz IV und Alexander der IV, mit ihrem ganzen Hofe allda hatten, mußte auch beytragen sie blühend zu machen.

Sie vergrösserte sich noch immer, und wurde täglich bevölkerter und herrlicher unter den Fürsten aus dem Hause Anjou, welche sie mit Gebäuden verschönerten, nnd fortfuhren die Wissenschaften zu beschützen.

Die normännischen Könige hatten ihren Hof zu Palermo errichtet. Friederich verließ zu erst diesen Aufenthalt, und Karl von Anjou nahm seinen Sitz für immer zu Neapel, als die Empörung, welche durch die Sicilianische Vesper 1282. ausbrach, ihn Siciliens beraubte, und diese Provinz unter die Herrschaft Peters des III, Königs von Aragonien, brachte. Diese Veränderung trug vieles zur Vergrösserung von Neapel bey, weil diese Stadt der Wohnsitz und die Hauptstadt der Könige aus dem Hause Anjou wurde. Karl der I, Karl der II und Robert beeiferten sich sie in Aufnahm zu bringen, und Johanna die I, ungeachtet ihrer unruhigen Regierung, versäumte nichts die Handlung in einen blühenden Stand zu setzen, und den Ueberfluß in ihrer Hauptstadt zu unterhalten. So wurde Neapel bis zu dem 1382 erfolgten elenden Tode dieser unglücklichen Königinn regieret. Aber unter Karln dem I verloren die Neapolitaner die Ueberbleibsel ihrer Freyheit; und diese benommene Empfindung würde unter ihnen das Genie erlöschet haben, wenn der Schutz der Fürsten sie nicht ersetzt hätte. Inzwischen sollte die gute Dichtkunst nicht zu Neapel anfangen, und diese reiche Stadt konnte nur den Talen-

ten,

len, welche anderswo entsprangen, Nacheiferung verschaffen.

Die Venetianer hatten sich lange Zeit mit den Wissenschaften nicht beschäfftiget. Der Handlung ergeben, haben sie anfänglich die Künste geübt, welche sie blühend zu machen dienlich sind, und sie sogar in ihren Spielen studirt: denn die bekannte Regatta ist ein Wettlaufen mit Barken und Gondeln auf dem Meere, welches dem Wettlaufen der olympischen Spiele sehr ähnlich ist.

Die Völker, welche sich in die Lagunen geflüchtet haben, hatten das Glück keine Gesetze mit sich zu bringen. Wenn sie Rechtsgelehrte gehabt hätten, würden sie ein Gesetzbuch gehabt haben, vor sie eine Regierung hatten; und ich weiß nicht, wie sie es mit unnützen und verwirrten Gesetzen sich zu regieren angegangen hätten: sie verhielten sich nach den Umständen: die Gebräuche, welche nach und nach eingeführt wurden, sind Gesetze geworden: sie machten deren, als sie das Bedürfniß davon fühlten, und ohne es zu wissen, ahmten sie hierin den Römern nach.

Gesetze, welche auf solche Art gemacht werden, würden sich verlieren, oder wenig nützlich seyn, wenn sie nicht zusammen getragen, und mit dem Ansehen der Regierung öffentlich kund gemacht würden. Hieran arbeiteten die Venetianer zu unterschiedenenmalen im dreyzehnten Jahrhundert. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie dieses Werk nur so oft vornahmen, weil sie

nicht Einsicht genug hatten, um eine Sammlung zu machen, welche die Talente eines Gesetzgebers erforderte. Unterdessen hatten sie Einsicht genug, um den Mißbrauch der Menge der Gesetze zu merken. Die ihrigen waren in geringer Anzahl, mit Genauigkeit ausgedrückt, sie erklärten die allgemeinen Fälle, und schienen oft nur die Grundlinien anzuzeigen. Wenn besondere Fälle vorkamen, bey welchen man die Gesetze nicht anwenden konnte, urtheilten die Obrigkeiten nach der natürlichen Billigkeit. Da die Venetianer sahen, daß bey den benachbarten Völkern so viele Gesetze und so viele Ausleger nur die Prozesse zu vermehren und zu verlängern dienten, wollten sie lieber sich bisweilen dem guten Verstand der Richter überlassen, als mit Prozessen eine Zeit verlieren, welche sie zur Handlung anwenden konnten.

Nichts war klüger. Auch wurde Venedig als das Land angesehen, wo die Gerechtigkeit am besten verwaltet wurde; und die Städte in Italien luden um die Wette die Venetianer ein, sie zu regieren. Die Exempel davon waren in dem dreyzehnten Jahrhundert so vielfältig, daß die Republik einen Befehl ergehen ließ, um den Edelleuten zu verbieten diese Einladungen anzunehmen. Dies geschah ohne Zweifel, weil sie sich oft ihre besten Bürger entziehen sah. Unterdessen waren die Gesetze der Venetianer nicht so einfach wie die Gesetze der Griechen, weil sie Rechtsgelehrte vonnöthen hatten. Die Repu-

blik

blik unterhielt einen unter dem Namen Consulto-re dello Stato; und hatte einen andern, welcher das Kirchenrecht lehrte.

Die Nachbarschaft von Padua reitzte die Neugierde der Venetianer. Sie wollten die berühmten Lehrer hören. Andreas Dandolo, welcher 1336 Doge geworden, war Doktor dieser hohen Schule. Andere nach seinem Beyspiele, erhielten daselbst den Doktorhüt. Die Republik, welche diese neuen Studien ermuntern wollte, bewilligte den Doktoren Vorzüge; und Venedig hatte, wie die andern italiänischen Städte, Lehrer der bürgerlichen und geistlichen Rechte und der Philosophie. Ich weiß nicht, ob dadurch die Gerechtigkeit besser verwaltet wurde: aber die Bürger waren darum nicht gelehrter.

Ein reiches Volk will früh oder spät seiner Reichthümer geniessen, und ziehet die Künste und die Künstler zu sich. Konnten die Venetianer nach Konstantinopel handeln, und sich nicht unvermerkt die Bequemlichkeiten, wovon sie den Gebrauch erlernten, zum Bedürfniß machen? Sie brachten sie also zu ihnen nach Hause, und breiteten sie in Italien aus. Andere reiche und handelnde Städte, Genua, Florenz, Pisa, Siena, Bologna trugen auf ihrer Seite auch dazu bey. Die Völker fiengen an weniger roh zu seyn: sie wollten mit mehr Gemächlichkeit leben: sie suchten Dinge des Luxus auf: sie riefen die fremden Künste herbey, und erfanden neue. Diese Veränderung geschah im dreyzehnten und vierzehnten

ten Jahrhundert; und sie brachte eine andere Veränderung in dem Geiste hervor, welcher je mehr und mehr die Nothwendigkeit, unterrichtet zu werden, fühlte. Es ist wahr, die Wissenschaften, welche man auf den hohen Schulen lehrte, machten keinen Fortgang, sie konnten auch keinen machen, weil, je berühmter die Schulen waren, desto weniger es möglich war, die Gebrechen der Studien einzusehen. Hingegen machten die italiänische Sprache und Dichtkunst einen erstaunlichen Fortgang, obwol man sie nirgends lehrte, oder vielmehr weil man sie nicht lehrte. In dieser Gattung nämlich können wir ohne Lehrmeister anfangen: wir haben nur das, was uns besser gefällt, mit dem zu vergleichen, was uns weniger gefällt. Nun ist die Empfindung ein Richter, den man nicht so leicht betriegt als wie die Vernunft, und man beweiset nicht, daß ein schlechter Vers gut ist, wie man beweiset, daß ein falscher Satz wahr ist.

Durch die Unwissenheit unglückliche und dumm gewordene Völker denken eben so wenig auf das Vergangene als auf das Zukünftige: es ist ihnen genug, sich mit dem Gegenwärtigen zu beschäfftigen. So war das Schicksal von Italien mehrere Jahrhunderte über beschaffen. In glücklichern Zeiten hatte man die Neugierde zu erfahren, was man gewesen war, und die Wissenschaft davon auf seine Nachkommen zu bringen. Die ältesten Chroniken der Venetianer sind von dem eilften Jahrhundert. Sie waren

in

in schlechtem Latein oder in einer gemeinen und barbarischen Sprache geschriebene Jahrbücher ohne Beurtheilung, ohne Wahl und ohne Kritik. Die am meisten geschätzten gehören dem vierzehnten Jahrhundert, und sind von dem Doge Andreas Dandolo verfaßt worden. Dann versuchte man eine Geschichte zu schreiben: aber dieses ist eine Kunst, welche Kenntnisse, eine Beurtheilungskraft und einen Geschmack erfordert, welche man nicht hatte. Sie kann erst nach allen andern vollkommen werden: es müssen vorher arbeitsame Sammler, Gelehrte, welche mit einiger Kritik gearbeitet, Dichter, welche die Sprache verschönert, und selbst Philosophen, welche zu sehen gelehrt haben, gewesen seyn. Venedig hatte und konnte also im vierzehnten Jahrhundert nur schlechte Geschichtschreiber haben. Man übte sich zwar daselbst in der Dichtkunst; aber sie war dort erst in ihrem Entstehen: sie war dort rauh, und die behutsame Regierung dieser Republik gab dem Genie nicht jenen Schwung, welcher die grossen Dichter machet.

Diese Schilderung, welche ich so eben von Neapel und Venedig entworfen habe, zeiget der Entstehung der Poesie günstige Umstände. Die Völker suchten die Gegenstände des Geschmackes mit Begierde auf; sie waren reich genug, sich dieselben zu verschaffen. Der Adel legte sich auf die Künste und Wissenschaften, die Könige nahmen die Talente in Schutz und munterten durch Belohnungen auf. Aber alles dieses ist nicht genug: weil der Schutz der Gros-

sen manchmal dem Wachsthume des menschlichen Verstandes mehr schädlich als nützlich ist. Zu unwissend, theilen sie ihre Wohlthaten übel aus, und ermuntern nur falsche Talente. Je mehr sie die hohen Schulen beschützten, je mehr sie ihnen Freyheiten bewilligten, je mehr sie die Lehrer belohnten, desto mehr führten sie auch den Verstand irre, und legten den besten Köpfen Fesseln an. In der That, sobald die undeutliche Schulsprache zu Reichthümern führte, war es natürlich, daß man nur dieses Geschwätze erlernte, und daß man sich wider einen jeden auflehnte, der sich unterstand eine andere Sprache zu reden.

Wo muß denn die Dichtkunst entstehen? wird man mich fragen. In einem reichen Lande, wo man, wie zu Neapel und zu Venedig, die Gegenstände des Geschmackes aufsuchen, und wo die Liebe zur Freyheit mitten unter den Unruhen erlauben wird, zu denken, und kühn machen wird zu sagen was man denket. Toskana wird also das Attika von Italien, es wird die Wiege der Künste seyn. Nicht, daß der Geist der Freyheit aller Orten gleich nothwendig ist, Leute von Talenten hervorzubringen, weil wir dergleichen in Monarchien werden entstehen sehen: sondern ich halte dafür, daß er nothwendig war, um sie das erstemal hervorzubringen. Nur den Seelen, welche sich für frey halten, gebührt es zu erschaffen, und andern Geistern eine Stärke mitzutheilen, welche sie in sich selbst nicht würden gefunden haben.

Zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, als ganz Italien zwischen dem Kaiser und dem Papste getheilet war, theilten sich die Florentiner in zwey Parteyen, und legten sich die Namen der Guelfen und Gibellinen bey. Glücklich genug, endlich diesen Parteygeist zu ersticken, regierten sie sich als eine Republik nach dem Tode Friederichs des II, welcher 1250 erfolgte, und wir haben gesehen, daß in zehn Jahren Florenz die Hauptstadt von Toskana geworden, und eine der vornehmsten Städte in Italien gewesen ist. Aber der Parteygeist fieng an, und die Regierung erduldete viele Veränderungen: zwey neue Parteyen thaten sich hervor, die Weissen und die Schwarzen. Die Parteyen der Guelfen und Gibellinen dauerten fort; und dazu kamen noch die Partey des Volkes und die Partey des Adels. Mitten unter diesen Parteyen mußten die Talente entstehen, um einem reichen Volke die angenehmen Künste zu verschaffen, deren Bedürfniß sie fühlten. In einer ruhigern Regierung hätten die Seelen keinen solchen Schwung genommen. Hätte Athen so viele geschickte Männer gehabt, wenn es nicht eine blühende Demokratie, das ist, eine reiche und durch Parteyen getheilte Republik gewesen wäre? Nein, gewiß nicht: denn die Bürger würden sich nicht mit den Künsten mit einer Art von Enthusiasmus beschäfftiget haben, wenn sie die Regierungsgeschäffte ruhiger behandelt hätten.

Alighieri Dante, 1265 zu Florenz gebohren, bildete sich unter den Unruhen, daran er Theil nahm. Er war von der Partey der Weißen, und wurde mit ihnen aus dem Lande verwiesen, als Karl von Valois nach Florenz kam. Dies ist der erste italiänische Dichter: er ist es, welcher zuerst seine Sprache verfeinerte, und er schrieb mit einer Zierlichkeit, welche man nicht bey denen findet, die geglaubt haben vor ihm Verse zu machen. Sein vornehmstes Werk ist eine Satire der Sitten seiner Zeit: er schildert sie mit den kühnsten Zügen; und man sieht, daß, um einen solchen Dichter zu bilden, ein republikanischer Geist, und sogar ein Parteygeist nothwendig war. Er starb 1321. Alsdann that sich ein neuer Poet hervor, welcher die italiänische Sprache vollends verfeinerte.

Petrarch wurde 1304 zu Arezzo gebohren, wohin sich seine zu gleicher Zeit und gleicher Ursachen wegen, wie Dante, aus dem Lande verwiesene Familie begeben hatte. Da Petraceo, sein Vater, alle Hoffnung verlor, wieder in sein Vaterland zurückzukommen, ließ er sich zu Avignon nieder, wohin Clemens der V seine Hofhaltung so eben verlegt hatte. Er bestimmte seinen Sohn die Rechtsgelahrtheit zu studiren, welche damals die Heerstrasse des Glückes war: aber der junge Petrarch wurde derselben bald überdrüssig. Die Redlichkeit meiner Seele, sagte er, gestattet mir nicht, mich einer Wissenschaft zu überlassen, welche das Verderbniß der Sitten schädlich gemacht hat.

Die

Die meisten Leute wollen die Gesetze nur wissen, um selbst ihnen entgehen zu können, oder andern zu lehren, sie ungestraft zu verletzen. Mir ist es nicht möglich, setzte er hinzu, aus dieser Wissenschaft einen der Rechtschaffenheit so widrigen Mißbrauch zu machen. Er ergab sich daher gänzlich der Dichtkunst mit einem solchen Fortgang, daß er für einen Zauberer gehalten wurde: denn Apollo, sagte man, ist kein Gott, und folglich kann er nur ein Teufel seyn. Man beschuldigte ihn auch der Ketzerey, weil er den Virgil las. Aber wenn er alle Feinde der Wissenschaften zu Feinden hatte, so hatte er alle Fürsten, welche sie schätzten, zu Beschützern. Die Florentiner, beschämt ihn unter den Verbannten zu zählen, ordneten den Boccaz an ihn ab, luden ihn ein, in sein Vaterland zurückzukommen, und wollten ihm alle Güter wieder zurückgeben, deren seine Aeltern waren beraubt worden. Petrarch starb wenig Jahre hernach zu Arqua, 1374. Ich will nicht in eine weitläuftige Beschreibung über das Leben noch über die Werke dieses Poeten mich einlassen. Andere haben es gethan: wenn man ihn also kennen will, kann man diese lesen.

Die Florentiner übten sich auch in prosaischen Aufsätzen; denn die Geschichtschreiber Johann und Matthäus Villani waren Zeitgenossen der zwey Karle und Roberte, Könige von Neapel. Andere hatten sogar vor ihnen die Geschichte geschrieben. Aber Boccaz, welchen ich eben genannt habe, ist eigentlich der erste pro-

falsche Schriftsteller, weil er in dieser Absicht der italiänischen Sprache ihren Standpunkt gegeben, welche ihm eben so viel als dem Dante und Petrarch zu verdanken hat. Er war zu Certaldo 1313 gebohren, und starb 1375 eben daselbst.

Wenn der Geschmack verschwunden ist, vergehen Jahrhunderte bis er wieder hervorkömmt, und er kömmt entweder gar nicht, oder plötzlich hervor. Es scheinet die ganze Schwierigkeit sey, sich ihm zu nähern; und daß, wenn man sich ihm nähert, man ihn nicht packen könne. Daher mußten Dante, Petrarch und Boccaz grossen Beyfall finden, und ihr Geschmack mußte jedem guten Kopfe, der sie las, sich mittheilen.

Ich unterscheide zwey Arten von Wahrheiten; die Wahrheiten der Vernunft, und die Wahrheiten der Empfindung. Die ersten sind ausser uns; und wie nahe sie seyn mögen, so können wir doch immer mit der Hand darneben tappen. Die andern, im Gegentheil, sind in uns, oder sind nicht: sich also ihnen nähern oder sie packen, ist eben das. Man kann zu meinem Verstande reden ohne mich zu belehren: aber man kann meine Seele nicht auf eine neue und angenehme Art rühren, daß ich nicht alsbald das Schöne fühle. Der Geschmack ist also eine Empfindung, welche sich schnell mittheilen muß.

Wenn man das Schöne in einer Gattung fühlet, ist man fähig es bey allen andern zu fühlen: denn es ist eben der Geschmack, welcher von der Schönheit einer Scene, und von

der

der Schönheit eines Gemäldes urtheilet. Auch fiengen die Florentiner an zu der Zeit ihres schnellen Fortganges in der Dichtkunst sich auf die Mahlerey und Baukunst mit gutem Erfolge zu legen. Cinnabue starb 1300, in einem Alter von siebenzig Jahren, und hinterließ als seinen Schüler Giotto, welcher 1336 mit Tode abgieng.

Die schönen Künste sind also im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert in Italien entstanden, und folglich lange Zeit vor dem Untergange des griechischen Reiches: Unterdessen behauptet man, die Eroberung von Konstantinopel sey die Epoche von ihrem Ursprunge, und diese Revolution sey nothwendig gewesen, um zu den Italiänern den Geschmack zu bringen, welchen sie schon hatten, und viel besser hatten, als die Griechen von Konstantinopel. Erstaunt über eine Revolution, welche Europen eine neue Gestalt gegeben hat, glaubten wir, sie habe einen Einfluß auf den Fortgang des Verstandes gehabt, weil wir vorausseţen, sie habe alles gethan. Unterdessen haben die Italiäner, wie die Griechen, sich nach sich selbst gebildet; und wenn sie den Fremden etwas zu verdanken haben, so ist es wenig. Es ist sogar gewiß, daß die Eroberung von Konstantinopel sie aufhielt, weil die griechische Sprache, deren Studium Mode wurde, die gemeinen Sprachen versäumen machte. Deßwegen brachte auch Italien im funfzehnten Jahrhundert keine so gute Schriftsteller hervor, wie der Dante, Petrarch und

Boc-

Boccaz. Nicht, daß die Gelehrsamkeit hernach zu Beförderung der Wissenschaften nicht beygetragen habe, da sie die Leute von Geschmack in Stand setzte, gute Muster zu studiren, und Materialien sammelte, wovon sie Gebrauch zu machen wußten. Eine gleiche Beschaffenheit hatte es mit der Buchdruckerkunst, welche im funfzehnten Jahrhundert erfunden wurde. Anfangs schadete sie dem Geschmacke durch die Leichtigkeit, welche sie verschaffet, gelehrt zu werden; und mancher Italiäner, der ein zierlicher Schriftsteller geworden wäre, wenn er seine Sprache studirt hätte, begnügte sich griechische Bücher zu lesen, welche gemein wurden, und rühmte sich die Schönheiten davon zu fühlen, die er schlecht fühlte. Wenn die Eroberung von Konstantinopel Wissenschaften hervorgebracht hat, so hat sie auch eine Pedanterey hervorgebracht, welche durch die Druckerey noch gemeiner wurde; und der Geschmack wird nur alsdann wieder entstehen, wenn man die gemeinen Sprachen studiren wird. Das ist, was wir sehen werden, wenn wir die Geschichte des menschlichen Geistes zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wieder vornehmen werden.

Ende des achten Bandes.

Verzeichniß
der in diesem Theile enthaltenen
Merkwürdigkeiten.

A.

Adolph von Nassau, verlohr die Schlacht und das Leben. 120.

Alexander der III, König von Schottland, starb 1290. ohne Kinder zu hinterlassen. 117.

Alighieri Dante, der erste italiänische Dichter. 564.

Anarchie des Reichs. Dessen Anfang nach dem Tode Konrads des IV. 449.

Arthur, Herzog von Brittannien stellte sich an die Spitze der Poiteviner. 25. wurde geschlagen, gefangen. ebend. bald darauf verlohr er das Leben. u. s. w.

Avignon wird gegen achtzig tausend Gulden von Clemens dem VI erkauft. 234.

B.

Balduin, Graf von Flandern wird von den Kreuzfahrern zum Kaiser erwählt. 13. von dem König der Bulgaren gefangen. 14. verlohr das Leben. u. s. w. Heinrich, sein Bruder wurde für seinen Nachfolger ernannt. ebend.

Benedikt der XI widerrufte die Bullen, und suchte den Frieden wieder herzustellen, besaß den päpstlichen Stuhl nur acht Monathe. 139.

Benedikt der XII, Nachfolger Johann des XXII, war anfänglich geneigt Ludwig dem V die Lossprechung zu ertheilen. 223. u. s. w. starb 1342. ebend.

Bianca, eine Tochter Alphons des IX, Königs in Kastilien übernahm nach dem Tode ihres Gemahls die Regentschaft. 46. Sie ergriff die Waffen wider die Waldenser. 47. 1236: als Ludwig ein und zwanzig Jahre erfüllet hatte, legte die Königinn die Regentschaft nieder. 53.

Bonifacius der III, Nachfolger Celestins des V. 116. ließ diesen heiligen Mann in einen engen Ort einsperren. ebend. Belegte den König von Dännemark mit dem Kirchenbann. 123. verbot allen Dienern der Kirche den Fürsten Geld zu verschaffen. 125. Er vereitelte die Heurath des Grafen von Valois mit der Catharina von Curtenai, einer Enklinn des Balduin. 130. wurde ohne Achtung seiner Würde schimpflich behandelt. 137. starb zu Rom den 11ten October 1303. ebend. man hat ihm die Einsetzung des Jubeljahrs zu verdanken, u. s. w.

Bulle goldene, dessen Ursprung und Verhältniß. 228.

C.

Capella, in Afrika in dem fünften Jahrhundert gebohren, war einer der vornehmsten Führer in den Wissenschaften. 370.
Celestin der V wurde 1294 zum Popste erwählt. 115. Er legte nach etlichen Monathen seine Würde nieder, und starb nach dreyzehn Monathen. 116.
Clemens der V versetzte den päpstlichen Stuhl nach Carpentras. 141. Erpreßte beträchtliche Summen von allen Kirchen. ebend.
Concilium zu Costnitz wurde eröffnet. 1414. geendiget 1418. 261. Verschiedene Verordnungen desselben. 286.
Concilium zu Pavia wurde wegen der Pest nach Siena verlegt. 323.
Concilium zu Pisa verurtheilte den Gregorius, und setzte ihn ab. 257.
Constantin der Afrikaner, übersetzte die Bücher der Araber. 549.
Cosmo Medices wird von dem Rathe zu Florenz verbannt. 537. ein Jahr darnach wieder zurückberufen. ebend. starb 1464. 541.

D.

Damiate wird nach einer Belagerung von 13 Monathen erobert. 146.
Deutschen vertrauen die Regierung des Reichs dem Philipp von Schwaben, Herzog von Elsas. 2.
Deutschland war ohne Haupt. 1250. bis 1273. 261.

Verzeichniß

E.

Eduard, der Sohn Heinrichs, verschaffte seinem Vater die Freyheit und den Thron wieder. 84. wird in Abwesenheit nach dem Tode seines Vaters als König erkannt. 106. kam 1274 in seine Staaten zurück. 107. u. s. w.

Eduard der II machte Friede mit Frankreich. 145. wurde abgesetzt, gefangen, und gab 1327 den Geist auf. ebend.

England wird mit dem Interdikt beleget. 25.

Erich der VII. König von Dännemark, wurde ermordet. 120. u. s. w.

Europäische Völker, deren Verhältniß. 324.

F.

Flaccus Albinus, Diakon der Kirche von York, lehrte verschiedene Wissenschaften. 367. war der Lehrmeister Karls des Großen. ebend.

Florenz, dessen große Veränderungen. 490. zertheilte sich wegen des Meuchelmordes des Buondelmonti. 491. dessen besondere Gewohnheit für das dreyzehnte Jahrhundert. 493. wird von Jordan erobert. 496. erhielt aufs neue die Freyheit. 499. hat sich ungeachtet der beständigen Verwirrungen äusserlich vergrößert. 504. Ursachen seiner Uneinigkeiten. 512. sechs und neunzig tausend Bürger wurden durch die Pest hingerafet. 520. wird von Gregor dem XI mit dem Interdikt belegt. 528. u s. w.

Friederich, Sohn des Heinrich, wird zum Kö-
nig erwählt. 2. ließ sich statt Otto als Kaiser
erkennen. 6. wurde zu Aachen gekrönt. 1215.
ebend. empfieng die Krone aus den Händen
Honorius des III. 8. erlaubt den Mahome-
tanern den Tempel zu Jerusalem zu behalten. 17.
erlangt durch diesen Vertrag die heiligen Orte.
ebend. Er krönte sich selbsten. ebend. Friede-
rich stirbt. 1250. u. s. w.
Friederich der III beeifert sich sehr zum Fortgang
der Wissenschaften zu helfen. 394. u. s. w.

G.

Galeazo Viskonti, Fürst von Mayland, wollte
sich als König von Italien erkennen lassen.
531.
Genua erhob sich zu einer Republik, zu Ende des
neunten Jahrhunderts. 483. u. s. w. wird von
den Sarazenen geplündert und angezündet. 485.
ergab sich mit Anfang des vierzehnten Jahr-
hunderts an Robert König von Neapel. 487.
Gregor der VII, dessen Betragen zur Zeit der Unru-
hen in Italien. 447.
Gregor der IX war in Apulien eingefallen. 17.
ersuchte alle Souverains wider Friederich die Waf-
fen zu ergreifen. ebend. er that diesen Fürsten
auf das neue in den Kirchenbann. u. s. w. stirbt
endlich aus Verdruß. 21.
Griechisches Reich dessen Ende. 310. wird von
den Franzosen gänzlich zu Grunde gerichtet.
ebend. dessen Zustand in den Wissenschaften
seit

seit dem sechsten bis zum funfzehnten Jahrhundert. 354.

H.

Heinrich der VI wird bey Lebzeiten seines Vaters gekrönt. 1. nach dem Tode Friederichs 1190 als Kaiser erkannt. ebend. Siegte über Wilhelm den III. Tankreds Sohn und eroberte Sicilien. 2.

Heinrich von Luxenburg wird unter dem Namen Heinrichs des VII zu Aachen gekrönt. 146 von den Guelfen und Robert bekriegt. Starb zu Toskana. 147.

Honorius starb, und Gregor der IX bestieg den päpstlichen Stuhl. 9.

Huß Johann, erklärte sich für die Meynung Wicklefs. 282. wird auf das Concilium nach Costniz berufen. 283 einige Tage nach seiner Ankunft in das Gefängniß geworfen, und endlich zum Feuer verdammet, ebend.

J.

Johann der II vergrösserte die Fehler seines Vaters. 202. ließ Raoul dem Kronfeldherrn das Haupt abschlagen. ebend. zeigte seine Schwachheit in verschiedenen Umständen, u. s. w.

Johann der XXII gieng mit Tod ab. 221. hinterließ in der Schatzkammer fünf und zwanzig Millionen Goldgulden. ebend. führte die Vorbehaltung von allen Stiftskirchen ein. 222.

Johann von Brienne, wollte Friederich des Reichs heraus

Herauben. 17. wurde als Kaiser von Konstantinopel erwählt. 19.
Innocenz verkündigte zwey Kreuzzüge wider Johann ohne Land und die Waldenser. 37. u. s. w.
Innocenz der IV wird 1241 zum römischen Papst erwählt. 21. begab sich nach Lyon, hielt ein Concilium, und belegte Friederich den Kaiser mit dem Kirchenbanne. ebend.
Italien, Ursachen der Unruhen. 438.

K.

Karl der Große, dessen Eifer in Erlernung und Fortpflanzung, der Wissenschaften. 365. u. s. w.
Karl der IV folgte seinem Bruder in der Regierung. 199.
Karl der V König in Frankreich, dessen Sorge für das Münzwesen. 210. und Ausrottung der Strassenräuber. ebend. hatte in Frankreich die Ruhe hergestellet. 216. starb 1380. 219
Karl von Anjou bestieg den Thron Neapels. 554.
Karl von Luxenburg wurde geschlagen. 226, wurde als Kaiser erkannt. ebend. und von Innocenz dem V zu Rom gekrönt. u. s. w. berief einen Reichstag nach Rom. 285.
Konstantinopel wird eingenommen, geplündert, und zum Theile verbrannt. 13. wird von Mahomet dem zweiten belagert und erobert. 323.

Konstantia erhielt Sicilien ihrem Sohne. 3. ließ Friederich das Königreich unter der Vormundschaft des Papst Innocenz des III. ebend.

L.

Leo Isauricus vollendete den Untergang der Wissenschaften in Griechenland. 357.

Ludwig der VIII wird nach dem Absterben seines Vaters zum König gesalbet. 43. zog wider die Waldenser 44. starb zu Auvergne. ebend.

Ludwig der heilige, ein Sohn Ludwigs des achten, bestieg den Thron, da er kaum zwölf Jahre alt war. 46. brachte alle Vasallen zu dem Gehorsam. 55. reiste nach dem gelobten Lande. 65. ward gefangen, und kam nach Absterben seiner Mutter Bianca nach Frankreich zurück. 70. dessen verschiedne Verordnungen. 79. u. s. w. Ludwig starb bey den Ruinen von Karthago. 89.

Ludwig der X folgte seinem Vater in der Regierung. 175. beschwerte das Volk mit Auflagen und starb in dem zweyten Jahre seiner Regierung. ebend.

M.

Manfred, ein Sohn Friederichs des zweiten, wird in den Kirchenbann gethan. 23. verlohr das Leben. ebend.

Marsellle wird durch die Phocäer aus Jonien erbauet. 553.

N.

Neapel, dessen Zustand bis gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. 290. wird durch Krieg verheeret. 299. wird durch die Wissenschaften verherrlicher 555.
Nominalisten und Realisten, deren Ursprung. 386.

O.

Occident, dessen Zustand der Wissenschaften seit dem sechsten Jahrhundert, bis auf Karl den Großen. 358.
Orden der Tempelherren wird in dem Concilio zu Vienne aufgehoben. 142.
Otto wird als Kaiser gekrönet. 5. verspricht der römischen Kirche alle Herrschaften zu erhalten. ebend. gieng mit Tod ab 1218.
Ottokar, König von Böhmen, weigerte sich Rudolph als Kaiser zu erkennen. 108. wird auf dem Reichstag zu Augspurg als Rebell erklärt. u. s. w. verlohr das Leben in einer Schlacht. ebend.

P.

Peripatetismus, dessen Urheber. 396.
Peter der III ward von Martin dem IV mit dem Kirchenbann belegt. 114. kam mit seiner Macht nach Arragonien, ward geschlagen, und starb an seinen Wunden. u. s. w. Es folgten ihm in der Regierung seine Söhne Alphons und Jakob. ebend.

Philipp versöhnte sich mit Otto, Herzogen von Sachsen. 4. gab ihm seine Tochter Beatrix zur Ehe. u. s: w. Erkannte ihn für seinen Nachfolger im Reich. Wird im folgenden Jahr ermordet. ebend.

Philipp August hatte seine Gemahlinn Isenburga verstoßen. 25. und sich mit einer Tochter des Herzogs von Meran verheurathet. ebend. starb in dem acht und funfzigsten Jahre seines Alters. 42.

Philipp der Kühne, schloß mit dem König von Tunis ein Bündniß 106. Ergriff wider Peter den III, König von Arragonien die Waffen. 110. und starb zu Perpignan. 114.

Philipp der Schöne hielte bey Clemens dem V wider die falschen Münzer um eine Excommunicationsbulle an. 162.

Philipp von Valois, wird nach Absterben Karls als König erkannt. 191. überlegte das Volk mit Auflagen. 199. verlohr die Schlacht und starb. 198.

R.

Richard bekriegte Philipp August. 24. versöhnte sich mit Johann seinem Bruder. ebend. starb 1199. ließ seine Staaten demselben. u. s. w.

Rom maßte sich der Annaten und anderer Pfründen an. 223. bereicherte sich durch Krieg. 467.

Rudolph von Habsburg wird nach dem Tode Friederichs zum Kaiser erwählt. 22. seine erste Ser-

ge war, die Unruhen zu hemmen. 108. Er starb im achtzehnten Jahre seiner Regierung. 109.

S.

Saladin starb, und sein Reich wurde durch innerliche Kriege beunruhiget. 10.

Sicilien. Dieses Königreich trennte sich in verschiedene Parteyen. 1. die alle Anspruch auf die Krone machten. ebend.

T.

Tankred, vom Geblüte der normännischen Fürsten, siegte über die Mitwerber von Sicilien. 2.

Toskana, dessen vortheilhafte Lage sich selbsten zu regieren. 462.

Trastamare, Graf, wurde als König von Castilien ausgerufen. 215. überwand Don Pietro, nahm ihn gefangen, und ermordete ihn mit einem Dolche. ebend.

Trennung stürzte die Kirche in eine ungemeine Verwirrung. 248

U.

Venedig, zuvor Rialto genannt, dessen Ursprung und Aufnahm. 471. machte unter sich eine Verbindung, erwählte einen Herzog oder Doge, ebend. seine Regierungsform. u. s. w.

Vesper, sicilianische. 113.

Urban der VI, bestieg nach dem Tode Gregors des XI den römischen Stuhl. 240. seine Wahl wur-

Verzeichniß der Merkwürdigkeiten.

de von Frankreich als ungültig erkannt. 241.
u. s. w. starb in dem Jahre 1389. 248.

W.

Waldenser, eine Gattung von Manichäern. 40. wurden von Raymund, Grafen von Toulouse beschützt. 41.
Wiklef, Johann, Doctor zu Oxfort, bestritte die Gerichtsbarkeit der Bischöfe. 280. dessen ketzerische Sätze. 281.
Wilhelm bestieg den Thron Englands, zum Nachtheile Roberts, seines ältern Bruders. 99. hatte Heinrich, seinen ältern Bruder zum Nachfolger. ebend.
Wissenschaften in dem mittlern Zeitalter. 347. wie sie von den Arabern betrieben worden. ebend.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS